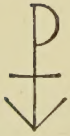
C0-DHV-541

ITALIENFAHRT

ROBERT PRECHTL

ITALIENFAHRT

EIN DEUTSCHES SCHICKSAL



PAUL LIST VERLAG LEIPZIG
MCMXXX

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Paul List Verlag, Leipzig
Printed in Germany
Buchdruck von Hesse & Becker, Leipzig
Bilderdruck von Hesse & Becker, Abt. Trenklerdruck, Leipzig

DER GEFÄHRTIN

Was Völker sterbend hinterlassen
das ist ein bleicher Schattenschlag!
Du siehst ihn wohl, ihn zu erfassen
läufst du vergeblich Nacht und Tag.
(Goethe)

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/italienfahrt0000robe

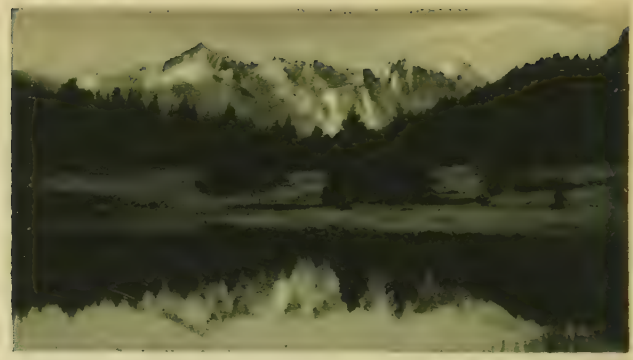
ALPEN-ÜBERGANG

ALPENBARRE

Falke heißt der fünfzigpferdige Reisewagen der uns nach Italien tragen soll. Und wirklich: wie wir geräuschlos und sicher die Bergstraße von Garmisch nach Mittenwald hinaufziehen, das hat etwas von der überlegenen Selbstverständlichkeit des Falkenfluges.

Rauher Vorfrühlingstag. Die Wiesen noch braun, keine Spur von Blatt und Blüte, nur da und dort eine Kolonie von Leberblümchen, die blank und zuversichtlich in die Welt sehen wie blaue Mädchenaugen. An den Nordhängen bis zur Straße hinab Schneeflecken. Ende April — will denn der Winter dies Jahr gar kein Ende nehmen! Sechs Monate Winter ... sechs Monate!

Die Italiensehnsucht der Deutschen ist klimatisch bedingt. Drang zur Sonne: diese einfache körperliche Tatsache ist der Urgrund einer langen Reihe politischer sozialer künstlerischer geistiger Erscheinungen. Die Gotenzüge, die Normannenfahrten, das Staufenschicksal, die ewige Katabasis des deutschen



Wettersteinwand *Photo Rodolfi*

Menschen nach dem Süden: vielleicht ist alles das nur Folge der klimatischen Tonus-Differenz. Auch uns prickelt sie in den Fingerspitzen.

*

Klais. Wasserscheide zwischen dem weiten Talkessel von Garmisch und dem engeren von Mittenwald. Höchst eindrucksvoll wie diese verschneiten Felswände, Wetterstein und Karwendel, als Gigantenmauer dastehen, den Weg nach Süden scheinbar hoffnungslos versperren. War doch auch wirklich die West-Ost-Barre der Alpen bis vor hundert Jahren sechs Monate im Jahr kaum überwindliches Hindernis.

Wir Autofahrer sind den Bedingtheiten der Reisenden von ehedem wiederum näher gerückt. Noch vor vierzehn Tagen wäre der Brenner für uns unpassierbar gewesen, genau wie für einen verfrühten Italienfahrer von dazumal. Wetter und Wind Landstraße und Quartier Tageslänge und Sonnenstand sind wiederum beachtbare Reiseumstände geworden.

Inntal bei Zirl *Photo Dornach*

Autoreisen haben etwas von Seefahrt an sich: das Windende das Freie das Abenteuervolle. Man reist nicht von München nach Rom — und dazwischen ist nichts als Maschinengeratter und Kohlenstaub: man ist unaufhörlich und die ganze Zeit auf Reise. Da ein alter ehrwürdiger Turm; dort ein schöngeschwungenes Gitter; ein ehrwürdiger Hausbaum über geducktem Bauernhaus; eine Blonde, die Wäsche spült im Bach, lacht winkt nachruft; ziehende Wolken; ein Bussard kreisend über dunklen Fichten: jede Minute ist mit Erlebnis angefüllt, voll Überraschung ist das Leben.

Es schließt sich seltsam der Kreis der Entwicklung: die Technik, die Maschine scheint sich von der Natur zu entfernen — und am Ende der Bahn führt sie zu ihr zurück.

*

Zwischen Mittenwald und Scharnitz Grenze. Wie Gefängniswärter prüfen fragen untersuchen die deutschen Zöllner den Reisenden. Als entwischter

Sträfling fühlt man sich, hat man die Grenze im Rücken.

Hier zwischen den Bergen durch wird das Hochtal immer einsamer und öder. Schnee liegt beiderseits bis zur Straße. Dann die Hochfläche von Seefeld. Sonne ringt sich durch Nebel. Hoffender Vorfrühlingstag, Felder und Wiesen überstreut mit kleinen weißen Krokusblüten. Dann eine Wendung, die letzte Barre öffnet sich, das weite Inntal liegt vor dem Blick. Steil abwärts in Serpentinen. Hier an der Südseite, der nördlichsten der drei parallelen Alpenketten, mit einemmal lindere Luft, Ahnung von Süd. Und siehe, in Zirl blühen Aprikosen an den Hauswänden, im Inntal sind die Sträucher übergrünt, die Kastanien strecken schüchtern ihre Blätter aus den braunklebrigen Knospen.

*

Innsbruck. Herrliche Lage am Fuß der nördlichen Kalkbarre, am raschen und kraftvollen Fluß, mit dem Blick über die freundlichen Dörfer auf den grünen Vorstufen der Südbarre. Heimelig die alten engen Straßen mit den Laubengängen, die Häuser muten zuweilen italienisch an, da und dort ein deutscher Kleinstadtwinkel wie von Spitzweg. Aber dann wieder will die Stadt zeigen, daß sie „Hauptstadt" eines Landes, einer Provinz, einer „gefürsteten Grafschaft" war und ist, trumpft auf, ein unbehagliches Gefühl bleibt, wie von einem kleinen Menschen der zu große Kleider trägt.

Durcheilt man als Autofahrer Landweiten, so lernt man die ganze Landschaft als Einheit, als organisches Ganzes fühlen. Man empfindet auch die Logik der Stadtlagen. Größe Art Charakter einer Stadt ist meist durch ihre Lage zwingend bedingt. Bei

Innsbruck nicht. Dieses Inntal, dieses von der Brennerhöhe senkrecht daraufgestellte Silltal sind zwei Straßen zwischen hohen Mauern. Innsbruck der Kreuzungspunkt, sonst nichts. Daher das Gefühl der Beengtheit, der Zukunftslosigkeit dieser Stadt, der Unausgeglichenheit zwischen Charakter und Lage. Dies ist die Stelle für den Hauptort des Tales, für ein größeres Zirl, für ein Mittelding zwischen Marktflecken und Stadt. Aber Innsbruck, fast abgesperrt von der übrigen Welt, nur Mittelpunkt von engem Umland und Hinterland, hat den Habitus einer kleinen Residenz. Schloß Schloßkirche Platzweiten — verlassene Zeichen einer Lebenshaltung, die man hier nicht als geographisch begründet fühlt.

*

Die Brennerstraße aufwärts. In weiten Bögen, sich in breite Talmulden einschmiegend, steigt sie allmählich empor. Die Sill stürzt tief unten wild und schäumend von Stufe zu Stufe. Da und dort ist ihre Kraft in Zwang genommen, stolze Steinmauern eines Elektrizitätswerkes, verstaubte niedere Dächer einer Karbidfabrik.

Das Tal wird enger. Matrei Steinach Gries die Dörfer, gedrängt zwischen Bergwand und Straße. Weiße Höfe mit Feldbreiten, da, dort, an den Lehnen, auf schmalen Rücken, an Steilen: man begreift oft nicht, wie solches Feld, schroff abfallend in die Tiefe, bewirtschaftet werden kann. Welche unsägliche Mühe um ein paar Sack Kartoffeln ein paar Metzen Hafer ein paar Fuhren Heu!

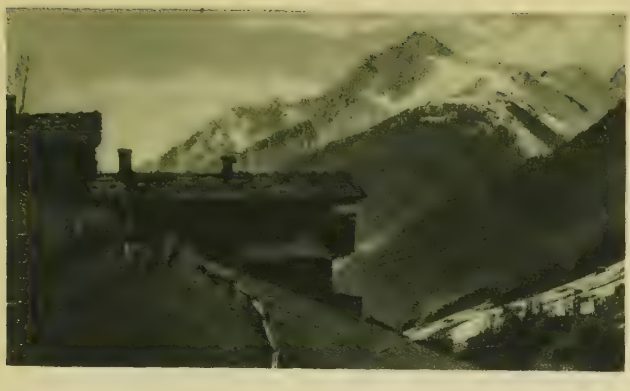
Immer schmaler wird der Bergbach. Da mit einemmal die Paßhöhe. Tief eingekerbt zwischen den Bergen, kein Ausblick vorwärts und rückwärts,

Innsbruck *Photo Dornach*

kein Paßgefühl. Ein enges ebenes Hochtal, nichts weiter.

Hier beginnt heute Italien. Dem Landfahrer wird die Sinnlosigkeit politischer Grenzen, die nicht geographisch oder ethnographisch begründet sind, gefühlsmäßig überaus deutlich. Im „österreichischen" Seefeld und im „deutschen" Mittenwald rauchen die Leute die gleiche Pfeife Tabak, bauen die gleiche Form der Häuser, tragen die gleiche Art von Sonntagswams. Und auch hier ist nichts von „Grenze" in Landschaft und Menschenschaft zu fühlen. Sie ist von politischer Willkür gezogen, man fühlt das jenseits allen politischen Ressentiments.

Nun abwärts. Die Wasserscheide zwischen Nord und Süd ist ein Stück ebener sumpfiger Wiese, in der das Schmelzwasser der Berge steht, unentschieden, soll es hüben oder drüben abfließen. Unversehens erscheint dann ein schmales Rinnsal, sickert saumselig, bald wird es breiter, da und dort rieselt ein Silberfaden von der Anhöhe hinzu, der Waldboden ist vollgesoffen von Schneewasser wie ein



Brennerstraße *Photo Dornach*

Badeschwamm, schon murmelt ein Bächlein zwischen Ufern, nun bekommt es Gefälle, nimmt andere Bäche auf, schwillt, wird mutiger, wächst sichtbar vor unsern Augen, mit einemmal läuft die Straße neben wildem tosendem Gewässer, wir fahren die Eisack talabwärts.

*

Colle d'Isarco soll in Hinkunft das ehrliche deutsche Gossensaß heißen, den frischgeprägten Namen für Sterzing habe ich vergessen. Überall italienische Soldaten, Offiziere, man versteht nicht was an diesen armseligen Gebirgsdörfern, die nur im Sommer ein kurzes künstliches Leben führen, groß zu besetzen ist.

Dieses südliche Tal ist öder steiler siedlungsärmer als das nördliche. Aber deutlich wird fühlbar wie wir von hundert zu hundert Meter in wärmere Luftschicht hinabsteigen. Am Straßenrand werden Huflattich, am Bachrand blanke gelbe Ranunkeln häufiger, die Birken sind mit grünem Schleier überhaucht. Da, mit einemmal, an geschützter Stelle

ein Pfirsichbäumchen. Und nun zwei drei viele blühende Kirschen. Immer weicher wird die Luft. Duft Dunst Brodem von frühlingsschwellendem Wald umweht uns, wie in ein wohliges Bad tauchen wir hinab.

Dann hinter Sachsenklemme weitet sich das Tal, der volle Frühling schlägt uns brausend brodend entgegen. Warmer Regen fällt ein, in grünem schwülem Dunst liegt Vahrn, Brixen. Dann in die Enge der Eisack. Stolz kraftvoll ausladend strömt der Fluß hin, den wir eben noch als zaghaftes Rinnsal aus der Taufe gehoben haben. Er zischt strudelt donnert knapp neben der Straße die zuweilen in die Felsen eingesprengt ist. Nun fahren wir wie in einer Klamm — und nun weitet sich die Enge: die Berge treten zurück, auf vorspringenden Nasen Ruinen, die Lehnen mit behäbigen weißschimmernden Anwesen bedeckt, in der Ferne ein breites silberglänzendes Band, die Etsch. Gärten und Felder in Terrassen absteigend, Weinranken wie Dächer hingezogen, da und dort in den Hausgärten lorbeerartige immergrüne Büsche, die Kirschen sind abgeblüht, Äpfel und Birnen stehen in voller Blüte, da, an einer Hauswand rieselt ein Bach blauer Glyzinien herab. Straßen zweigen ab, gepflegte Gartenanlagen schweben vorüber, Bogenlampen, nun Straßenpflaster, Läden Lauben altertümliche Ecken. Wir sind in Bozen.

*

Lage und Charakter Bozens sind von schöner Logik. In diesen weiten Talkessel ergießen sich die wirtschaftlichen und geistigen Ströme der in ihn mündenden Täler und deren Seitentäler, die selbst räumig bevölkert wohlhäbig sind. Das Vintschgau das Pustertal, das Tal der Eisack der

Talfer. Zahlreiche Paßwege führen hierher: der Brenner der Finstermünz das Stilfserjoch der Falzarego. Eingebettet in einen weiten Reichkreis von Beziehung und Verbindung liegt das Städtchen da: Austausch- und Handelsort; Knoten und Verkehrswende; Mittelpunkt reichen kultivierten in sich geschlossenen Gebietes; Anschlußpunkt zugleich an die Welt der Weite. Dieser ganze Bereich aus Nähe und Ferne strebt nach dieser Sammelstadt hin.

Wie nur wenige Landschaften weckt sie den Eindruck von Heimat und Wohnlichkeit. Man fühlt sich hier in seltsamer Weise zu Hause. So wie die Wohnlichkeit eines Hauses vom Zusammentreffen vieler Umstände abhängt: Zahl und Größe und Anordnung der Zimmer der Nebenräume der Treppe; die Räume nicht zu groß nicht zu klein nicht zu niedrig nicht zu hoch nicht zu einheitlich nicht zu wirr — so vereinigen sich auch in dieser Landschaft viele Elemente zu beglückender Harmonie. Die Talbreiten des Etschtales lassen den Blick frei schweifen, die nahen und fernen Höhen und Berge begrenzen ihn. Die grandiosen Schroffen und Klippen des Latemar und Rosengarten erzählen von Einsamkeit Romantik Abenteuer wilder Natur; die Höfe und Weiler, auf begrünte Hänge und Höhen hingestreut, getrösten uns darüber daß hier der Mensch der Natur Dienst und Fruchtbarkeit abringt.

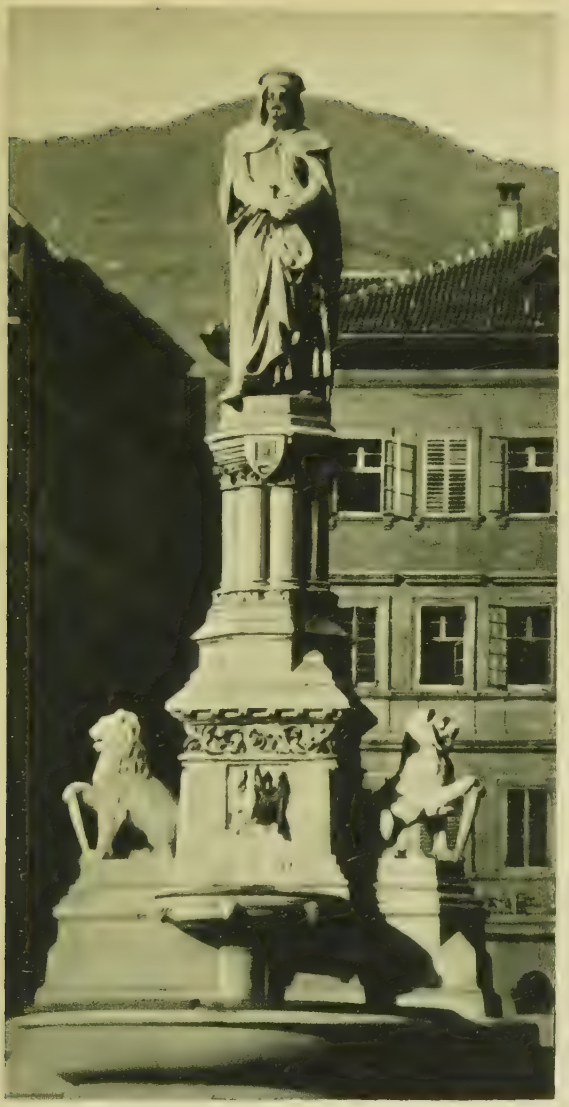
Überall auf Kuppen und steilen Rippen stehen Burgen, Mittelpunkte ehedem von Herrschaft und Kulturwillen. Runkelstein und die Haselburg, Schraffenstein und Karneid: noch bringen sie Namen und Klang alter Geschlechter und Sagen herüber. Aber Trotz und Händelsucht der nur sich selbst gehorchenden Geschlechter ist gebrochen wie

Bozen *Photo Ferrari*

ihre Türme. Sie sind herabgestiegen von ihren Horsten, der Widerstreit unzähliger kleiner und kleinster Interessen und Wünsche ist in größere Einheit befriedet, aus dem Mosaik selbständiger und selbstsüchtiger Ritter und Adelsbauern Hauptsassen und Hintersassen Herren und Lehensleute ist eine befriedete, in Verkehr und Freiheit verbundene und verflochtene, Landschaft geworden.

*

In dieser Landschaft ist Walter von der Vogelweide geboren. Und nicht nur geboren: er war in ihr beheimatet und zu Hause. Dies allein schon macht Stadt und Landschaft zu unveräußerlichem Besitztum deutscher Seele. Die großen Dichter senken tief die Wurzel ihres Wesens in das Erdreich ihrer Heimat, bis dahin wo die Quellen fließen von denen sich das auf der Krume dahinlebende Menschenvolk nährt. Sie sind nicht Geschöpfe des Zufalls, gerade heute und gerade hier geboren: wesenhaft sind sie



Walter *Photo Ferrari*

für Landschaft und Volk, höchste Blüte ihrer Kraft, Frucht der Jahrhunderte vergangenen Volktums, Same künftiger Jahrhunderte.

In Walters Liedern, in seinen politischen Kampfgesängen, atmet der Zauber dieser Landschaft in der sich Romantik und Sehnsucht von strömendem Wasser rauschendem Wald grünenden Wiesenmatten, mit Klarheit und Fülle von Feldern und Gärten Nutzung und Schmuck vereinen. Die deutsche Seele lebt in ihnen, heller und lebendiger geworden durch die schenkende Gunst eines das Leben leichter und froher machenden Klimas. Diese tiefen Quellen von Erde und Volktum dauern über alle Wandlungen der Geschichte und Schicksale hinweg. Dies ist deutsche Landschaft. Sie bleibt es. Und diese Stadt dieses Land dieses Volk bleibt Bozen, mögen auch immer die derzeitigen Beherrscher den Namen Bolzano an alle Straßenecken anschlagen.

*

Auf dem Marktplatz der Stadt steht — Symbol Erinnerung Mahnung — das Standbild dieses deutschesten Dichters. Nach Süden gewandt, in den lässig verschränkten Händen die Fiedel haltend, Abzeichen seiner Würde und seiner Bestimmung. In tiefe Schau versunken steht er da, ein Heimgekehrter. Denkt der ruhelosen Fahrten, zu denen ihn sein deutsches Wanderblut, seine deutsche Fernsehnsucht, trieb. An deutschen Höfen hat er sich umgetrieben, bei den Babenbergern beim Landgrafen von Hessen beim Erzbischof von Salzburg bei diesem und jenem Fürsten. Auf den Burgen der Großen im Donautal und auf rheinischen Rebenhügeln, in kaiserlichen Pfalzen und bischöflichen Residen-

zen, war er, der Sänger Politiker Diplomat, gern gesehener Gast. Die Freiheit seiner Standlosigkeit macht ihn mit Fühlen und Wollen aller Schichten des Volkes vertraut. Ihm gibt er — im edelsten Sinne Publizist und Tagesschriftsteller — in einprägsamen Liedern und Leichs beredten Ausdruck. In das Hin und Her innerdeutscher Fraktionspolitik ist er, aufrechter Parteigänger, verstrickt. Im Kampf gegen die Übergriffe römischer Herrschsucht steht er, dreihundert Jahre vor Luther, in leidenschaftlicher Fehde gegen den „Herrn Bobest". Und er wäre kein Deutscher gewesen, hätte er sich nicht, getreuer Gefolgsmann seines Gönners Friedrich, des großen und unglücklichen Staufenfürsten, für den nutzlosen Idealismus, die ziellose Romantik der Kreuzzüge eingesetzt. Es ist deutsche Art, es ist Art dieses niemals den Flegeljahren entwachsenden Volkes, sich immer und immer wieder für irgendwelche Nibelungentreue nutzlos zu verbluten ...

*

Denkt man dem Schicksal dieses deutschen Dichters, diesem sehr deutschen Schicksal nach; blickt man in die Gegenwart zurückkehrend auf die rotweißgrünen Fahnen die Girlanden die Blumenkörbe, mit denen der Walterplatz für den Empfang des italienischen Kronprinzen geschmückt wird, der morgen zum erstenmal die neu angegliederten, die angeblich befreiten, Provinzen mit seinem Besuch beglückt: so senkt sich ein Flor über das sommersonnige Glück dieser Landschaft. Müde Melancholie wie die des Alternden, von nutzloser Weltfahrt Heimgekehrten, steigt auf. Und die vielleicht ergreifendsten von Walters Versen kommen mir zu Sinn:

Alpenfrühling *Photo Dornach*

O weh, wie sind entschwunden alle meine Jahr!
Ist mir das Leben geträumet, oder ist es wahr?
Daß ich am Leben wäre war das ein Wahngesicht?
Habe ich geschlafen und wußt es selber nicht?
Nun bin ich wach geworden, doch ist mir unbekannt
Was vordem mir war kundig wie meine eigne Hand.
Leute und Land, wo ich in Kindheit ward erzogen,
Die sind mir fremd geworden als wäre es gelogen.
Die meine Gespielen waren die sind nun träg und alt.
Verwüstet ist das Feld, verhauen ist der Wald.
Nur noch das Wasser fließet wie es weiland floß,
Fürwahr mich will bedünken mein Unglück ist gar groß.
Mich grüßet mancher träge der eh mich wohl gekannt,
Die Welt ist allenthalben wie leer und ausgebrannt.
Wie steigt mir das Gedenken wonniger Tage auf
Die ganz versunken waren in alter Zeiten Lauf!
Wehe mir! O weh!

Schloß Karneid *Photo Ferrari*

Und weiter heißt es in dieser erschütternden Elegie, in der Einzel-Schicksal und Volks-Schicksal, Einstiges und Heutiges und Immerzeitiges wunderbar ineinander verschränkt sind:

Wie ist doch voller Jammer heute der Jugend Sinn,
Nach Klagen und nach Trauer steht ihr Gemüte hin!
Sie kennet nichts als Sorge: weh, warum tut sie so?
Wo ich zur Welt mich kehre niemand find ich froh.
Tanzen und Singen ist von Sorge ganz zerspellt,
Kein Christenmensch ersah noch so jammervolle Welt.
Die schönsten Frauen mögt ihr nun ohne Haube sehn,
Die stolzesten der Ritter in Dörper-Wämsern gehn.
Das macht: unsanfte Briefe sind her von Rom gekommen...

*

Eine Stunde von hier steht das Standbild eines andern großen Dichters. Mit herrischer Gebärde gegen Norden weisend, angetan mit der faltigen Kutte des Eiferers, die hageren Züge zur Maske eines strengen Richters seiner Zeit verzerrt: so steht Dante auf dem Marktplatz von Trient. Zwei Welten stehen sich so gleichnishaft in zweien ihrer großen Vertreter gegenüber: deutsche Romantik und lateinische Klassik; schweifende Ichseligkeit und strenger Gesellschaftswille; der Meister vielfältigen wechselnden melodischen Gesanges und der Meister eherner gehämmerter gebändigter Terzinen. Irgendwo zwischen diesen beiden Standbildern liegt die natürliche Grenze zwischen Nordland und Südland — nicht auf dem Kamm des Brenner, wohin nur historische und volkskundliche Unwissenheit, überlebte Vorstellungen einer Politik und Strategie von vorgestern, die Grenze legen konnten.

*

Noch ein deutscher Sänger war in dieser Landschaft zu Hause. Am Fuße des Schlern, nahe bei Kastelrut, unterhalb der beblümten Seiser Alpe liegt die Ruine des Schlosses Hauenstein, allwo Oswald von Wolkenstein sein wanderseliges Vagantenleben beschlossen hat. Mürrisch gries gelähmt. Einer von denen die sich von Jugend und Abenteuer nicht trennen können.

Mit seiner Eheliebsten zankend, die Kinder scheltend, dem langen Winter gram, das Geschrei von Esel und Pfau auf dem ärmlichen Burghof verwünschend, sogar die Ache im Tal schmähend weil ihre „Hurlachay" ihm das Haupt entzwei rausche. Ein wegehafter Mann, ein „Weghart" wie er sich selber nennt, hat er von jugendlichster Jugend an

als Spielmann Schnurrpfeifer Fürstenbote, als Ritter Schiffskoch Handelsmann die halbe Welt bereist. Wild pfiff ihm der Wind um die Nase. Zehn Sprachen kauderwelscht er. Eine andalusische Fürstin schmückt seine Ohren mit Juwelenringen, ihn so zu ihrem Dienstmann ernennend. In Granada ehrt ihn ein Sarazenen-Scheich. Im Getriebe des Konstanzer Konzils ist er als Vertrauensmann Kaiser Sigismunds vielfach geschäftig. Dann wieder bezieht er als dessen Partisan mit einem Fähnlein deutscher Reiter in Ronciglione gewaltige Keile von erbosten Pauern, welches wenig ruhmreiche Erlebnis er launig als „lombardische Kirchweih in Rutzilaun" abschildert.

Mit der Treue eines Dichters hängt er dem Liebesbilde seiner Jugend nach, der Sabine Jäger, die sich nichts aus dem Minnedienst dieses verbummelten Genies macht, mit ihm jahrelangen Erbstreit um sein Hauenstein führt, und schließlich ihren Troubadour eines Tages mit einem wehrhaften Haufen aushebt und ihn in Turm und Ketten setzt — beliebtes Prozeßmittel in jener faustrechtlichen Zeit. Freilich hat diese Liebe zu der widerborstigen Dulcinea diesen Don Quichotte des ausgehenden Rittertums nicht gehindert, in jeder Herberge die Zimmerdirn ins Bett zu nehmen und sotane billige Abenteuer in saftige Lieder zu setzen, die in ihrem strampfenden Rhythmus an die Saufbilder Teniers gemahnen. Beim Humpen Wein, in der verrauchten verschwelten Trinkstube, sang der einäugige langbärtige in verschossenes „Wollgehade" gekleidete Rhapsode seine Schelmenlieder Abenteuerberichte Spottverse, das Gesinge mit der Wanderlaute begleitend; und die schmunzelnden Zechkumpane fielen in den sanghaften Rundreim dröhnend ein.

Batzenhäusel *Photo Ferrari*

Er ist kein großer Dichter, dieser Wolkensteiner. Aber es ist eine deutsche Linie, die von ihm über Lenz den wilden Günther Grabbe Peter Hille zu uns herüberführt.

*

Aber was sind wir Deutschen für ein Volk! Fremdem Genius tun wir Ehre über Ehre an. Oft sind wir es erst, die fremder Größe gerecht werden, ihr den Weg zum Herzen ihres eigenen Volkes bahnen. Aber in den Zeugnissen deutscher Kunst und Art sind wir bitter wenig zu Hause. Um Dantes Sprachpanzer haben sich etwelche Dutzend deutscher Übersetzer bemüht, darunter Dichter hohen Ranges wie George und Borchardt. Und doch ist dieses Dich-

Der Wolkensteiner *Photo Largajolli*

ters Werk deutschem Wesen in seinen letzten Wurzeln fremd, wird stets nur Besitz Weniger sein. Sinn und Zweck hochgezüchteter Übertragung geht also an diesem Werk völlig fehl, deutsche Kultur ist ohne den Einschlag von Dantes Kunst nicht ärmer. Aber von den Denkmalen deutscher Sprachkunst: vom Tristan vom Parzival; vom Vogelweider von Reinmar und all den andern; von der Gudrun vom Nibelungenlied von der Edda, von andern in der Hut von Philologen verstaubenden Schätzen: von alledem gibt es in deutschen Landen bis heute kaum eine lesbare Übertragung. Keine, die ein Dichter — Klang Tonfall seelische Haltung dieser so viel männlicheren kraftvolleren hartbestimmten altdeutschen und mitteldeutschen Sprache nachschaffend — uns

geschenkt hätte, so in unsere Seelen verwandtes Seelenblut ferner Ahnen überleitend.

Zahllos sind die deutschen Ausgaben der dichterischen Werke jenes fremden Zeitalters, das wir — unser selber spottend und wissen nicht wie! — das klassische nennen. Aber noch keinem deutschen Verleger ist es beigefallen, die Werke deutscher Vorzeit in sorgfältiger Vollständigkeit gründlicher Kommentierung vollendeter Übertragung würdigem Gewand als Treudienst seelischer Verpflichtetheit dem deutschen Volke nahe zu bringen.

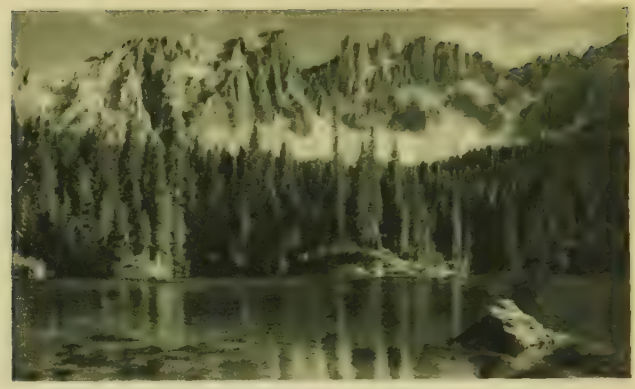
In der Auslage der Buchhandlung auf dem Walterplatz steht eine Dante-Ausgabe: drei Großquartbände, Bütten, in Pergament gebunden, Italienisch und Deutsch gegenübergestellt. Darunter liegen bescheiden zwei Reclamheftchen: Walter von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein.

Das ganze deutsche Elend packt einen an ...

TRENTINO

In der Morgenfrühe ziehen wir wieder los. Noch einmal durch die alten winkeligen Straßen. Auf den kleinen Plätzen ist Frühmarkt: Gemüse Blumen einfacher Hausrat wie ihn der Landmann täglich braucht. Leb wohl, liebes Bozen! Wie von einem guten Freund scheidet man von dieser Stadt. Traurig und froh. Aber doch mehr froh. Man fühlt noch lange den warmen treuen Druck der Hand. Und ist gewiß: wann immer man wiederkommt ist man wohl empfangen.

Nun über die Brücke. Die Häuser zerstreuen sich. Die Landschaft nimmt uns wieder auf. Rostbraune fette Erde. Weithin rosiger Blust der Apfelbäume, darunter üppig schossender Weizen. Allmählich verengt sich der weite Kessel. Rechts die Barre der Mendel, links die Vorberge des Latemar flankieren das breite Tal. In der Mitte fließt breit kraftvoll verhalten die Etsch. Gemächlich eilen wir die alte Römerstraße hin die fast schnurgerade von Norden nach Süden führt.



Latemar *Photo Ferrari*

Wieder wird in mir das Gefühl lebendig, wie uns das Auto, dieses Ergebnis letzter technischer Entwicklung, urtümlichen Verhältnissen näher bringt, von denen uns minder entwickelte technische Hilfsmittel entfernt hatten. Wir leben und reisen wiederum auf der Landstraße, der ehrwürdigen Verbindung zwischen Menschen Städten Völkern Ländern von alters her. Uns werden — wie dem Landmann dem Fuhrknecht dem Händler dem Arzt dem Seelsorger, wie jedem der das wirkliche Leben über das weite Land hingestreuter Menschen mitlebt — uns werden Anlage und Zustand Steigung und Umweg der Straße wesentlich und von lebendigem Interesse.

Wir wieder landfahrenden Menschen lernen wieder Ehrfurcht vor der Arbeit der Jahrhunderte dem Kulturwillen dem zivilisatorischen Instinkt der sich im Bau der großen Völkerstraßen ausdrückt. Aus diesem Sinn heraus fühlen wir, welch eminent kulturelles Volk die Römer waren die wir gern — überhebliche Erben einer papiernen Kultur die wir sind — als unschöpferisches ungeistiges Volk über

Sella *Photo Ferrari*

die Schulter anzusehen geneigt sind. Das Straßennetz fast ganz Europas ist von diesem harten Tatsachenvolk ohne Katasterpläne und Reißzeug vorgezeichnet worden. Oft fahren wir noch auf Straßen deren Fundamente römische Hände gegraben, fast immer folgt die neue Straße dem Zuge einer alten. Und fast alle wesentlichen Orte und Städte sind Kinder und Erben des Straßenbauwillens weit zurückliegender Jahrhunderte.

Auch die Eisenbahnen folgen mit wenigen Ausnahmen dem Entwicklungszwang, den der schöpferische Wille dieser alten Straßenbauer den kommenden Jahrhunderten eisern aufgeprägt hat. Aber wer gewohnt ist sich in geschlossenen gepolsterten geheizten geschatteten Wohnwagen auf fühllosen Eisenschienen von Ort zu Ort rollen zu lassen, verliert alles Gefühl dafür, wie sehr noch heute Schichtung und Gliederung, geistige und seelische Entwicklung des noch erdnahen Volkes von der Landstraße abhängt.

Der Autofahrer wird aus der heutigen Zeit universeller Wetterenthobenheit wieder in die Bedingtheiten der Jahrtausende entrückt, in denen Sonne und Regen Wind und Wetter große und verehrungswerte Gottheiten waren. Gebirge wird aus einem nur ästhetischen sentimentalen sportlichen wieder ein lebenbedingender Begriff. Wer noch Phantasie genug besitzt sich die Sprache der fünfzigpferdigen Maschine in die schon halbvergessene Mundart des Fuhrknechts und seiner braven Gäule zu übersetzen: der fühlt deutlich, wie die Bergrippe zwischen Tal und Tal zwei Bevölkerungen, die nur auf Büchsenschußweite beieinanderwohnen, völlig voneinander trennte. Landstraßenferne Weiler Ortschaften Gegenden waren ehedem nicht „in der Welt", sie lebten — und leben auch heute noch — ihr vegetatives von dem Wellenschlage der Zeit fast unberührtes Leben hin, wie irgendwo in den Wäldern entlegener Zeiten oder entlegener Gegenden Kolonieen von Bibern, Völker von Reihern.

*

Mit einem Male sind wir auf italienischem Boden. Deutsche Landschaft bleibt hinter uns, wir sind im „Trentino". Nicht immer sind ethnographische Grenzen so scharf ausgeprägt wie gerade hier. Ein paar Meilen hinter Bozen: und mit einem Schlage haben Landschaft und Volkschaft ein anderes Gesicht. Häuser anders gebaut, Vieh anders gespannt, Tisch anders gedeckt, Speisen anders bereitet. In diesen die Jahrtausende und alle Staatswandlung überdauernden Gewohnheiten primitiven Lebens prägen sich unverkennbar Stammes- und Volkszugehörigkeit aus. Man kann die ethnographische Grenze Schwabens mit unfehlbarer Sicherheit daran erkennen, daß in den landsüblich geführten Küchen die Suppe mit

Muskatblüte zubereitet wird. Und wer bei Salurn mit einem Male gewahr wird wie die Ochsen unter altrömischem Joch dahintrotten, schwere Gabel, deren Ende über die gebeugten Häupter drohend hinausragt: dem ist ohne alle Geographie und Ethnographie augenscheingewiß daß er sich in romanischem Land befindet.

*

Was für ein gottverlorenes Land, dieses Etschtal, in dessen Mitte Trient liegt! Ein riesiger Steinkessel, in dem nur härteste Arbeit mühselig kleine Felderstücke, Treppenabsätze für Weingärten, gewinnt. Gluthitze werfen die besonnten Felswände zurück, Schneekälte stürzt bei verhängtem Himmel von den Steilhöhen herab.

Wahrhafte Höllenlandschaft aber, Ort der Verdammten, ist das Tal zwischen Toblino und Garda. Graue Granitwände, fast zweitausend Meter aufsteigend, senkrecht überhängend, ungeheure graue Platten, wie Schilder tellurischen Riesentiers, Nashorn Krokodil Saurier. Auf der Talsohle verstreut, Saat boshafter Gigantenfaust, unförmige Riesenblöcke, hausgroß, bizarre Formen, wie Frost und Glut dieser Mondlandschaft sie aus der Felswand sprengten. In donnernden gewaltigen Sätzen kamen sie die Wände herabgepoltert, taumelten kreiselnd durch die Luft, brüllten heulten sprühten aufschmetternd Funkengarben, sprangen zurückprallend hoch, klatschten dumpf auf Kante Spitze Rund, liegen nun jahrtausendelang, drohend unselig wüst.

*

Furchtbar zu denken, daß diese verlorenen elenden steinigen Täler, diese armseligen Dörfer, diese

erbärmlichen Städte Gegenstand erbitterten Streites zwischen zwei zivilisierten Völkern waren; daß dieser Streit vielleicht letzten Endes entscheidend war für den Ausgang des Weltkrieges. Es bestanden in Österreich vor Eintritt Italiens in den Krieg Erwägungen, ob man nicht das Trentino an Italien abtreten solle. Aber Tisza, einer der Totengräber des sterbenden Österreich, soll erklärt haben: ein Staat könne zugrunde gehen — aber dürfe nicht freiwillig auch nur einen Fußbreit Landes hergeben. Die ganze Ideologie der alten Staatskunst! Landstriche Volksteile galten als „Besitz".

*

In einem Zeitalter erwachenden und erstarkenden nationalen Bewußtseins mußten notgedrungen abgesplitterte, unter fremder nicht stammesgemäßer Herrschaft stehende, Volksteile ihrer natürlichen Volksgemeinschaft zustreben. Es ist ein einfacher gesunder, heute scheinbar selbstverständlicher, politischer Gedanke, daß der aus historischen Wandlungen entstandene Grenzwirrwarr der europäischen Staaten durch „Selbstbestimmung" der Einwohner reguliert werden solle. Uns Deutschen ist der Begriff der „Irredenta" — für den wir jahrzehntelang kein Verständnis aufbrachten — nun plötzlich schmerzhaft tief in die Seele gebrannt. Nachdenklich betrachte ich die Köpfe der drei „Trientiner Märtyrer von 1916" die auf allen Ansichtskarten figurieren. Damals empfanden die Österreicher diese „Strafe für Hochverrat" als selbstverständliches Recht — wir Deutsche heute die Erschießung Schlageters als selbstverständliches Unrecht.

Wer mit durch das historische Geschehen unserer Zeit geschärften Sinnen, mit gewandelter Stellung-

Dante *Photo Alinari*

nahme zu politischen Problemen, durch die Landschaft des Trentino fährt, fühlt, welch tiefes Unrecht es war diesen Menschen die politische Auswirkung ihres Stammesgefühls vorzuenthalten. „Befreiung der unbefreiten Provinzen" — das war nicht nur politisches Schlagwort; ihm lag, soweit es sich um unzweifelhaft romanische Landesteile handelt, ein wirkliches natürliches berechtigtes Gefühl zugrunde.

Aber nicht minder augenscheinlich ist das historische Unrecht, das durch Unterwerfung offensichtlich deutscher Landesteile unter italienische Herrschaft durch Spruch des Weltgerichtshofs verübt wurde. Neue Wunde am bresthaften Körper Europas! Ewiges Hin-ufern und Her-ufern der Staatsgrenze! Heute in Ala, morgen auf der Brennerhöhe — eins so ungerecht wie das andere!

Wo wäre die Grenze nach Spruch einer höheren, von jeder politischen Bedingtheit freien Gerechtigkeit zu ziehen? Unmöglich es zu sagen. Kein Maßstab, der — selbst richtig angewandt — nicht Unrecht Unbill Härte enthielte. Denkt man dem Problem eines binationalen Grenzlandes nach, wie Bozen und Bozener Land, so scheint eine ideale Lösung selbst im reibungslosen Bereich der Idee kaum möglich. Was Wunder wenn die an sich wenig nachdenklichen Praktiker, die heute und immer die Geschichte der Völker und Staaten lenken, bei den brutalen stumpfsinnigen völlig überlebten Metoden des alten Machtstaates verbleiben! Muß doch selbst der Anhänger einer gewaltlosen Verständigung zwischen den Staaten des europäischen Kulturkreises seine Ohnmacht eingestehen, angesichts der realen Gegebenheit nationalen Bewußtseins und Zentripetal-Dranges selbst nur theoretisch befriedigende

Lösung der Grenzdilemmen in den Mischgebieten zwischen Nationalstaaten auszudenken.

*

Am Ausgang der Dämonenlandschaft des Toblinosees liegt Riva, dort wo der Gardasee aus friedlichen Breiten in diese verruchte Landschaft herüberreicht. Auf dem engen flachen Mündungsdelta der Sarca bietet ein kleiner Hafen etwelchen Schiffern und Schmugglern kärglichen Erwerb. Die Felswände der Ufer, eine hinter der andern verschoben, stürzen unwegsam steil — Kulissen eines gigantischen Theaters — ins Wasser ab, eine düstere Bucht bildend, aus der sich nach Süden der Blick ins Helle weitet.

Neben Riva-Hafen hat sich ein Kurort angesiedelt. Ort für welche Kuren? Kuren wofür? Hotelkästen mit prunkigen Terrassen, kahle Pensionshäuser mit schiefen Jalousien, ohne jegliche Gepflegtheit, ohne jene internationale Wohnkultur die solche Stätten rechtfertigt. Lieblose Gärten in denen allerlei exotisches Pflanzenzeug ratlos umhersteht. Verlogene Palmen, großtuerische Lorbeerbüsche, wie Makartbouquets von einem Tapezierer in die Erde gepflanzt.

Für solche Orte hat Strindberg den erschöpfenden Namen geprägt: Heiterbucht. Unwirkliches Haus an unwirklichem Ort für unwirkliche Menschen. Schemen Lemuren Abschaum. Nicht Heilbedürftige nicht Entspannungsbedürftige nicht Ruhebedürftige: das Geldgesindel der Großstadt, das in der Verlegung seiner Zerstreuung in neue Umgebung neuen Reiz zu finden glaubt.

Heiterbucht und sein Widerspiel Schmachsund. Zuweilen preßt sich in Namensformung tiefste Schau eines dichterischen Genius. Strindbergs gesamtes

Riva *Photo Ferrari*

Werk ist Stückwerk und Flickwerk. Nie ist es ihm gelungen, sich über seine persönliche-allzu persönliche Not zu erheben, sein einzelnes Leiden zum Leidenserlebnis Aller umzufühlen. Ein Neurastheniker der an der Schäbigkeit der Menschen und Dinge so maßlos litt, daß ihm Blick und Ausblick aus dieser Stiefwelt unmöglich war. Aber die Rachsucht des Gequälten, die monomanische Intensität des Beschatteten, ließ ihn geniale Haßworte finden, die grell überscharf unvergeßlich Eigenschaften Erlebnisse Situationen beleuchten.

Heiterbucht. Schmachsund. Gleichgültig, was er an diesen Orten geschehen sprechen fühlen ließ. Die Namen genügen. Sie reißen schonungslos Vorhänge zurück. Grausame Visionen stehen vor erschüttertem Blick. In Schmachsund leben wir, Kinder einer krank und irr gewordenen Zivilisation; nach Heiterbucht fliehen wir aus ihr hinaus — und

Riva *Photo Ferrari*

sind daselbst erst recht unentrinnbar von ihr umschlossen.

*

Riva selbst ein kleines freundliches Städtchen. Man möchte es nicht ganz ernst nehmen, es ist wie ein Kind das tut wie Große tun. Da ist ein kleiner Hafen mit Mole und kleinem Leuchtturm, richtige Fischerkutter schaukeln in ihm mit richtigen rotbraunen Segeln. Dann ist da ein kleiner Marktplatz am Hafen mit einer Apotheke und einem kleinen Hotel, in dem nicht die Fremden absteigen sondern die Reisenden in Schnittwaren und Eisenzeug. Und da sind kleine enge Straßen mit kleinen Läden in denen appetitliche Sachen appetitlich ausgelegt sind: Schinken hängen von der Decke Seite an Seite gedrängt; Mortadellas zeigen schamlos ihre gewaltigen Schnittflächen; straffe Salamen baumeln in Bünden; fettige Oliven bilden schwarze und grüne Gebirge;

dazwischen hängen zu Zier und Kost Zweige mit prallen glitzernd-frischen Lemonen und Orangen.

Man kann nicht lange durch diese Gassen wandern ohne sich seltsam verwandelt zu fühlen: andere Luft umgibt dich, dringt in dich ein. Du wirst leicht froh unbeschwert, du weißt nicht recht warum. Es ist nicht nur die Fremdheitsfreude, die Entlastung des Andersseins. Irgendetwas an diesem Volk, an seinem Lebensstil, mutet uns Nördlinge unwiderstehlich an, ein Etwas an Grazie an Formung an Beschwingtheit. Wie Nachbarin zu Nachbarin über die Straße ruft, lauter lebhafter als für unser Fühlen dem Inhalt entspräche; wie die Männer auf der Piazza in Gruppen stehen und dramatisch politisieren; wie die Carabinieri in ihrer Operettentracht mit ihrem komischen Säbel am weißlackenen Bandelier ernst behaglich dazwischen auf und ab gehen, ohne Spur von Bramsigkeit, aber doch von einer unlauten Autorität; wie Scherze hin und wider fliegen, von Gruppe zu Gruppe, von Gasse zu Fenster, von Laden zu Straße; und wie so viel so herzlich so kindsfroh gelacht wird: es herrscht ein anderer seelischer Barometerstand zwischen diesen Menschen. Man fühlt sich einem „Tief" entronnen, die Lungen atmen leichter freier rascher, ein grundloses Wohlbehagen knistert durchs Blut. Man riecht den fremdartigen scharfsauberen Geruch der Saluceria — und freut sich; man schlendert am Hafen, hört den schwarzlockigen Matrosen mit dem goldenen Ring im Ohr und der schmutzig-roten Schärpe um den Leib unbekümmert irgendeine Arie vor sich hinträllern, nicht aus der letzten Operette, sondern aus Fra Diavolo, aus dem Barbier, aus sonst einer dieser naiven und hier unsterblichen Opern — und freut sich; man liest die Firmenschilder, diese groß-

artigen übertrieben scheinenden aber so unendlich wohllautenden Namen, etwa Adelaide Salvatori, Lavatrice — und freut sich. Es ist nicht nur, weil es fremd ist, es ist wirklich etwas anderes als: Gertrud Schulze, Wäscherin. Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber, eine unwiderstehliche Verführung in dieser Sprache. Da lehnt eine junge Verkäuferin inmitten ihrer Körbe mit Salat und Finocchi in der Türe, die Arme untergeschlungen, lässig vornehm, in wahrhaft königlicher Haltung. „Buon giorno, Signor" sagt sie mit dunkler gurrender Stimme, mit leisem freundlichen Lächeln, das gleichermaßen Nähe und Distanz hält. Aber wie ist jedes dieser simplen Worte artikuliert, in Klang und Rhythmus ausgewogen. Als reiche sie eine Rose mit vorsichtiger Gebärde, die demütig ist vor solcher Vollkommenheit: so reicht das junge Weib diese paar abgegriffenen Worte hin — und es ist, als hätte sie dir eine große und wertreiche Gabe dargebracht. Das Wort, die Sprache ist diesen Menschen ein Heiligtum. Jahrhundert und Jahrhundert, Vorfahren und Vorfahren der Vorfahren haben dies Werkzeug geschmeidigt und geschmeidet; der Nachfahre hält es in Ehren und es ist etwas von Ehrfurcht darin wie er es handhabt und weitergibt.

*

Bei strömendem Regen von Riva fort. Die steilen Kehren bei Nago hinauf. Dann durch die einsame Riesenschlucht von Loppio nach Rovereto. Nun wieder die Etsch entlang nach Süden. Der Regen hört auf, dampfend preßt sich Schwüle zwischen die Felswände. Mori. Ala. Der Himmel lichtet sich. Die Flankenberge werden niedriger. Ahnung von Weite steht dahinter. Man fühlt: die Bedrängnis und Enge der Bergwelt geht zu Ende. Dort drüben, hinter die-

Bei Arco *Photo Ferrari*

sem Querkamm muß es liegen: Italien. Gleichgültig die politischen die sprachlichen Grenzen. Gefühlsmäßig ist das ganze Alpenmassiv eine Einheit. Es trennt Nordland von Südland. Erst an seinem Südhang beginnt Italien.

*

Zusammengedrängt, aber vielleicht darum um so eindringlicher, werden im modernen Landfahrer die Gefühle wieder wach die in den Landfahrern vergangener Zeiten lebendig waren. In ihm wird gegenständlich, was das cis und trans, was die Alpenbarre, was ein Alpenübergang früher seelisch bedeutete. Die Alpenvereinseinstellung schwindet, man fühlt wieder diese grandiose und grausame phantastische und gefährliche Natur als Last Gefahr und Hemmnis. Man muß sich die Jahreszeitenwechsel, die landschaftlichen kulturellen lebensmäßigen Eindrücke, die ein „Alpenübergang" auch heute noch

Nago *Photo Ferrari*

dem Autofahrer bedeutet, auf die Mühsale und Dauer solcher Reise in vergangener Zeit vergrößert, ihre Wirkung auf die unvorbereitete Seele jener Pilger Reisigen Ritter Handelsherren vertieft vorstellen: und eine der bedeutungsvollsten Geschichts- und Kulturquellen der europäischen Entwicklung beginnt wieder lebendig zu fließen.

Man denke sich diese zimbrischen Haufen diese gotischen Trupps diese Fähnlein reisiger Ritter diese kaiserlichen Heerzüge: wie sie nach einem langen düsteren traurigen — nicht durch Spiegelglasfenster Glühlampen Dampfheizung Füllofen erträglich gemachten — Winter in naßkalten regnerischen Vorfrühlingstagen von Kral Burg Stadt Pfalz aufbrachen; wie sie bergauf bergab mit Troß und Pack beschwerliche Straßen zogen; wie Gletscher Lawinen Sturzbäche Steinfälle sich als unbekannte und drohende Dämonen in den Weg stellten. Durch öde, tier- und menschenverlassene, Hoch-

täler fanden sie sich durch; zwischen himmeltürmenden angstvoll steilen Felswänden zogen sie bedrückt geängstet beklemmt dahin; offene breite Seitentäler, zuweilen ein hingebreiteter Sonnenkessel, weckten Hoffnungen, enttäuschten wieder. Dann führt der Weg durch baumloses steiniges mit riesigen Blöcken übersätes Felstal, lastend niederdrükkend wie ein Alptraum. Dann drängen sich die Felswände zur Klamm aneinander, der breite Fluß schießt rascher zwischen den Steilwänden, die Straße windet sich trotzig zwischen Flut und Fels.

Und nun mit einemmal bleiben Berg Nebel Trübe Gefahr dahinten. Die Po-Ebene breitet sich wie ein lachender smaragdgrüner Garten mit einem ganz anders blauen durchsichtigen selbstleuchtenden Himmel darüber aus; an Fluß und Kanal, an Straßenbeuge und auf Hügelkuppe sind Dörfer Märkte Städtchen Kirchen angesiedelt; an den Lehnen weiße Häuser zwischen Vignen und Zypressen hingeschmiegt; am Horizont aufragen ernst hohe schlanke Glockentürme sagenberühmter Städte: dieses fruchtbare gepflegte kultivierte Land mußte den nordischen Landfahrern als eine Art Paradies erscheinen darin das Leben leichter unbeschwerter heiterer hinfließt.

Dies ist der Austritt aus der „Berner Klause" in die Veroneser Ebene. Er wirft um. Die Fahrt durchs Trentino ist ein Präludium so voll Dissonanzen, daß dieser landschaftliche A-dur-Dreiklang wie Befreiung und Erlösung aufrauscht.

VERONA

Verona ist eine Landstadt. Zum Wochenmarkt auf der Piazza d'Erbe kommen von ringsum die Bauern auf niedrigen zweirädrigen Wägelchen dahergefahren, von flinken zierlich gebauten Pferden gezogen. Dann ist der Grünmarkt — es ist gut die Dinge zuweilen der Melodik und des Tonfalls dieser verführerischen Sprache zu entkleiden — dicht gefüllt von einem Gewimmel rustikal aussehender Menschen, die kaufen und verkaufen, tauschen und feilschen, all das landläufige Zeug das der Bauer hervorbringt, dessen er bedarf. Dieser mäßig große Platz, von Häusern mit Lauben und Läden rings umschlossen, macht den Eindruck des großen Saales einer Produktenbörse. Nach Schluß der Börse sind alle Wirtschaften dicht gefüllt von lebhaften lauten aber nie überlauten Menschen, die rühmend oder tadelnd den Verlauf der abgeschlossenen Geschäfte bereden, Neuigkeiten berichten, politisieren. Und nach der Colazione schiebt sich die Menge dicht gedrängt schwatzend lachend durch den engen

Castell vecchio *Photo Anderson*

Schlauch der Via Mazzini, bestaunt was die Stadt an den schönen Dingen des Lebens in ihren Läden feilhält, ersteht wohl auch ein bescheidenes Stück eines bescheidenen Luxus.

Dann quillt der Strom der Spaziergänger auf die Piazza Brà hinaus. Räumige Weite entlastet nach drängender Enge, lichtes Grün gepflegter Rasenplätze leuchtet auf, dunkles Laub alter ausladender Bäume schattet, von außerhalb der Stadt winken gewellte Hügel herein, da und dort steht auf ihnen ein Trupp strenger Zypressen wie eine Gruppe büßender Mönche, der schlanke Campanile von Sant Anastasia sticht in das Veilchenblau des gespannten Himmels, ganz fern grüßen die Silhouetten der Voralpen herüber. In weitem Bogen ist der Platz mit weißen Kaffeetischen besäumt, da und dort flattern die Klänge einer bescheidenen Musik durch die Luft. Hier sitzen, ruhmreicher Abschluß des erfolgreichen Tages, die Alten bei einem Becher Vermouth einem

Piazza Brà *Photo Anderson*

Glas Gelata einer Tasse Kaffee nero. Das junge Volk schlendert auf und ab, sieht wird gesehen lacht scherzt ruft, es summt in der Luft des heitermilden Abends von anspruchsloser Lebensfreude.

*

Inmitten des Platzes steht die römische Arena, ehedem Schauplatz minder anspruchsloser Freuden. Wie die Engländer, wo immer sie in der Welt Fuß fassen, alsbald einen Tennisplatz ein Fußball-Goal einen Golfgrund einrichten: so war die Arena unentbehrliches Inventarstück altrömischen Kolonisationswillens. Die Griechen bauten Theater, die Römer Schauhäuser für grausamere Vergnügungen.

Römische Arenen sind sinnfälliges Beispiel für die Schönheit reiner Zweckbauten. Das Problem war: möglichst vielen Menschen möglichst nahe Sicht auf athletische und gladiatorische Kämpfe zu gewähren, räumige Ställe für die Kampftiere, räu-

mige Kasernen für die Kampfmenschen zu schaffen, gleichzeitig Raum und Material zu sparen. So entstand dieses System von elliptischen und radialen Mauern, die in mächtigen Quaderbögen hinschreiten, ein Minimum an Material brauchend, ein Maximum an Raum bietend. Und gleichzeitig welche Harmonie im strengen Rund, in den wuchtigen Bogenspannungen dieser nüchtern-sachlichen Ingenieur-Architektur! Die optimale Konstruktion wurde zum Schema: das Kolosseum in Rom, die Arenen in Verona Padua Pola, wo immer römische Verwaltungszentren sich niederließen, überall der gleiche für die Ewigkeit errichtete Bau.

Die Veroneser Arena ist gut erhalten, nur das zweite Stockwerk ist bis auf wenige Bogen abgetragen. Wie sie da inmitten des begrünten Platzes steht wirkt sie nicht als Ruine, meint man sie diene noch zu heutigem Gebrauch. Und in der Tat: große Plakate künden an, daß demnächst in ihr ein großes Musikfest abgehalten wird. Der „Parzival" wird gegeben. Welcher Wandel der Zeit! An derselben Stelle wo vor zweitausend Jahren christliche Märtyrer in die Rachen der Löwen getrieben wurden, soll das Mysterium des Mitleids von den blutgetränkten Wänden widerklingen.

*

Wie sich die Abendschatten über den menschensummenden Platz hinbreiten wird das ungeheure Arenarund mit einem Male lebendig. Weiße Gestalten mit schwarzen Mützen tauchen über den Mauerrand auf, schreiten im Gänsemarsch dahin, winken, schwenken Flaggen, aus heller Kehle klingt wie ein Schlachtruf: Eja, Eja, Alala! Es sind Faschisten, jugendliche Verbände, sie demonstrieren für die heilige Sache. Und schon kommen andere, marschieren

im Rhythmus um den Platz: Knaben Mädchen Jünglinge, in kleidsamer Tracht, weißes Blusenhemd schwarzer verwogener Schlips schwarze verwogene Mütze, das altrömische Liktoren-Abzeichen Rutenbündel und Beil als Kokarde angesteckt.

Mag der Faschismus sein was immer: gut in Szene gesetzt ist er. Kleidsame Tracht befeuernder Kennruf Abzeichen ehrwürdigster Tradition — solche Dinge kommen dem Auszeichnungstrieb der Menschen entgegen, haben Werbekraft über alle inneren Gründe hinweg, wenden sich an die einfachsten und darum stärksten menschlichen Triebe. Die Partei ist allemal die stärkste, welche die Jugend mit welchen Mitteln immer für sich zu begeistern weiß.

*

Es ist Abend geworden. In der Via Capella stauen sich Menschen vor einer stolzen Fassade, mächtige korinthische Säulen, darüber ein ragender Giebel. Die Kirche San Sebastiano lehrt der Baedeker; grelle Lampen, ausgestellte Photobilder lehren: ein Kino. Innen hohe Wölbung, an Stelle des Hauptaltars die weiße Leinwand, Soldaten Ladenkavaliere Fabrikmädchen, Mütter mit Säuglingen im Arm.

Ein Pathé-Film rollt ab. Sentimentale Liebesgeschichte. Treue die belohnt wird, Bösewichte die ihr Schicksal ereilt, Treiben der reichen Müßiggänger: was immer und überall die kleinbürgerliche Welt als Wunschbild zu sehen begehrt. Gleichzeitig ein höchst wirksamer Propagandafilm für Frankreich, um so wirksamer weil ohne Absicht. Das Liebespaar ist nach Paris gekommen, tritt auf den Balkon des Hotels, zählt sich die Schönheiten der Stadt auf, sie erscheinen im Bild. Steigende Bewegung der Menschen auf der Leinwand, der Menschen vor der Leinwand. Da breitet die verführerische Film-

San Zeno *Photo Lotze*

diva die Arme aus und ruft: „Che città affascinante!" — und das ist all diesen Soldaten und Kleinbürgern ins Herz gesprochen, ein Samenkorn von Traum und Sehnsucht in diese empfänglichen Seelen gesenkt. Paris, Frankreich als das irdische Paradies aufgetan.

*

Am Morgen planlose Wanderung durch die Stadt. Die fröhlich hinschießende Etsch entlang die in edel ausschwingendem Bogen die Stadt umschließt. Altertümliche Steinbrücken springen in flachen Bogen über den Fluß, von Tortürmen bewacht, die am Castel vecchio mit ernst-fröhlichen Schwalbenschwanzzinnen bewehrt sind. Das Kastell der Skaliger selbst steht trotzig da, aber nicht drohend.

Umwimmelt vom Gewirr kleiner Häuser mit weinumrankten Balkons drängt sich am Ufer die schlanke Apsis von Sant Anastasia, daneben die Pfeilnadel des Campanile. San Giorgio mit seinen bescheide-

Sant Anastasia *Photo Anderson*

nen Kuppeln liegt auf freiem Platz. Schiffmühlen sind im Fluß verankert, nützen seine Gebirgsschnelle aus. Und überall Weitblick Räumigkeit frohe Heiterkeit. Die grünen Hügel der Landschaft senken sich sanft zum Fluß, die Weite der Ebene dringt in breiten Straßen bis ins Herz der Stadt. Sie ist nicht fühlbar begrenzt, Stadt wird Land, Land wird Stadt.

*

Diesem gegenwärtigen Eindruck einer soliden bescheidenen wohlhäbigen mäßig repräsentativen Marktstadt entspricht auch der historische Eindruck. Das Fürstengeschlecht der Skaliger: man braucht nur die gedrungene Figur, das behaglich-schlaue Gesicht, den salopp über den Nacken weggeschobenen Helm des Can Grande anzusehen, um zu fühlen daß diese „Tyrannen" erbliche Bauern-Bürgermeister waren. Darum haben auch die öffentlichen Bauten nichts von übermäßigem Prunk und Glanz. Die Loggia — das Rathaus — auf der kleinen freundlich-bestimmten Piazza dei Signori ist in diesem Charakter vollendet schön. Schlichte edel-geschwungene Rundbogen auf ernsten weder zu gedrungenen noch zu hochstrebenden Säulen ruhend; auf dem Sims die Abbilder berühmt gewordener Veroneser, darunter Cornelius Nepos, Freund unserer Schulbank: das alles ist ernst schön in heiterem Gleichmaß schwebend.

In der Loggia berichtet stolz eine Gedenktafel: daß nach der Schlacht von Legnano lombardisches Recht zu Kraft und Geltung gekommen sei. Es haben also auch etwelche Fähnlein dieser robusten Bauern unter einem ihrer Cans mitgeholfen, den Rittern Barbarossas Schilde und Helme einzubeulen. An diesen lombardischen Bauernstädten hat sich der Staufenkaiser die Zähne ausgebissen. Aber nie haben

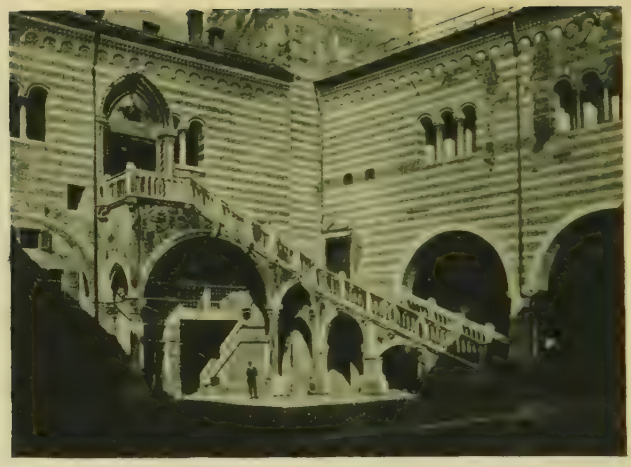
diese rotbärtigen Helden gelernt aus Unglück zu lernen. Noch nach dieser Legnano-Schlacht ist immer wieder und immer wieder deutsche Kraft und deutsches Blut an den Traum der Italien-Herrschaft verschwendet worden. Immer wieder brandete Welle auf Welle über den Alpendamm. Manfred Konrad Konradin verbluteten im apulischen Sand. Im Italienwahn seiner Fürsten ist letzten Endes das ganze deutsche Elend verwurzelt.

Der Loggia gegenüber steht in schmuckvollem Ernst der Mercato Vecchio. Ziegelarchitektur, von Sandsteinsimsen und Bögen belebt. Im Hof eine edel aufsteigende Steintreppe mit ziervollem Marmorgeländer, reich aber verhalten, durchaus bürgerlich im Grundgefühl.

In der Mitte dieses kleinen würdigen Signorenplatzes steht ein Denkmal Dantes. Auch dieses schlicht ernst gehalten. Der Dichter war einige seiner letzten Lebensjahre Gast am Hofe der Skaliger, die dem gesinnungsverwandten Flüchtling Freistatt gewährten. Der Aufenthalt in dieser kraftvoll geführten, nicht von Parteiungen zerrissenen, Stadt mag dem müd gewordenen Kämpfer wohlgetan haben.

*

Durch einen Torbogen gelangt man vom Ratsplatz auf einen engen, von hohen Gebäuden umschlossenen, Hof in dem die Grabdenkmäler der Skaliger versammelt sind. Eindrucksvoll zu sehen, wie die tüchtigen Regenten dieser Stadt in ihrem Herzen Ruhestatt gefunden haben. Eine Gasse führt über den Platz, nur ein Gitter trennt diesen Friedenshof vom Strom des Lebens der unablässig an ihm vorüberrinnt. Dicht zusammengedrängt die stren-



Mercato vecchio *Photo Anderson*

gen Sarkophage auf denen die ernsten Abbilder der Fürsten hingestreckt den letzten Schlaf schlafen. Darüber ragen Baldachine empor als strebten diese Tatmenschen aus der engen Stätte ihres Wirkens hinauf in Licht und Befreitheit. Auf ihrer einem steht die Reiterfigur des Can Grande. Sonne, die nur selten bis in die Tiefe dieses Gräberhofes dringt, umspielt sein lachendes Gesicht. Ein Mensch lebendigen Tuns sitzt da, straff und doch fröhlich, auf seinem Pferde dessen lange bronzene Decke im Winde zu wehen scheint. Nichts von dem düsteren Pathos des Colleoni der antikisierenden Gravität des Gattamelata der fernen Würde des Mark Aurel: ein Kerl aus dem Volk, der erste Bürger seiner Stadt, der erste weil er der tüchtigste ist.

Dies Denkmal ist in Wahrheit Sinnbild und Gleichnis dieser Stadt: schlicht tüchtig fröhlich. Das ist Verona.

*

San Zeno *Photo Anderson*

Diese Stadt hat so gar nichts Antiquarisches, ist so durchaus schlagendes Herz der fruchtbaren lombardischen Ebene ringsum, daß man keine Neigung hat in Kirchen und Sammlungen zu wandern. Man freut sich im Vorübergehen an der edel gegliederten Front des Doms mit dem breit vorgelagerten romanischen Torbau der von zwei schlanken gotischen Fenstern flankiert wird; an der Ziegelfront von Sant Anastasia der ein vertiefter gotischer Torbogen genugsam Schmuck verleiht; an den kräftigen Palastbauten und Prunktoren des Sammichele.

Nur San Zeno lockt zum Eintritt und man fühlt sich aufs reichste belohnt. Ein langes hohes Schiff leitet unwiderstehlich zwischen dem nur durch schmale sparsame Fenster unterbrochenen, abwechselnd auf Pfeiler und Säulen gestützten, Gewände auf den erhöhten Chor zu, vor dem auf breiter Treppe die Krypta in mystisches Dunkel abfällt.

Darüber ist der Chor durch eine Marmorschranke abgeschlossen auf dem ein strenger romanischer Christus mit den Aposteln den Unheiligen gleichsam den Zutritt zum Allerheiligsten wehrt.

Von unbeschreiblicher Würde ist die wehrende Bewegung dieses Christus. Das ist nicht der milde der duldende der segnende der durch Leiden erlösende; das ist der Lehrer der Meister der Rabbi der Herr. Strenge Falten umschließen die hagere Gestalt, kurzer harter Bart umrahmt das Gesicht, wie aus romanischem Evangeliar herausgetreten steht dieser praeceptor mundi in rotbraunem Marmor da.

Rechts und links führen von den schmalen Seitenschiffen flache Treppen zu dieser Empore, auf der — durch den Graben der Krypta und die Wehr der Apostel vom weihelosen Volk getrennt — der Hochaltar thront, von geschnitztem Chorgestühl umhegt, von magischen Farben der bunten Glasfenster überleuchtet.

*

Heute wird Mai-Andacht gehalten. In der weiten Halle sind Strohstühle in Kreisen aufgestellt, kleine Konventikel sind gebildet, Knaben Jünglinge Mädchen Frauen. Nahe mir ein Kreis älterer Frauen, kleiner Mittelstand, Färberfrauen Wäscherinnen Wehmütter. Eine von ihnen, der eine große Hornbrille höhere Ansehnlichkeit verleiht, liest aus einem Text vor, erläutert ihn, stellt Fragen, diese und jene der Frauen nickt zustimmend, macht Einwendungen. Genau kann ich dem Gespräch nicht folgen. Doch mit einem Male fällt der Name Dante. Die Vorleserin mit der Hornbrille beruft ihn als Kronzeugen für irgendeine angezweifelte Stelle.

Beneidenswerter Dichter, denke ich, beneidens-

wertes Volk das in seinem Herzen seine großen Dichter lebendig hegt. Ich glaube nicht, daß irgendwo in Deutschland Färberfrauen zum Beleg für irgendetwas sich auf Goethe berufen. Die großen Dichter der Deutschen leben einsam und abseits von ihrem Volk.

*

Der gleiche herbe und strenge Geist, wie aus den Figuren des Chorschranken, spricht aus den erzenen Türen von San Zeno. In einzelnen Schildern, durch schlichte Ornamentleisten miteinander verbunden, werden schlecht und recht die heiligen Geschehnisse des alten und des neuen Bundes dargestellt. Nicht um der Kunst, sondern um des Inhalts willen. Deutscher Glaubensgeist spricht aus diesen Tafeln. Handwerkliche Künstler vom Niederrhein mögen sie gebildet haben, auch die Figuren des Lettner möchte man irgendwo am Rhein beheimaten. Verwandtes Blut rührt mich an. Die gleiche Seele hat San Zeno gebaut und die Scaligergräber. Wir sind in lombardischem Land. Langobarden, Ostgoten, deutsche Stämme haben diesen Boden gedüngt, die Grundlagen dieser Kultur gelegt als die römische Kolonialkultur zusammenbrach. Verona: das ist das Bern der deutschen Sage. Der Name des großen Gotenkönigs Theoderich — Dietrich von Bern — ist mit dieser Stadt unlösbar verbunden.

An solcher Stätte wird man nachdenklich und bedenklich über den Begriff der Nationalität, der in der neueren Geschichte zu so überragender Bedeutung gelangt ist. Die Lombardei ist deutscher Blutboden, deutscher Kulturboden. Bedeutungsvoll, vielleicht entscheidend, wurde die nachantike Geistesgeschichte Italiens von hier aus beeinflußt. Lionardo ist schon für den flüchtigsten Augenschein ein Deut-

Can Grande *Photo Lotze*

scher, ein Langobarde, ein „Langbart". Und Dante — Aldigher ist sein Vorname — berühmt sich wiederholt seines lombardischen Blutes. Aber eben dieses großen Mannes große Tat, die Schaffung der italienischen Sprache, hat das Stammes- und Blutchaos zwischen Alpen und Sizilien zu einer großen Gesamteinheit eingeschmolzen. Über alle Unterschiede von Stamm Blut Kultur hinweg hat sich ein neues Volk gebildet, das sich als politische Schicksalseinheit, als Sprachnation fühlt.

APENNIN

EBENE UND GEBIRG

Von der Arena führt eine breite allzubreite Straße schnurgerade zur Porta Paglia, dem Südtor der Stadt. Nüchterne Verwaltungsgebäude gleichgültige Miethäuser säumen sie ein. Am Ende weitet sie sich zu verstaubten Rasenplätzen wo an den Markttagen Rinder und Pferde zur Schau gestellt, Buden und Zelte zu Kauf und Kurzweil errichtet sind. Weit draußen grenzt die Stadtmauer, das Glacis, mit dem zur Zeit der aufkommenden Artillerie Festungsstädte umgürtelt wurden. Ein breites Torgebäude mit Säulen Rustikaquadern kriegerischen Emblemen durchbricht den Wall: Kulisse in römischem Geschmack mit dem sich das Kriegertum jener Zeit so gern drapierte.

Vor dem Tor der Campo Santo, eine kurze Doppelallee führt auf ihn zu, uralte breite Zypressen in düsterm angestaubtem Grün, Trauerpylonen ähnlicher als Bäumen. Wir biegen ab, eine breite Heerstraße nimmt uns auf, bald zweigt sie sich wie ein Fächer: dort nach Rimini da nach Bologna hier

nach Modena. Wir halten uns rechts, wir wollen nach Parma, von da über den Apennin hinüber ans Ligurische Meer. Eine vage Vorstellung von Bergeinsamkeit unberührten Tälern in Frühlingsschmuck blühender Wildnis schwebt uns vor. Und dann das Meer, das Meer! Klippen und Felsküste und blaue Tiefe und salzatmiger Wind und Sonne und Blumenrausch. Erst hinausgefegt was die Kriegsjahre die Gefangenenjahre die Winterjahre aufspeicherten in der Seele. Dann, reingebadet, im Falkenflug durch das Land.

*

Welch eine Straße für Landfahrer! Noch trollen heimkehrende Marktbesucher auf ihren kleinen zweirädrigen Wägelchen dahin von muntern gepflegten Pferdchen gezogen. Bald sind sie hinter uns, eingehüllt in unfreundliche Staubwolke, nun liegt die Straße schnurgerade bretteben vor uns. Mit leisem Pfeifen legt der Falke los. Die Nadel des Tachometers steigt von Minute zu Minute. Nun sechzig, nun siebzig, nun fünfundsiebzig, nun achtzig, nun fünfundachtzig, nun pendelt sie um neunzig, bleibt hier im Gleichgewicht. Ein leichter Rausch der Schnelligkeit benimmt die Sinne. Die Maschine surrt und summt wie eine Dynamo, Widerhall der Telegraphenstangen schlägt rhythmisch ans Ohr, so sausen wir hin durch die unendliche Ebene. Wir sind spät, die Sonne senkt sich schon gegen Westen, vor Abend müssen wir in Parma sein.

Kaum mäßigen die Ortschaften unsere Eile. Das sind nicht Dörfer nach deutschem Begriff. Rechts und links der breiten Heerstraße dicht angesiedelte Häuser; vor der Osteria einige Tische und Rohrstühle im Straßenstaub; eine mächtige Kirche mit

Po-Ebene *Photo Stödtner*

prunkiger Barockfassade zu der breite Treppen hinaufführen: so sehen diese mittleren Orte der Po-Ebene aus. Antlitzlos nüchtern geschichtslos trotz ihres Alters.

Anders die Städte, selbst die kleinen und kleinsten: sie alle haben ausgeprägten Stadtcharakter. Da ist der viereckige gepflasterte Hauptplatz mit dem Podesta-Gebäude und den Kaffeehäusern in den Laubengängen; da sind die Palazzi alter Geschlechter, verwahrlost aber mit nach außen gerichteter Haltung verarmten Adels; da ist die Stadtmauer, zu Verteidigung nicht mehr nütze, doch noch immer scharfen Trennstrich ziehend zwischen Stadt und Land.

Es ist als habe hier von je und eh die Stadt alles höhere Kulturleben einer Gegend in sich hineingesogen, doch nichts wiedergegeben. Hier gibt es nicht die gewachsenen Übergänge deutscher Siedlung:

Weiler Dorf Burgdorf Markt Landstadt Stadt, jede aus den Bedingungen der Landschaft und ihrer Geschichte geworden, jede einen Verband höherer Ordnung darstellend, verwachsen geblieben mit den Urzellen der Besiedlung des Landes: den Höfen der saßhaften Bauern.

Hier war am Anfang die Stadt. Es ist Kolonialland. Die erobernden Römer setzten sich fest, errichteten ein castrum, ein befestigtes Lager, bauten Straßen, warfen ein Netz von Kolonisten über das Land, das Lager wurde Verwaltungsmittelpunkt, militärischer Mittelpunkt, wurde Stadt. Die Beamten Offiziere Händler kamen aus Rom in die „Provinz", und mit dem naturfernen rein städtischen Sinn der Römer mühten sie sich allüberall, ein Klein-Rom zu schaffen.

In deutschen Landen war am Anfang der Bauer. Er war ein kleiner König — der Graf Herzog König ein großer Bauer. Auf der Wirklichkeit des Sitzens, des Be-sitzens, baut sich dort das Staatswesen auf — in römischen Landen auf der Rechtskonstruktion des Eigentums.

Dieser Gegensatz zwischen „Stadt" und „Land" hat sich durch die Jahrtausende und durch alle Wandlungen der Geschichte erhalten. Hier dient das Land lediglich der Nutzung — alle Kultur sammelt sich ausschließlich in der Stadt.

*

Erstaunlich wie intensiv das Land genutzt wird. Die weite Ebene ist fast gleichmäßig in Flächen von etwa einem Morgen Größe abgeteilt durch Anpflanzung von Maulbeer- oder Weidenbäumen und zwischengezogenem Wein. Dadurch ist das Land gleichsam in Gartenparzellen zerlegt. Gartenmäßig

ist auch die Bebauung. Die Erde wird noch häufig mit Spaten umgegraben, Maschinenanwendung ist auf diesen Kleinparzellen fast unmöglich. Kanäle und Unterkanäle durchziehen das Land, geben dem Boden ein Höchstmaß an Fruchtbarkeit. Etwa zwanzig Morgen Land stellen das dar was man hierzulande ein „podere" nennt, jene Fläche die einer Familie Auskommen gewährt. Dies ist eine nur kleine Fläche: aber Klima und Fleiß erbringen ihr weit höheren Ertrag als dem nordischen Bauern. Hier trägt die Erde drei Ernten. Klee Gemenge Grünmais Weizen stehen schon hoch im Halm, werden Anfang Mai geerntet. Hierauf wird erst die eigentliche Brotfrucht des Landes, der Mais, angebaut und gibt im Herbst zweite Ernte. Außerdem bringt die Erde Wein, weiter im Süden Öl, als Zwischenfrucht. Und die Blätter der Maulbeerbäume, die Zweige der Weiden dienen als Material zu allgemein verbreiteter Hausindustrie.

Diese Gunst von Boden und Klima bringt dem landbebauenden Menschen andere Voraussetzungen physischer und damit seelischer Art. Das Leben dieser Landleute ist nicht wie das der nordischen ein steter harter Kampf gegen die widerstehende Natur. Nicht drängt sich die Arbeit auf eine Jahreshälfte zusammen sondern verteilt sich fast gleichmäßig aufs ganze Jahr. Nicht wird sie in gleichem Maße durch unerwartete Witterungsgestaltung gefährdet. Man sieht es den Menschen an, daß das Leben hier weniger hart ist als im Norden. Sie sind fleißig, sehr fleißig. Aber die Arbeit ist — wie überall Gartenarbeit — weit weniger Last. Nicht dem Einfluß eines langen trüben Winters ausgesetzt sind die Menschen minder dumpf und stumpf. Auffallend wenn nach Feierabend Frauen und Mädchen vor der Tür

Mantua *Photo Alinari*

an der Straße sitzen, zu Rad nach dem Städtchen fahren. Sie tragen das landübliche schwarze Wollkleid — aber in Haartracht Haltung Beschuhung ist eine Lebenshaltung erkennbar die wir als bürgerlich bezeichnen. Gleichen die Töchter unserer Kleinbauern rauhgewöhnten Mägden denen nur Sonntags etwelche Pflege und Putz möglich, so sind diese hier nach Feierabend ich möchte fast sagen Damen.

*

Das andere Verhältnis dieser Landleute zum Boden prägt sich auch in der Art des Hausbaues aus. Der deutsche Bauer hat einen „Hof", der italienische ein „Haus". Noch die größten reichsten feudalsten Bauernhäuser etwa Westfalens oder Bayerns tragen die Kennmale ihrer Herkunft: sie sind große Hütten deren schwer gewalmtes Dach in erster Linie zu Schutz vor Wetterunbill und Kälte dient. Das italienische Bauernhaus unterscheidet sich in nichts

Parma *Photo Alinari*

als in der Größe von der „Villa" des Großbesitzers, des auf dem Lande in seinem Garten wohnenden Stadtmenschen. Ein einfacher klarer Grundriß: würfelförmiges Haus, oft mit turmartigem Anbau, gegenüber das Wirtschaftsgebäude. In der ganzen weiten Ebene zerstreut liegen die kleinen Häuser inmitten ihres Podere, ihrer Ferma.

Diese gartenartige Kultur des Landes macht, daß hier die Natur den Charakter der Natur verloren hat. Auch die völlig in Kultur stehenden Gegenden Deutschlands, auch die weiten norddeutschen und östlichen Ebenen, behalten in hohem Maße den Charakter der Unberührtheit, der Freiheit. Ungehindert schweift der Blick über Felder und Wiesen, die Grenzziehung, deutlichstes Markzeichen menschlicher Besitzergreifung, ist unsichtbar. In dieser Ebene aber ist der Blick überall durch Hecke Zaun Mauer Graben gehemmt, die gepflanzten Bäume hindern Ausblick Weitblick.

In dieser Ebene gibt es keinen Horizont. Hier fehlen auch völlig jene phantasieerregenden Momente die Reisen in nordischem Flachland so ungemeinen Reiz verleihen: nicht unterbrechen ferner Turm hochragende Windmühle einsames Haus alleinstehender Baum die Weite des Raumes, seine Einsamkeit und Stille um so stärker fühlbar machend.

*

Es wird Abend. Ohne Aufenthalt durchfahren wir kleine Städte deren Name Erinnerungen verflossener Bedeutung weckt: Guastalla, Mantua, wie stockende Teiche liegen sie da, der Strom des Lebens rauscht fern an ihnen vorbei, verfallende Palastfronten vermorschende Prunkkirchen ruhmredige Denkmäler sprechen von glanzvoller Vergangenheit.

Nun über den Po, den Nährvater dieser weiten Ebene, der sich träge und breit dahinwälzt. Meilenweit läuft die Straße auf Dämmen, über Marschland, in dem lichtgrüne Reisfelder unter Wasser stehn. Immer tiefer sinkt die Sonne. Pappeln werfen lange schmale Schatten. Die Straße ist verödet. In kahlen Küchen sitzen die Leute um ihr Mahl. Da steigen in der Ferne Türme auf, hier und da gleiten wir an verstaubten Fuhrwerken vorüber die der Stadt zustreben, in der Dunkelheit fahren wir in Parma ein.

*

Die engen Straßen sind strahlend erleuchtet, laut schwatzendes Volk füllt Bürgersteig und Fahrdamm. Vor den Kaffees sitzen Offiziere; Stutzer mit hochgebranntem Lockenkopf (dies ist die neueste Mode) schlendern dahin; Mädchen in hellen Kleidern promenieren Arm in Arm. Vor den schreiend beleuch-

teten Kinos staut sich der Strom. Lachen Rufen fröhliche Gesichter. Morgen ist Sonntag, die ganze Stadt ist von der Heiterkeit des Vorabends erfüllt.

Mit einiger Mühe landen wir in unserm Hotel. Kleiner italienischer Gasthof, freundlich und sauber, mutet behaglich altertümlich an. Staubmüde sonnenmüde freuen wir uns auf Ruhe. Aber Sonnabend ist nur einmal in der Woche. Auf dem kleinen Platz vor unsern Fenstern ist anscheinend Freiluft-theater. Bis zum Morgengrauen rumort es da herum. In den schweren Autoschlaf dringt zuweilen eine helle Tenorstimme, zuweilen Mandolinenmusik, zuweilen leidenschaftliches Geschelte. Aber was verschlägts. Dieses laute Leben auf Gassen und Plätzen ist uns nördlichen Höhlenbären immer wieder beglückend neue Erfahrung. Unser Leben spielt sich jahraus jahrein zwischen geschlossenen Wänden ab. Nur selten entrinnen wir der Höhle, und dann rennen wir ans Meer ins Gebirg in den Wald, dahin wo sie am einsamsten sind, um uns endlich mal seelisch auszubrüllen. Diesen südlichen Menschen sind Straße und Platz und Kirche und Kaffee gemeinsamer Wohnplatz, hier spielt sich das eigentliche, das wirkliche Leben ab, ein Band von Unbefangenheit umschlingt alle zu einer fühlbaren Gemeinschaft. Der Offizier und der Gemeine der Signor und der Facchino der Padrone und der Contadino sind nicht durch unüberbrückbare Klüfte voneinander getrennt. Der Korso das Kaffee das Lachen der blaue Himmel ist allen gemeinsam — wie sollten sie sich nicht irgendwie eins fühlen?

*

Sonniger freudiger Sonntagsmorgen. Von allen Kirchtürmen bimmelt und bammelt es. Auf dem Platz vor unserm Fenster stehen die Burschen in Gruppen

Correggio

herum, in patziger Zeithabigkeit, wie sich das am Sonntag gehört.

Beim Frühstück Kriegsrat: ob wir hier bleiben oder gleich weiterfahren sollen. Gewichtige Gründe sprechen für Bleiben. Zunächst steckt in uns als braven Deutschen der Wissenshamstertrieb. Wir erinnern uns daß hier in Parma der durchaus nicht unbeträchtliche Correggio gewirkt hat und seine wesentlichsten Werke sich hier befinden — darunter in der benachbarten Certosa die lockeren Fresken im Schlafzimmer der Äbtissin, ein Zusammenklang der perversen Reizes nicht entbehrt. Und schließlich würde es den Heimgekehrten zu erheblichem Ansehn gereichen: denn auf hundert Zeitgenossen die in Rom waren kommt noch nicht einer der in Parma war. Aber alle diese Gründe werden alsbald in den Wind geschlagen: es ist zu lockend an solchem kühl-sonnigen Tag in die Verschwiegenheiten der

Dom Parma *Photo Alinari*

Berge zu tauchen, in sechs Stunden am Meer zu sein. Kurz, wir fahren. Nur den Dom wollen wir sehen, denn Dome sammeln ist einer der Zwecke unserer Reise.

*

Mit Mühe tuten wir uns durch das Gewimmel der Straßen. An einer Ecke müssen wir halten: der Stadtplan hat sich wieder mal geirrt. Lebhafte Auseinandersetzung an Bord, ob wir voran rückwärts rechts links fahren müssen; eine fünfte Richtung gibts zum Glück nicht. Ein vorüberfahrender Radler erbietet sich uns zu führen. Es stellt sich heraus daß wir nur hundert Schritt vom Dom entfernt sind.

Der Dom steht zwischen Häusern eingeklemmt auf einem kleinen Platz. Ernste dunkle romanische Fassade. Gegenüber in gleich ernstem Ton gehalten ein mehrstöckiges Baptisterium mit schönen Bogengalerien. Wir lassen das Auto in Hut eines gefälligen Mannes, treten ein, der Radfahrer geleitet uns.

Innen zeigt sich die Kirche in großer Gala. Die Pfeiler sind mit rotem Brokat verkleidet, Fahnen Kreuze schwanken in Ringen, auf allen Altären flakkern Kerzen, tief herab hängen Kristallkronen mit Hunderten von Lichtern besteckt, in der Kuppel schwingen sich Engel in dramatischer Bewegung auf zu Gottes und der Heiligen Wolkenthron. Vor der Kanzel ist ein breites Podium aufgerichtet, mit violettem Samt ausgekleidet, vor einem feierlichen Lehnsessel mit gesticktem Wappen steht ein hagerer Mann in violettem Ornat, spricht leidenschaftlich zu der Menge die um das Podium herum sitzt steht sich drängt. Es ist ein Delegat aus Rom, heute ist Werbetag für christliche Mission zur Ausbreitung der alleinseligmachenden Lehre unter den Heiden.

Nichts von Salbung, von seelsorgerischer Langeweile ist an diesem Priester. Das ist ein Kämpfer. Mit starken Schritten geht er zuweilen auf und ab, hält ein, tritt vor, unterstreicht mit leidenschaftlicher Geste, wirft zuweilen ein Witzwort in die Menge. Prachtvoll wie er die Zuhörer fest in der Hand hat, sie packt zwingt führt. Es verschlägt nichts daß zuweilen Lachen beifälliges Murmeln durch die ehrwürdige Halle dröhnt. Hier spricht Volksseele zu Volksseele. Die Kirche wird zum Tribunal. Und man fühlt es deutlich: nicht zum Nachteil der Kirche.

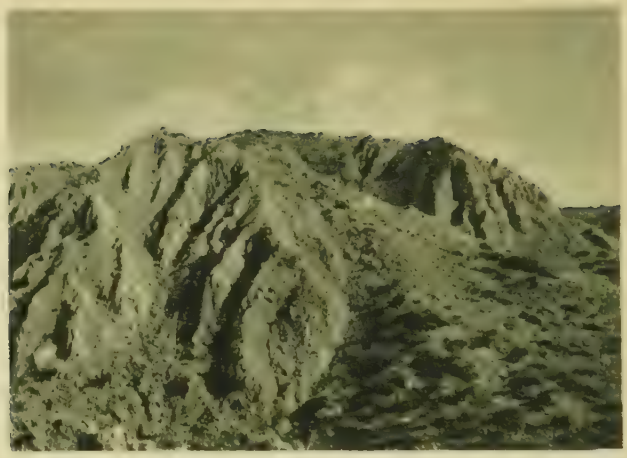
*

Wie wir herauskommen steht ein Trupp Neugieriger um den Falken. Er wird kritisch betrachtet, erklärt belobt getadelt. Aber kein feindliches Wort, kein verkniffener Blick. Ein Scherzwort flattert auf, alle lachen, wir lachen mit.

Der Hüter des Wagens fragt mit dringendem Interesse unsern Führer: „Che sono?" „Non so. Parlano tedesco francese inglese." Nun mischt sich die Capitanessa ins Gespräch: „Parliamo anche un poco italiano." Darauf der Frager sieghaft: „Allora sono tedeschi!" Tief geehrt fühlen wir uns durch dieses, auf völkerpsychologischem Scharfsinn beruhende, Urteil über deutsches Wesen.

*

Der junge Mensch läßt es sich nicht nehmen uns auch noch bis vor die Stadt zu geleiten, auf die Landstraße, damit wir nicht fehlfahren. Wir lassen uns das gern gefallen, denn innerhalb der Städte versagt der geographische Instinkt leider recht häufig. Als wir so weit sind wollen wir dem freundlichen Radfahrer eine Mancia ausfolgen. Stolz lehnt



Apennin *Photo Stödtner*

er ab. Nur eine Zigarette nimmt er an, plaudert noch ein wenig mit uns. Er sei bei einer Kinogesellschaft, komme auch zuweilen ins Ausland. Und da wisse er wie angenehm es sei, wenn die Einheimischen zuvorkommend gegen Fremde sind. Mit herzlichem Händeschütteln trennen wir uns von diesem liebenswürdigen Vertreter einer liebenswürdigen Nation.

*

Parma liegt am Rand der Ebene, nicht weit hinter der Stadt erheben sich die Vorberge des Apennin. Wir folgen dem Flüßchen Taro dessen breites geröllbedecktes Bett selbst in dieser Jahreszeit nur mäßige Menge Wasser führt. Zu beiden Seiten der Straße Villen der wohlhabenden Parmesen. Alle ziemlich einheitlich in Anlage und Ausführung, nie Exzesse der Großmannssucht und des Widergeschmacks. Auffallend wie geringe Sorgfalt den Gärten zugewandt wird. Es wächst so ziemlich nur

Oliven *Photo Alinari*

was Gott von selber wachsen läßt, und das ist an diesen staubigen Straßensäumen nicht allzuviel. Jeder Schrebergarten in Deutschland zeigt mehr Schmückungstrieb mehr Erdliebe mehr Gartengefühl. Zuweilen steht ein Tor an der Straße, ein Weg zweigt ab, führt zwischen einer Zypressenallee den Hügel hinauf, mündet vor einem großen weißen Würfelgebäude, der „Villa" eines Grundbesitzers. Anmutig im Grün der bestellten Terrassenfelder der ausschlagenden Weinranken liegen diese Würfel auf den Hängen hingestreut, Zeugnisse eines behaglichen doch nicht übermäßigen Wohlstandes.

*

Kaum steigt die Straße in einigen steilen Kehren aufwärts ändert sich mit einem Schlage das Bild. Die Fruchtbarkeit hört auf, die Hänge sind mit niederem graubraunem Kraut bestanden, überall drängt sich steinige dürre graue Erde durch. Keine Ansiedlung mehr, nur da und dort an der Straße nie-

dere Hütten aus geschichteten Steinen, eine armselige Weinlaube davor. Von Zeit zu Zeit ein größeres Gebäude, die „Cantoniere", schmucklose Rohbauten in denen die Straßenverwaltung ihren Sitz hat.

Prachtvoll gehalten die Straße. Ihr harter Damm sorgfältig gepflegt, an steilen Abhängen geleiten sie solide Bruchsteinmauern. Immer höher, in weiten Bögen Wendungen Kehren steigt sie auf. Immer öder wird die Landschaft. Der Blick nach rückwärts in die Ebene wie in eine andere Welt. Da unten ein weites Meer von Grüne Fruchtbarkeit Gedeihen. Es brandet in scharfer Küstenlinie gegen diese graubraune Gebirgsmauer, auf der kein Baum kein Strauch kein Rasen kein Blumenteppich Fortkommen findet.

Von der Höhe der Vorberge gleiten wir weiter in diese verwunschene Welt. Da und dort in einer Mulde ein karges Haus, von kargen Feldstücken und Weinterrassen umgeben. Bald sanft abwärts, bald steil an Hängen hinauf. Ein stetiges Ab und Auf von Höhen Kuppen Rippen Falten, scheinbar ungegliedert steigt dieser Erdwall immer höher auf. Nie tritt das Skelett des Gebirges als Fels Schroffe Schlucht zutage. Konglomerat zerbröckelnde Schieferplatten festgebackene Tonbänke, all die Plebs der Geologie bildet, scheints, dieses Gebirge. Wie Schutthalden tellurischen Bergwerks, in charakterlosem Gewoge, dehnen sich meilenweit diese grauen Rücken, mit niederm Gewölle der Pflanzenwelt spärlich bewachsen, fast grandios in ihrer endlosen Öde Armut Einsamkeit.

*

Zuweilen klebt an irgendeiner kahlen Flanke etwas wie ein Ort: Ansammlung niederer verrauch-

ter verfallener Steinhütten; armselige Kapelle mit primitivem Mauergerüst in dem zwei Glocken hängen; ärmlicher Quellbrunnen; Terrassen dem Boden abgerungen, in denen Wein ein paar Feigenbäume ein wenig Gemüse gedeiht. Magere schwarze Schweine treiben sich auf der Straße zwischen mageren schwarzen Kindern umher. Auf der kahlen Kuppe hinter den Häusern steht ein fahler Schäfer auf seinen Stock gestützt zwischen fahlen Schafen.

Wie leben diese Menschen? Wovon leben sie? Was hält sie an diesem brachen Fleck? Da hinten, weit draußen, brandet der Strom des Lebens, Fruchtbarkeit lohnt den Fleiß, Verkehr und Mitteilung belebt das Dasein, Wirken und Gegenwirken eint sich zu buntem Gewebe. Diese aber kleben wie Flechten, wie niederes Distelkraut an diesem Hang, werden geboren quälen sich sterben hin. Und auch das sind Menschen!

*

Nun ist die Höhe erreicht. Scharfer Wind umbläst uns. Schier endlos läuft die blanke Straße auf den Hochkämmen hin, bald diesseits bald jenseits am Steilhang entlang gleitend. Kein Ort kein Haus kein Tier kein Baum. Nur zuweilen auf einem Scheitel die ernste Cantoniere, zuweilen am Straßenrand sonnverbrannte Arbeiter, die Mauer des Fahrdammes ausbessernd. Links in der Ferne, über das Kämme-Meer aufragend, der Monte Caio, plumper gestaltloser Bergrücken, rostbraun, da und dort von grauen Riefen die Flanke zerspalten. So geht es stundenlang hin. Öde, Öde, wohin das Auge blickt. Eine kümmerliche Erikastaude wird Ereignis.

Wieder senkt sich die Straße in flacher Neigung. Weit vorne sieht man das weiße Band sich zweigen. Wir rechts. Wieder steigt sie an in weithingedehnter

Kurve. Eine flache Kuppe hinauf. Nun der höchste Punkt, der Cisa-Paß. Tausend Meter, das Barometer stimmt. Nun sehen wir wieder ein Meer von kahlen Kämmen und Kuppen vor uns, langsam abhügelnd. Und da, weit draußen, ein weißer Glanz: das muß das Meer sein!

Weiter. Hinauf hinab durch die Öde. Da wendet sich die Straße. Rechts öffnet sich breite Talweite. Tief tief unten ein weißes Flußbett, der Varese, an der Flanke des Tales hingeduckt ein graues Felsennest. Eine weiße Schlange windet sich am Gegenüberhang: die Straße die von Borgotaro herüberkommt. Nun muß es mählich abwärts gehen, die beiden Straßen treffen sich kurz vor Sestri.

*

Der Kammwind steigt zum Sturm an. Aber nun wir scharf um eine Nase biegen, die Straße sich steil absenkt, wird die Luft milder. Geruch fernen Meeres weht uns an. Und da: am Straßenrand steht, Wegdistel des Südens, ein Volk Agaven. Da und dort, in windgeschützten Falten, erscheinen Blumen: weiße Erikastauden hoch wie Büsche, fremde Glokken, gelbe Anemonen. Eine Karre mit Weinfässern, vier Mäuler voreinander geschirrt, läutet uns entgegen. Steil senkt sich die Straße, windet und wendet sich unablässig, steuert an Rippen hinaus als wollte sie ins unendliche Blau hinausschießen, taucht tief in trockene Erdfalten ein, läuft durch Tunnels und Galerien. Wie im Schwebeflug gleiten wir abwärts. Von Minute zu Minute nähert sich der Talboden. Nun lichtgrüne Eichen, nun dunkle immergrüne, Aloen Erika Myrtenbüsche in Trupps angesiedelt. Nun ein Haus mit Feldterrassen in denen Ölbäume stehen, nun mehr, nun viele. Die Abhänge

Agaven *Photo Stödtner*

sind mit dem lockern Silbergrün der Oliven übersponnen, Duft von Erde, von Meer schlägt uns entgegen. Nun sinken wir völlig ab in die Talsohle, unsere Straße trifft die langgesichtete Schwesterstraße, Knaben stehen am Straßenrand, werfen uns Sträuße von Anemonen in den Wagen, nun noch eine Beugung: und das enge Tal weitet sich, blauer Glanz liegt vor uns, weit, unendlich, das Meer.

Noch eine Kehre, und noch eine, und nun gleiten wir an weißen gelben roten Häusern vorüber, Gly-

zinien stürzen von Balkons, Palmen winken über Gartenmauern, Kamelienträucher spreizen sich mit ihren dunkelgrünen Lackblättern, ihren preziösen Papierblumen in Vorgärten. Nun biegen wir in die Bucht von Sestri ein, überqueren die Bahn, rollen schnurrend durch die Anlage die breit am Meere entlang führt. Bewegte See. In breiten Kämmen reiten die Wogen an, stürzen donnernd gegen den Strand.

LIGURISCHES MEER

Hier ist gut Bleiben. Nur ein einziges Hotel, ganz nahe am Strand. Kaum einquartiert setzen wir uns auf die Terrasse. Alle meine Sinne werden Meer: ich rieche den Dunst von trocknendem Meertang, schmecke das salzige Meersprühen auf der Zunge, fühle das Flattern des Meerwindes auf der Haut, höre nichts anderes als das Donnern Brausen Rauschen des Meeres, möchte hundert Augen haben mich satt zu sehen an dieser bewegten Weite.

In weitem Bogen dehnt sich die Bucht von Rapallo. Links nach Süden das Fischerdorf Sestri, ein tief gebuchteter Hafen, geschützt von felsigem Vorgebirg auf dem ein Schlößchen inmitten üppigen Parkes thront. Rechts hinüber dehnt sich weit die steile Küste, biegt in scharfer Kurve nach Westen, geht über in die Landzunge von Portofino, weit draußen verschwimmt das Kap in der glastenden Flut. Über der ultramarinenen Tiefe jubelnder Sonnenglanz silberner Lichtdunst weißblauer metallener Himmel.

*

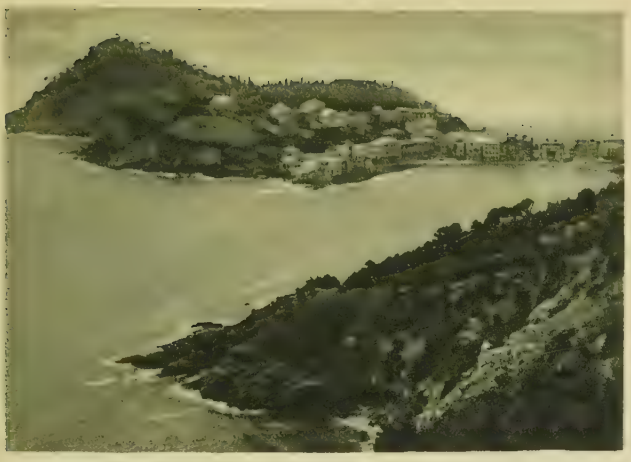
Nachts tut sich ein kräftiger Sturm auf, es pfeift ums Haus, immer dröhnender wird der Einsturz der Wogen auf dem nahen Strand. Dieser rhythmische dumpfaufbrüllende verebbendnachrauschende Schlag umhüllt durchdringt den Schlaf. Es sind die Atemzüge des Weltwesens da draußen, tiefe Beruhigung geht aus von ihnen, ein Geborgenheitsgefühl senkt sich in die Seele.

*

Am Morgen hat sich der Wind gestillt. Aber weit draußen im Mittelmeer muß der Sturm wohl weitertanzen, die hohle See bricht immer langatmiger auf. Mit silberglitzernden Streifen ist der blauschwarze Glanz bestickt, die Küste weithin ist mit weißer Halskrause besäumt. Die Fischerboote sind hoch auf den Sand gehißt, nur wenige kühne liegen draußen mit schiefem Segel.

Auf der sandigen Reede liegt heiß die Sonne, die Luft darüber flirrt, träge flicken Fischer ihre Netze. Schläfrig stehen ansehnliche Häuser an der schattenlosen Hafenstraße, einige mit den Wappen ausgestorbener Geschlechter geschmückt. Das Vorgebirge entlang ist ein Fahrweg in den Abhang eingesprengt, tiefatmend hebt und senkt sich das Luvwasser des Hafens, nur selten wölbt sich Wasser zu Welle, zerstäubt an den Pierblöcken, klatscht über die Straße.

Wo das Kap steil zerrissen als Gewirr von Klippen und Felszungen ins Meer fällt schließt sich in weitem Bogen die Mole an, den Südwellen Zutritt sperrend. Hier weht Salzwind aus blauer Unendlichkeit. Von weit her rollt die See in ruhevoll-mächtigen Wogen, wirft sich gegen die Klippen, gischtet



Sestri *Photo Stödtner*

auf, stürzt in sich zurück, kocht in zischendem Schaum.

Immerzu, immerzu, in gleichmäßigem Rhythmus wandern die Wellen heran, scheinbar aus unendlicher Ferne kommend. Der Blick wird nicht müde ihnen auf ihrem Wege gegen Klippe und Mole zu folgen, an ihrem Schicksal leidenschaftlich Anteil zu nehmen. Aber alles Bemühen vermag das Gesetz nicht zu ergründen das sie bewegt. Jetzt eben brandet Welle nach Welle gegen den vorgelagerten Block, Schaum tanzt auf, glitzert in der Sonne, fällt in sich zurück. Nun mit einemmal ist die See wie gebannt. Unzerspellt, durchsichtig in grüner Tiefe, schwankt die Woge wie dickflüssiges Glas die Mole hoch, sinkt lautlos wieder zurück. Dann aber hebt sich weit draußen ein Drachenhaupt. Steil wölbt sich ein blauer Rücken auf, rafft immer mehr Wasservolk an sich heran, schwillt, wächst zu stampfendem Ungetüm. Wie an zielsicherem Zügel geführt er-

äugt es haarscharf den Punkt an dem es zum Angriff vorstürzen darf, jetzt saugt es die Flut vor sich ein, blaugrüner Rachenabgrund tut sich auf, zorniger Kamm spreizt sich — und nun wirft sich das Tier aufheulend gegen den Felsen.

*

Seltsam zu denken daß dieses unermüdliche Heranwandern, dieses Sinnbild des Bewegten — nur Täuschung ist. Daß diese Bewegungen Rückbewegungen Querbewegungen, dies Durcheinanderwirren von Trieb und Widertrieb Richtung und Ablenkung nur unserm Auge als Fortbewegung erscheint. Daß im Grunde jedes Teilchen dieser unendlichen Masse nur für sich auf- und niederschwingt, in rhythmischem Wechsel bald höher bald niedriger: und dieser Rhythmus der Einzelbewegungen erscheint dem getäuschten Auge als Entstehen Fortschritt Tod eines größeren Individuums, der Welle.

Vielleicht mag einem olympischen Blick so auch die gesamte Menschheit und ihr Schicksal erscheinen. Was uns als historische Entwicklung Bewegung Katastrophe erscheint, als Sinn Ziel Richtung: das ist vielleicht doch nur rhythmischer Zusammenklang der Einzelbewegungen. Vielleicht ist allein wirklich nur das Hinausschnellen des Einzeltropfens aus dem Gott-Meer, sein Zurücksinken wenn seine Bahn zu Ende gelaufen.

Die Gleichnishaftigkeit bewegten Meeres, seine tiefe Symbolik mag es sein, daß der Anblick dieses Ewiggleichen Ewigwechselnden zugleich erregt und beruhigt. Jedwede Landschaft steht in Beziehung zu irgendwelchem menschlichen Willen, und damit zu meinem. Der Mensch verändert das Antlitz der Erde nach seinen Wünschen. Dem Meer gegenüber steht

der Mensch machtlos. Er kann es als ein Geduldeter befahren, er kann es nicht ändern.

*

Der Kriegsrat beschließt eine Fahrt die Küstenstraße entlang nach Rapallo und Portofino. Gegen meine Stimme. Ich könnte tagelang zwischen den Klippen und am Molenkopf sitzen, mich durchwinden mich angischten mich übersonnen lassen. Der Falke soll im Käfig bleiben, wir wollen nach alter Väterweise fahren, mieten einen verwogen aussehenden Vetturin der, wie sich alsbald herausstellt, ein Künstler im Peitschenknallen ist.

Die Straße läuft knapp am Meer entlang, die Brandung begleitet uns, wechselvoll wie die Ufergestalt. Hier springt eine Felsnase vor, breite Blöcke schieben sich wie Riesenplatten ins Wasser: auf ihnen laufen die Wellen hinauf wie auf einer Bahn, zischen gegen die Klippe, pfeilen senkrecht als Fontäne auf. Dann wieder überbrückt die Straße eine tief eingeschnittene Kluft in der das Wasser durchsichtig steht, fast unbewegt. Ein quergelagerter Block hält die Brandung ab, nur ein unterflutiger Schluf zieht gurgelnd Wasser ein, stößt gurgelnd Wasser aus. Dann wieder flacht breiter Sandstrand auf dem die Wellen in ganzer Breite, aufgerichtet wie Potsdamer Grenadiere, heran rollen, überkippen, dumpf hinkrachen.

*

Nach einer Weile steigt die Straße den Hang hinauf. Das Gebirge fällt steil und unwegsam ins Meer ab, aber unendlicher Fleiß hat den Felsen Frucht abgerungen. Terrasse auf Terrasse stufen sich die Feldgärten der Landleute, Steiltreppen führen auf

und ab, die dürren Hänge sind mit Oliven bepflanzt, allerlei Gartenfrucht wächst zwischen den altersknorrigen Stämmen. Da und dort stehen auf vorspringenden Rippen zwischen Straße und Küste Villen inmitten weiter Gärten. Dann gewinnt die staubgraue Oliven-Landschaft Farbe. Mächtige Palmen stehen selbstgefällig, Rosen wuchern ungeordnet, Wolken von Margueriten und Lavendel schäumen über Mauern. Aber wo nicht Menschenkunst mithilft findet sich nur Armut- und Durstvegetation. Es ist Hochfrühling. Doch nichts von Rausch und Überschwang. Niedere Pinien Krummholz Ginster Thymian Steinbrech: Pflanzen der Dürre sind allein hier heimisch. Und Aloen, Einwanderer afrikanischen Wüstensaumes, hocken wie böse Tiere zwischen Felsen, lagern an Wegrändern, hängen an Gartenmauern, giftgrün giftgelb gestreift, mit ausgespreizten starren Armen, verzauberten Riesenspinnen ähnlich.

An deutsche Frühlingslandschaft darf man nicht denken. Die jubelnde Winterbefreiungshymne, hier erklingt sie nicht. Das bunte Sonnenbegrüßungskleid, hier wird es nicht angetan. Ein Bachrand im Harz, eine Wiese im Schwarzwald, eine Matte im Allgäu: welcher Traum und Rausch an Formen und Farben gegen die Armut dieser Natur!

*

Bei Chiavari ist eine kleine Ebene zwischen Meer und Gebirge ausgespart. Wie in einem Glashaus ohne Glas brüten hier Sonne und Bodenfeuchte Fruchtbarkeit. Orangen- und Limonenhaine dünsten zwischen hohen Mauern, Wein rankt sich zu dichten Dächern. Artischockenfelder stehen in geiler Üppigkeit, Kameliensträucher wuchern wie Unkraut. In

Sestri *Photo Alinari*

den Gärten brennt es in Rot und Gelb und Blau, Palmen stehen mit zersplissenen Fahnen, Pandanus trägt auf hohen Schlangenleibern starre Büschelkronen, Zedern breiten blaugrüne Arme aus. In langgestreckten Gebäuden mit blauen Glasfenstern surren Spindeln klappern Webstühle. Die Eisenbahn breitet ihre Schienenfächer aus, froh den ewigen Tunnels der Rivierastrecke für kurze Frist entronnen zu sein.

*

Ist die Talweite durchfahren steigt die Straße wieder den Küstenhang hinauf. Auf den Kuppen der Vorberge glänzen weiße Häusergruppen auf, da und dort breit hingelagerte Gebäude, Klöster Wallfahrtskirchen Villensitze reicher Ausländer. Die Bucht wird enger, die mächtige Halbinsel von Portofino schiebt sich weit hinaus ins Meer. An den Berglehnen breiten sich Gärten und Parks. Landhäuser und Villen aller Stile aller Länder stehen in-

mitten. Terrassen Freitreppen Pergolas steigen abwärts zum Meer. Wimpel und Flaggen aller Nationen flattern im Wind.

Im innersten Winkel der blauen Bucht ein kleines Städtchen mit engen Laubenstraßen, Rapallo, überhöht von Luxushotels. Breiter Sandstrand an der sich Kaffees Wirtschaften Kaufläden in der Sonne dehnen. Die Saison geht zu Ende, nur spärliche Nachzügler stelzen auf und ab, sitzen verloren an Blechtischen und schlürfen Eis, die Kapelle spielt Puccini, aber niemand hört zu als ein paar Fremdenführer die auf den Promenadenbänken lungern und vergeblich auf Beute lauern. Die kahle Traurigkeit des Badeortes außer Betrieb lastet auf Allem. Noch wenige Wochen und es sieht hier aus wie an der Ostsee im Winter: vernagelte Auslagen zugesperrte Gasthöfe verlassene Kaufläden verödete Lustplätze. Aber dort decken Nebelschwaden und Blätterfall die Sommerruinen gnädig zu. Hier im Glanz der Sonne, vor diesem tiefblauen Meer, inmitten der durchsichtigen Farben, in die nun Nähe und Ferne sich hüllen daß Küste und Klippen aussehen wie irisierendes Glas — im Abendfrieden dieser seligen Landschaft wirkt der abgeschminkte Fremdenort unsagbar maskenhaft seelenlos gemein.

*

Die ligurische Küstenstraße verläßt bei Sestri das Meer. Um nach Spezia zu kommen müssen wir wieder über den Bergkamm. Also aufwärts die Straße geprustet die wir vor wenigen Tagen abwärts geglitten sind. Wieder nimmt uns die Schutthaldenöde des Apennin auf. An Kämmen entlang, abwärts aufwärts in Kehren in Schleifen, läuft weithin sichtbar das weiße Band der Straße. Nun gehts in Serpen-

tinen steil abwärts, ein mäßig breites Tal öffnet sich, wird grün, ein mageres Flüßchen sickert in steinigem Bett dahin — Fiume Magra heißt es nach der Karte — das Tal besiedelt sich allgemach, da und dort ein ausdrucksloser Ort, nun durch ein behagliches Kleinstädtchen, Pontremoli, mit Burg und Bischofspalast, nun nochmals steil eine Höhe hinauf, dann wieder abwärts, nun wendet sich die Straße: und von mäßiger Höhe öffnet sich der Ausblick auf den blauen Golf von Spezia.

Tief schneidet das Meer hier ins Land, wie ein ungeheurer Wellenbrecher greift die Halbinsel von Porto Venere hinaus in die ligurische See. Von zahllosen kleinen Buchten ist die Küste gegliedert, das Ganze ein idealer Hafen, ein Sammelplatz von Häfen.

*

Spezia ist der Kriegshafen Italiens. Wie Riesenschildkröten liegen grau und träg die Panzerschiffe auf der spielend bewegten Flut. Dampfpinassen mit Kommandoflaggen zischen durchs Wasser. Beiboote, sechzehn Riemen im Gleichtakt bewegt, eilen über die Fläche wie abenteuerliche Wasserspinnen. Weit draußen stehen gegen den Horizont, scheinbar regungslos, die dreieckigen Segel der Fischer von Lerici.

Die Stadt, halb Festung halb Fabrik, sieht aus wie alle solche Städte. Gerade Straßen kahle Häuser grelle Kinos Läden mit der Eleganz vom Vorjahr. Am Hafen entlang breite Auffahrten, weite Plätze, besäumt mit eintönigen Fronten der Admiralität und sonstiger Verwaltungsgebäude, bepflanzt mit Alleen mächtiger Palmen.

*

San Terenzio · *Photo Alinari*

Gegen Palmen fühle ich tiefe Abneigung. Etwas in mir lehnt sich dagegen auf sie als Baum anzuerkennen. Bäume: das sind gleichsam Verwandte. Aber hier fühle ich Verwandtschaft nicht. Und das ist mehr als ein Gleichnis. Durch Jahrmillionen hat die Welt der Pflanzen der Tiere der Menschen Entwicklungsgänge durchmessen. Irgendein Demiurg hat seine Gestaltungsphantasie erprobt, in Charaktertypen gearbeitet, Formenkreise entwickelt; manche verlassen und vernichtet, manche verlassen und am Leben belassen, manche weitergezüchtet höhergebildet mit innerem Entwicklungstrieb erfüllt. Geschöpfe gleichen Formgedankens fühlen sich verwandt, die andersgearteten Formgedankens fremd. Palmen ragen herüber aus einer äonenfernen Erdzeit, als der Mensch-Gedanke noch nicht gedacht war. Saurier waren ihre Gefährten, all das groteske Tierzeug deren erstarrte Nachfahren uns noch heute mit dem Grauen einer menschenfremden Welt an-

Lerici *Photo Alinari*

blicken. Es ist nicht unsere Sprache die diese Formen sprechen. Sie „sagen uns nichts", um eine tiefsinnige Wortformel zu gebrauchen. Die schmiegsame Birke die robuste Eiche der stolze Lorbeer die flimmernde Olive: sie sprechen, scheint es, irgendwie unsere Sprache, ihr Anblick rührt an irgendwelche Bereiche unserer eigenen Seele. Die Gedankenwelt aus der die Palme entstand ist nicht der Keimschoß dem wir selbst entstammen.

*

Hinaus aus der Stadt. Zerfahrene Holperstraße, handhoch mit schwarzgrauem Staub bedeckt. Entlang an Maschinenfabriken Werften Docks. Gedröhn von Schmiedepressen Gebell von Niethämmern Gekreisch von Eisensägen. Trostloser Anblick von aufgedockten Dampfern. Wie hochgehißte Wale liegen sie auf Balkengerüsten, Wunden sind in ihren Leib gerissen, geschäftig wimmeln an ihnen rußige

Arbeiter herum, schneiden mit Gasgebläsen wie Operateure durch Haut und Fleisch, nieten Bleche auf wie Pflaster und Verbände, biegen Spanten, schweißen Steven.

Endlich bleiben Lärm Ruß Getriebe dahinten. Steilufer treten wieder an die Küste, die Straße folgt getreu den launenhaften Buchtungen des Wassers. In den Falten der Küste kleben verräucherte Fischernester. In flachem Bogen ist der Strand hingebreitet, weißer Sand fällt sanft ins Wasser ab, in langsamen Zügen atmet die geruhige See, nur wie zum Spiel treiben seichte blaue Furchen heran, rieseln mit leisem Klirren den Strand hinauf.

Halbleibs stehen die Fischer im Wasser, ziehen Netze heran, weit draußen schwimmen die schwarzen Korkreihen an denen sie hängen. Wird der Fang lohnen? Eben wird eins der Netze auf den Sand geschleppt, entleert, gesichtet. Karg genug die Ernte. Ein Gewirr von scharf riechendem Tang und Seegras, ein paar Tintenfische, ein paar Hände voll Sardellen, ein halb Dutzend Schollen mäßiger Größe.

*

Wie viel mühevoller gefährlicher ungewisser ist das Gewerbe solcher Fischer gegen die Arbeit der Rußgestalten dahinten in der Fabrik! Vor Morgengrauen hinaus aufs Meer. Oft tagelanges Liegen im Sonnenbrand der Flaute, dann wieder Kampf ums Leben gegen Sturm und Böen. Wetter und Gefahr verzehren die Kraft zu frühem Alter, zu noch früherer Stumpfheit. Oft verschlingt das Element die Mannschaft, wirft ihre Familien in Not und Sorge. Mißgunst des Zufalls bringt Armut, Gunst nur schmalstes Auskommen. Das harte Ringen um Le-

ben und Lebensunterhalt läßt keinerlei geistige Entwicklung aufkommen.

Und gleichwohl fühlen sich Fischer Bauern Hirten dem um Lohn arbeitenden Menschen innerlich überlegen. Sie sind der Uradel der menschlichen Gesellschaft, die Grundpfeiler auf denen jegliche Zivilisation, jegliche Kultur ruht. Sie sind die Erschaffer des unbedingt Notwendigen. Ihre Arbeit gleicht der der Vorfahren von vor Jahrtausenden. Sie stehen allein und auf eigene Gefahr im Kampf gegen die zu bezwingende Natur. All das gibt ihrem Tun den Ernst der Naturnähe, die Würde des Urtümlichen, den Adel der Gefahr.

*

Das Meer entlang. San Terenzo, steil aufsteigendes Fischernest. Lerici, Seebad mit flachem Sandstrand, eingehegt von steiler Landzunge die ein verfallenes Kastell auf ihrer Spitze trägt. Nun kehrt sich die Straße von der Küste ab, klettert den Steilhang hinauf, von oben herrlicher Rundblick über den blauen Golf, fern dahinten Spezia gelagert mit seinen grauen Panzerschildkröten. Dann wendet sie sich nach Süden, eilt durch die Ebene hin die sich zwischen Küste und fern gerücktem Gebirgszug dehnt. Dicht besiedeltes Land. Auf vorgeschobenen Hügeln da und dort ein eng gedrängtes altersgraues Städtchen, überragt von verfallenem, doch noch heute wehrhaft aussehendem, Turm. Rechts und links der Straße alle paar hundert Meter ein Pächterhaus, zuweilen eine Osteria mit ein paar Tischen am staubigen Straßenrand, nur spärlich gegen die glühende Sonne geschützt durch ein Dach von rankendem Wein. Es ist, als führe man durch ein endloses auseinandergezogenes Dorf. Zuweilen verdich-

ten sich die Siedlungen zum Markt zum Städtchen: das ist dann Massa oder Pietrasanta Forte di marmi oder Viareggio.

Bei Massa glänzt die graue Wand des Gebirges weiß auf, wie eine ungeheure Wunde flimmern die Marmorbrüche von Carrara in der Flanke des Apennin. Eine Bergbahn schleppt die gebrochenen Blöcke daher, wie Riesenfriedhöfe gleißen die Marmordepots entlang der Straße. Sägewerke schrillen, schneiden den Stein in flache Tafeln, drechseln Säulen, polieren Formstücke. Da und dort liegt geduldig ein besonders großer besonders schöner Block, harrt der gestaltenden Hand. Es wird einem ein bißchen übel von soviel Marmor. Aus keinem andern Material läßt sich unter dem Anschein von Kunst gleichermaßen das Gefällig-Abscheuliche herstellen. Dieser überweiße glattkörnige glänzige Stoff trägt die Verführung zum Kitsch in sich. Mit gelindem Grauen denkt man an all die Zuckerbäckerplastik die sich aus diesen Steinen erheben wird. Die Menge der Lagerplätze, die Betriebsamkeit der Fabriken läßt darauf schließen, daß das Kunstgeschäft blüht. Natürlich: Weltkrieg! Konjunktur in Denkmälern! Man sollte Carrara-Aktien kaufen.

*

Wir wollen Frühstückspause machen. Aber das ist ein Problem. Der deutsche Autofahrer denkt sich das einfach: man hält irgendwo, ein Wäldchen, ein paar ausladende Straßenbäume, schattende Haselbüsche, ein Wiesenhang, ein murmelnder Bach, ein friedliches Flußufer; irgendwo lagert man sich staub- und sonnenmüde in saftiges Grün, packt die Fourage aus, öffnet die Thermos mit kaltem Tee, weite Einsamkeit, eine Lerche quinquiliert in der

Netzfischer *Photo Alinari*

Luft, freundliches Schäferstündchen am vielgepriesenen Busen der Natur.

Solches Idyll ist in Italien unmöglich. Das Land ist vollständig aufgeteilt. Der Busen der Natur ist mit Mauern Hecken Zäunen sorgfältig eingefriedet. Andere als Nutzbäume gibt es nicht, und was immer man zum Lob der Olive sagen mag: ein Schattenspender ist sie nicht. Murmelnder Bach und üppiges Flußufer gehören einer andern Welt an als dieser. Und gar Wirtshäuser mit schattigem Garten und behaglicher Laube sind Ausgeburten deutscher Sentimentalität.

Da wir nicht Lust haben im Sonnenbrand am staubigen Straßengraben zu sitzen, biegen wir entschlossen ab als ein Tor sich öffnet und eine lange Pappelallee zu einem weißen Gutshaus an der Berglehne führt. Ringsum üppige Kleefelder, eine Art Esparsette mit dunkelroten samtigen Blütenschwänzen wird hier überall als Ersatz für Wiesen angebaut. Ein paar Holunderbüsche haben sich in diese Ecke verirrt, etwelche Pyramidenpappeln gewähren

spärlichen Schatten. Trauermäntel gleiten durch die flirrende Luft, hängen sich an Blütendolden, spreiten eitel die schwarzbraunen leuchtenden Flügel von gelbweißem Band umrandet. In diesem bescheidenen Idyll verzehren wir unser bescheidenes Frühstück, ein wenig besorgt, es möchte uns eine rauhe Stimme als Eindringlinge aus diesem umhegten Bezirk verweisen.

*

Deutsche Natursentimentalität muß man in Italien dahinten lassen. Der Begriff der Natur — in dem für uns deutsche Menschen das Gefühl von Freiheit Ungebundenheit Ursprung Andacht Gottnähe mitschwingt — den Südländern ist er fremd. Hier ist die Natur — wo überhaupt sie nutzbar ist — bis in den letzten Winkel gebändigt kultiviert genützt. Ist völlig zum Haustier erniedrigt oder erhöht. Nirgends mehr mystischer Schoß außermenschlichen Geschehens.

Es gibt keinen Wald keine Wiese keine Weite. Der landbauende Mensch dieser Breiten hat keine Gemütsbeziehung zum Boden auf dem er lebt. Wie er als Pächter für den Besitzer front, so front die Erde für ihn. Kein Hausbaum schützt das Dach, kein Busch beschattet Tisch und Bank zu abendlicher Muße, kein Gärtchen hegt Blumen und Stauden zu Farbe und Duft. Der ärmste Kätner auf kargstem deutschen Boden ringt ihm noch ein Etwas an Schmuck ab. Hier auf der gesegneten Erde, die jeden Handgriff zehnfach vergilt, wendet der Landmann nicht einen an Anderes als was nütze ist.

Dies ist wohl für deutsche Augen, für deutsche Seele das Tiefbefremdliche dieser italienischen Landschaft. Zwei Meilen vor jeder deutschen Stadt ist irgendeine Wildnis zu finden. Wiese Heide Wald

wecken den Eindruck der Unberührtheit. Jäger Angler Ruderer Radfahrer: er vermag sich der Fessel der Kultur zu entziehen und Einsamkeit zu finden. Specht und Bussard Fuchs und Reh Hecht und Forelle: all die Tiere der freien Natur sind uns deutschen Menschen noch vertraute Gefährten. Wie unsere Natur, so ist auch unsere Seele in irgendeinem Winkel noch nicht ganz gebändigt, nicht ganz kultiviert, noch Wildnis. Es ist der „romantische" Winkel in uns der — seltsames Spiel der Worte — der romanischen Seele, der romanischen Natur völlig abgeht.

*

Natürlich gibt es in Italien noch Reste des einstigen Waldbestandes. Die Pineta von Ravenna der Fichtenwald von Camaldoli die Eichen vom Albanersee: in den Reisebüchern werden sie berühmt Dichter haben sie besungen Maler haben sie gemalt. Aber sie werden doch nur wie Seltenheiten gehalten und bestaunt.

Zwischen Viareggio und Pisa dehnt sich solches Naturdenkmal: die Pineta. Die Pinie ist der dekorativste Baum Italiens. Immer wieder, wenn er einsam in der Landschaft steht, entzückt seine Form das Auge: schlank und gerade steigt der Stamm in die Höhe, wie erhobene Arme greifen die Äste in die Luft, tragen feierlich das dunkle gewölbte in sich geschlossene Schirmdach. Doch auch zum Wald versammelt verliert sich nicht der ernste architektonische Eindruck. Die Schirme vereinigen sich zu flacher dichter Kuppel die auf Säulen ruht, hohe Farne wuchern im Schatten, spenden Feuchte und Kühle. Stimmen von Vögeln — seltener Gruß in diesem vogelfeindlichen Land — hallen laut vom Gewölbe wider. Mit tiefem Bedauern denkt man daran

Pineta *Photo Alinari*

daß zur Römerzeit weite Strecken des Landes mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt waren, daß noch die Renaissancefürsten -- auf Bildern Gozzolis und anderer ist es zu sehen — Hirsche und Wildschweine im dichten Forst gejagt haben. Der Raubbau erdferner Stadtmenschen hat in wenigen Jahrhunderten das ganze Land kahl geschlagen, Landschaft und Leben seines wichtigsten natürlichen Schmuckes beraubt.

PISA

Unbestimmbar in seinen letzten Anlässen wie der Eindruck eines menschlichen Gesichtes ist der Allgemeineindruck einer Stadt, den man ja ebenfalls ihr Gesicht nennt. Das von Pisa ist ausnehmend unsympathisch. In flacher Ebene gelegen entbehrt die Stadt der natürlichen Belebung, wie sie Anhöhen Hügel Täler verleihen. Nur der Arno durchfließt in edlem Bogen die Stadt, aber sein träger Lauf wird von kahlen Pflaster-Ufern eingehegt, von eintönigen Straßenfronten geleitet.

Diese Stadt hat keine Gliederung keine Kontur keine innere Logik. Kein organischer Wachstumswille hat sie gestaltet. Straßen leiten nirgend hin, versacken plötzlich; Plätze lassen keinen Akkord aufklingen; Denkmäler der Vergangenheit stehen stumm. Man fühlt nicht wo das lebendige Herz dieser Stadt schlug, heute schlägt. Kein mystischer Strom verbindet die Stadt von ehedem mit der Stadt von heute. Pisa ist keine moderne Stadt und auch keine Stadt der Tradition. Eine fatale graue Bürgerlichkeit ist über sie gebreitet. Kein Rhyth-

mus pulst in ihr. Bleierne Langweile brütet in ihren geraden kahlen Straßen.

*

Am Rande der Stadt, dort wo die alte Stadtmauer einen Winkel bildet, dehnt sich ein weiter Rasenplatz. Auf ihm steht der Dom mit seinen Trabanten, dem Campanile und dem Baptisterium. Ohne Zusammenhang mit dem Leben der Stadt stehen sie da. Gleichgültige Vorstadthäuser besäumen den Platz, gleichgültige Straßen münden in ihn. Selbstgefällig stehen die drei Paladine von Pisas Ruhm auf grünem Plan, wie Schaugerichte auf dem Tisch eines Reichen, wie Rennpreise auf dem Gabentisch.

*

Der erste Eindruck, betritt man den Platz, ist der aufdringlicher Prunkhaftigkeit. Solch erster Eindruck ist für Bauwerke entscheidend. Andere Kunstwerke können der liebevollen Versenkung in Einzelheiten überlassen bleiben, ein Bauwerk muß ins Große Wirkung tun. Vom Geist der Prunksucht ist alles beherrscht: Anlage der einzelnen Bauten, Beziehung zueinander, Material Formung Alles. Wir nordischen Menschen sind gewöhnt um die Großwerke der Dombaukunst Atmosphäre von Andacht Einkehr Versenkung Aufrichtung zu fühlen. Hier nichts davon. Prahlerei Ruhmsucht Verblüffungswille ist die heiße Luft die um diese Bauwerke flimmert. Keine Stille keine Weihe ist um sie. Alles an ihnen ruft schreit brüllt brandet.

Gebirge von Marmor stehen gegen den blauen Himmel. Riesensäule aus Marmor — der Campanile; Riesenhalle aus Marmor — der Dom; Riesen-

stumpf aus Marmor — das Baptisterium. Pfeiler aus Marmor, Bogen aus Marmor, Flächen Bänder Maßwerk aus Marmor — halb Carrara scheint abgetragen und hier aufgebaut zu sein. Marmor-Ekel steigt die Kehle herauf.

*

Das also ist der Campanile, der berühmte „schiefe Turm". Seine Schiefheit ist beträchtlich. Man hat das Gefühl: noch wenige Grade Neigung mehr — und das Ganze muß kippen. Jeder statische Instinkt bäumt sich auf, jedes Gefühl für Sinn und Wesen baumeisterlicher Kunst. Dies Werk ist Ausdruck eines perversen Bauwillens. Ein Kunst-Stück, kein Kunst-Werk. Auf Jahrmärkten zeigen sich Gaukler die durch ihre Geschicklichkeit den Gesetzen der Schwerkraft ein Schnippchen schlagen. Der Campanile ist solches Marmor gewordenes Gauklerstück. Unwürdig im Grundgefühl, in der Auswirkung Abscheu erregend.

Aber nicht nur wegen seiner widersinnigen Schiefe — auch in seiner Formgebung ist der Campanile abscheulich. Er ist eine Säule ein Schlot ein Pfosten aus Marmor, oben so breit wie unten. Dieses ungefüge Bauwerk ist in sechs Etagen geteilt, jede einen Umgang von Säulen und Bogen darstellend. Säulenring lastet auf Säulenring. Diese Horizontalgliederung verstärkt noch den Eindruck des Gedrungenen Plumpen Bodenlastenden. Das Wesentliche jeder Turm-Architektur — mag sie gotischer Münsterturm venetischer Campanile türkisches Minarett sein — das Hochstrebende Schwerebefreiende Erdeloslösende: an diesem Weltwunderwerk ist es aufs vollkommenste vermieden.

*

Dom *Photo EPC.*

Nicht minder häßlich ist die Form des Baptisteriums. Es sieht aus wie ein Wasserturm. Runder Unterbau, gedrungen massig etwa so breit wie hoch. Darüber sitzt unmittelbar eine Kuppel mit seltsam geformter unschöner Stumpfspitze. Der Unterbau ist mit einer Reihe von falschen Säulen und Bogen ausgestattet, die, trügen sie wirklich die scheinbare Last, zusammenknickten. Darüber eine Galerie von Ziersäulen und Zierbogen in mauresker Formgebung. Der Ansatz der Kuppel wird bekrönt durch einen Kranz von Zacken und Zierwerk in unechter Gotik. So steht der plumpe Klotz auf grünem Plan, mit seinem robusten Umriß die schlanke Silhouette des Doms bedrückend. Baptisterium, das ist eine von der Hauptkirche losgelöste Taufkapelle, ein Nebengebäude der Hauptkirche. Diese Kapelle aber pflanzt sich in wuchtiger Breitspurigkeit vor den Dom, den ganzen Platz mit seiner grotesken Kuppel betäubend.

Dom *Photo EPC.*

Das Innere des Baptisteriums ist kalt und ohne jegliche Stimmung. Die kahle Kuppel zieht den Blick ins Leere. Gewaltige Granitsäulen und Pfeiler stehen im Kreis. Sie könnten das Himmelsgewölbe tragen. Aber sie tragen nichts.

Frierend stehen in diesem raumlosen Raum zwei meisterliche Werke. Die berühmte Kanzel des Nicola Pisano, auf sechs Löwen ruhend, zunächst bestürzend durch die Fülle ihres figuralen Schmuckes. Und das große flache Taufbecken in köstlicher Marmor-Intarsia, welche Ornamentik an solchen Gebrauchsgegenständen durchaus recht am Ort ist.

Eines seltsamen Phänomens in diesem Raum muß gedacht werden: des Nachhallens gesungener Töne. Diese führen in der Kuppel ein befremdliches Leben. Es ist nicht Echo, nicht Widerhall. Aus neuer Quelle scheint der Ton zu fließen, klingt wie aus neuem Munde entsprungen, von neuem Atem ge-

tragen, langsam verschwebt er, verklingt er. Vielfalt von Tönen vereinigt sich zu rätselhaftem Akkord, der von einer Äolsharfe angeschlagen, von einem Chor seraphischer Kehlen nachgesungen, nun wogend quellend schwebend aus unsichtbarem Oben niederstürzt. Nichts kann ich dem unirdischen beglückenden emportragenden Eindruck vergleichen der von dieser sphärenhaften Musik ausgeht.

*

Maße und Verhältnisse des Doms sind durchaus gewinnend. Seltsam daß seine Hauptfront der Stadt abgewendet ist. Er war eben nicht der väterliche Freund der Stadt, dessen Arme sich den Bedrückten und Beladenen öffnen, er war zu Prunk und Schau aus ganz anderen als geistig-geistlichen Beweggründen errichtet.

Diesem Prunkbedürfnis entspricht daß diese Kirche in allen ihren Teilen in Marmor eingekleidet ist. Kostbare Einlegearbeit verziert Flächen Pfeiler Bogen Simse. Der harte Gegensatz zwischen weißem und schwarzem Marmor ist ermüdend verwandtes Dekorationsmittel. Dieser Stein in diesem Klima altert nicht. Er setzt keine Patina an. Die blanke Frische verstärkt den Eindruck der Vordringlichkeit und Lautheit. Stille Weihe Ehrwürdigkeit des Alters liegt nicht über dem Bau.

Die Front ist ein Trompetenstoß. Drei schwere Erztüren gewähren Eintritt. Ein Brand hat die alten Türen des Bonannus vernichtet, beklagenswerter Verlust an der erhaltenen Seitentür gemessen. Giambologna hat zum Ersatz kunstreiche doch eindruckslose Prunkpforten geschaffen. Über den Portalen sind vier Galerien von weißen Marmorsäul-

chen aufgebaut, in Formung und Farbe von fatalem Unernst. Das Ganze hingestellt wie eine Kulisse. Es ist Fassade — nichts als Fassade. Man könnte den ganzen Zauber wegnehmen — und am Bau-Kern würde sich nichts ändern. Kahle Ziegelfassaden, wie sie oft an italienischen Kirchen zu finden sind, können Ernst und Würde haben, wenn anders Maße und Verhältnisse, Anordnung von Pfeilern Bändern Toren Fenstern künstlerisches Gliederungsgefühl erweisen. Vorgesetzte Prunkfassaden, die keinen organischen Zusammenhang mit dem Bauwerk haben, sind Sünde wider den heiligen Geist.

*

Immer wieder schlägt man den Reiseführer auf, ob diese Marmorburgen nicht etwa doch aus den Gründerjahren stammen. Und immer wieder ist man darüber verwundert daß sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden sind, also in Zeiten die wir Deutsche gewohnt sind als solche ringenden, sehr reinen, tiefernsten Kunstwollens zu verehren. Ungeschmack ist also anscheinend nicht Privileg gewisser Zeitalter, sondern zwingendes Ergebnis bestimmter historischer Werdung und sozialer Schichtung in Volksgemeinschaften. Die Pisaner jener Zeit standen auf dem Höhepunkt einer raschen imperialistischen Expansion. Hatten ihre Macht über das halbe Mittelmeer ausgebreitet. Denkmale der Kunst vergangener Perioden hatten sie in Sizilien und anderswo gesehen, Schätze fremder Kulturen geräubert gerafft herbeigeschleppt. Nun wollten sie es den Besiegten gleichtun, aus dem Rauschgefühl des Siegers heraus sie übertrumpfen. Aus solcher seelischer Verfassung muß man die Pisaner Machtarchitektur verstehen. Es wird an Sakralbauten

Nicola Pisano *Photo EPC.*

immer das Wesentliche fehlen, wenn nicht religiöser Urtrieb ein Volk zum Bauen treibt, wenn es nicht zu Ehren Gottes Denkmale errichtet, sondern wenn es im Dienste von Ruhmsucht Prahlsucht Prunksucht Dome baut.

*

Dieser Mangel an blutgewordenem Kultursinn offenbart sich auch im Innern. Diesem Dom fehlt jegliches Raumgefühl. Ein hohes schmales Mittelschiff würde Kunstmittel verlangen die Auge und Sinn emporziehen: aber unten ruht die Innengliederung auf einem Wald mächtiger antiker Säulen, die als in sich fertiges Bau-Element Abschluß bedeuten und nicht weiterleiten; und oben prunkt eine flache goldene Kassettendecke die einem gewaltigen Krönungs- und Rats-Saal zu angemessenem Abschluß dienen würde, dessen irdische Pracht aber seelischen Aufschwung im Keime erstickt. Ein wunder-

Giovanni Pisano *Photo EPC.*

volles antikes Bodenmosaik ist von irgendwelcher römischen Badeanlage hierher verschleppt; aber darüber wölbt sich eine elliptische Kuppel von peinlicher Kleinlichkeit, mit charakterloser Dekoration ausgemalt. Die immensen Langschiffwände sind mit schwarz-weißen Marmorplatten ausgelegt, die schon als Außenschmuck schwer erträglich sind, im Innern jede Sammlung heillos zerreißen. Bronze-Engel des Giambologna spreizen ihre Glieder, Engelfriese des Ghirlandajo schreiten selbstgefällig. Und auf all diesen Gefühls- und Stilwirrwarr blickt aus der Chorkuppel ein gewaltiger Christus Pantokrator von Cimabue herab, der mit starrer Haltung, wahrhaft ein Weltbeherrscher, in seinem überwirklichen Goldmosaikhimmel thront.

Dieses Dom-Innere sieht aus wie der Salon eines neuen Reichen: er bestellt und kauft sich Werke berühmter Künstler die ihm sachverständige Freunde empfehlen. Aber verloren blicken sie sich in der

ihnen fremden Atmosphäre an, Zeugen der unbesiegbaren Barbarei ihres Besitzers.

*

Neben dem Chor eine Seitenpforte, in der noch die alten Erztüren des Bonannus hängen. Darüber als Tragbalken ein Travertinblock in die Mauer gefügt mit breithinströmendem Akanthusornament, gewiß ein Beutestück aus irgendwelchem beraubten antiken Bauwerk. Wie verspielt nimmt sich der Marmorschmuck neben diesem einsamen Zeugen echter Baukultur aus, gebräunt vom Atem der Jahrhunderte, verwittert von den Stürmen der Zeit die dem Gleichgewicht seiner Schönheit keinen Abbruch taten.

Aus einer andern Gefühlswelt als der der Antike stammen die Erzflügel. Verwandte Saiten schwingen in mir auf, dieselben die schon die San-Zeno-Türen zum Schwingen gebracht haben. Freilich, Bonannus ist weit meisterlicher in der Beherrschung des Handwerks. Er ist souverän in der Verteilung des Raums, der Anordnung des Geschehens, der Erweckung seelischen Lebens aus zähem Erz. Aber der Geist ist der gleiche. Hier ringt Einer mit seinem Gott, ihm zu Ehren schafft er sein Werk, es ist Ehrfurcht darin.

*

Wiederum wird mir gefühlsmäßig klar: das ist deutscher Kunstgeist. Die Bernwardtüren in Hildesheim, die Domtüren in Augsburg sind solcher Art. Freilich ist in den Arbeiten des Bonannus byzantinischer Einfluß deutlich kennbar. Er hat auch in Monreale Erztüren gebildet, in Sizilien, wo eine starke Welle byzantinischen Kunstwesens herüber-

schlug. Aber auch in der deutschen Frühkunst war antiker und byzantinischer Einschlag lebendig. Nicht auf die Quellen kommt es an, sondern auf die Mündung; nicht auf den Samen, sondern auf die Frucht. Es gibt in den historisch betrachtbaren Zeiten keine ganz originale Kunst. Jede Zeit steht auf den Schultern älterer Zeiten. Gestaltung ist Umgestaltung. Quellen Bäche Flüsse laufen zusammen, jetzt noch als eigene Wasser erkennbar, und jetzt mit einemmal sind sie Strom, ein Neues Eigenes So-noch-nicht-Dagewesenes. Ein unentwirrbares Gewebe und Gewirke ist alle Kunst. Es ist gewiß reizvoll, Zettel und Einschlag zu verfolgen, Einflüsse Einwirkungen Ursprünge aufzuhellen. Aber wenn auch im Leben der Kunst, wie in allem organischen Leben, die Übergänge gleitend sind, Eines aus Anderm wird: immer wieder in der Entwicklung von schöpferischen Völkern und schöpferischen Einzelnen verdichtet sich die Vielfalt zu einer neuen Einheit, und von hier und von jetzt an beginnt neue Zeit.

In den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends hat sich aus dem nordischen Völkerchaos im Stromgebiet des Rheins ein neues politisches und kulturelles Kraftzentrum gebildet. Karl der Große, Otto der Große sind Meilensteine in dieser Entwicklung. Der Deutsche betritt die Bühne der Weltgeschichte. Mit ihm die deutsche Kunst. Die politischen Italienzüge brachten auch Einbrüche deutscher Kultur mit sich. Pisa war gibellinisch. Sizilien hatte normannische und deutsche Dynasten. So strömte, scheint es, eine Welle jener neuen deutschen Bildnerei über die Alpen herüber. Sie stellt ein gänzlich neues Verhältnis des Inhaltes zum Stoff dar. In ihrem erstaunlichen Anstieg zu gipfelhaften Werken ist sie eine der lebensvollsten Verkörperun-

gen deutschen Geistes, der sich in den ersten Jahrhunderten nach der Jahrtausendwende in einem wahren Überschwang neuen Kunstwirkens dartut.

*

In diesem Sinne höchst aufschlußreich ist die Baptisterium-Kanzel. Sechs Marmorreliefs aus der Christus-Geschichte. Selten kann man so deutlich sehen wie sich in einem Künstler zwei Kunstkreise überschneiden, wie sich überkommenes Fühlen mit werdendem Fühlen vermählt. Meist spielt sich dieser Vorgang im Dunkel der Zeit ab, im allmählichen Gestaltwandel der namenlosen Werkner, bis eines Tages scheinbar unvermittelt die neue Sprache aus dem Munde eines Meisters zu uns spricht. In diesem Werk des Pisano aber ist der Übergang offenkundig. Hier ist noch, oder wiederum, römischer Bildnerstil lebendig. Die heiligen Geschichten werden in bürgerlich-realer Weise dargestellt. Mariä Wochenbett ist das einer römischen Dame von Rang. Wir glauben für diese edel-verschleierte Frau auf der Chaiselongue Vorbilder von römischen Grabreliefs, von etruskischen Grabfiguren wiederzuerkennen. Doch daneben läuft ein Strom ganz andersartigen Fühlens. Christus am Kreuz, die Kriegsknechte zu seinen Füßen: sie muten an wie von einem Aachener Reliquiar herübergenommen, an die Volksszenen am Lettner in Naumburg muß man denken.

*

Nicola Pisano gilt als der Vater der italienischen Plastik. Diese beherrschende Kunst der Antike war mit der Kulturwelt gestorben der sie entstammt.

Giovanni Pisano *Photo Alinari*

Der schöne Mensch, die kraftvolle geistreiche sinnenfrohe Gegenwart, war das Objekt griechisch-römischer Bildnerkunst. Neben der wirklichen Welt entstand gleichsam ein zweites Mal ihr Abbild im plastischen Bildwerk. Diese Gegenwelt des Scheins bedeutet ein ungeheures Jasagen zu der Welt des Seins. Im Kunstwerk stellen die Menschen aus sich heraus was sie verehren oder was sie fürchten. Der antike Mensch der Spätzeit, vor allem der römische Mensch, verehrte nur sich selbst, und er fürchtete nichts. Nach seinem Bilde schuf er seine Götter, nach seinem Bilde schuf er sie. Freude am Leben am Dasein am Sosein lobsingen alle diese Werke. Ein Leben ohne Problematik stellen sie dar.

Diese Welt brach zusammen. Ihre Leitgedanken waren erschöpft. Orientalische Spiritualität, nordische Religiosität traten ihre Erbschaft an. Deren gemeinschaftlicher Nenner heißt Christentum. Dieser neuen im Seelischen wurzelnden Welt mußte die Kunst der Plastik, die Darstellung des menschlichen Körpers, fremd sein. Und so starb die Plastik. Kurze Weile fristete sie kümmerliches Scheinleben in der Sarkophagkunst der Nach-Antike. Die wohlhabenden Christen der römischen und byzantinischen Bourgeoisie ließen ihre Grabstellen mit den bildlichen Erzählungen der Evangelien auszieren, früher waren sie mit den Legenden der griechischen Göttergeschichte geschmückt.

Dann zerbrachen auch die alten Formen des privaten Lebens. Es kamen die Jahrhunderte der Umschichtung Verschiebung Faltung Verwerfung der Völkerrinde. Von der baren Not um Leben und Zukunft waren diese Zeiten beherrscht. Seelisch-künstlerische Kräfte, neu aufbrechend, suchten ihre Auswirkung im mystisch-liturgischen Schmuck der ge-

meinschaftlichen Bethäuser. Sie fand sich in der Mosaikmalerei auf Goldgrund. Sie entsprach der christlichen Stellung zum Leben. Die äußerlich völlig zierlosen Basiliken und Taufhäuser wurden auf ihren inneren Wänden mit magisch erstrahlenden Malereien in der geheimnisvoll flirrenden musivischen Technik überdeckt. Edle Seele im belanglosen Körper: das war ja etwa die christliche Lebensformel. Die Diesseitigkeitskunst der Plastik, wie sie in der griechisch-römischen Welt geübt war, hatte nicht Raum in dieser körperverachtenden Welt.

Erst die deutsche Seele in ihrem heißen Ringen um die innerste Wahrheit der Christuslehre, der Lehre vom menschlichen Leiden und Mitleiden, der Lehre vom Primat der Seele vor dem Leib, fand neue Wege zur Kunst der plastischen Bildnerei. Sie fand die Kraft und den Mut, der seelischen Bewegtheit, dem Schmerz, dem Leid plastischen Ausdruck zu geben. Die ringende Seele, die erhoffte geglaubte sinnenferne Zukunft wurde Objekt der fränkisch-deutschen Kunst, die so mißverständlich als falsch romanisch, in ihrem späteren Entwicklungsstand gotisch genannt wird.

*

Eine schmale Türe in der Stadtmauer führt nach dem Camposanto. Durchschreite sie: und aus der Welt der Lautheit trittst du in die Welt der Weihe und der Stille.

Ein mäßig großer grasbewachsener Hof, an dessen Schmalseite zwei uralte Zypressen schweigen, wird von einem Kreuzgang umschritten, höher breiter geschlossener als sonst klösterliche Wandelhallen sind. Nach dem begrünten Hof öffnen sich

Camposanto *Photo EPC.*

breite gotische Fensteröffnungen, von edelstem Maßwerk überrankt. Erstaunlich diese Raumwirkung: dämmerige Hallen nüchternes Sparrendach die Wände ungegliedert — aber durch das ziervolle Marmorgerank leuchtet das helle Grün des Rasens das dunkle der Zypressen das blendende Weiß der Stäbe das flimmernde Blau des Himmels.

An diesem Beispiel wird sinnfällig was gotischer Baugeist ist. Kaum irgendwo tritt uns die Wirkung eines seiner Baugedanken, die Idee des gotischen Fensters, so rein entgegen. Die Auflösung der Wände in scheinbar müheloses Kräftespiel konstruktiver Elemente löst Schwere und Düsternis auf in frohen Ernst in heitere Helle.

*

Giovanni Pisano, der größere Sohn des großen Nicola, hat dieses Juwel reinster gotischer Bau-Gesinnung geschaffen. In nichts ist es mit den Prunkwerken da draußen verbunden.

Camposanto *Photo EPC.*

Wie kam dieses kleine Wunderwerk hierher? Auf welchen Wegen verflog sich der fremde Vogel in diese Breiten? Denn die Gotik ist in Italien so wenig erdständig wie die Romanik. Sie ist auf diesem Boden schnell entartet, ihr Geist ist nicht der dieses Landes. Am Arno steht eine kleine Fischerkirche, Maria della Spina, sie wird ebenfalls — man weigert sich es zu glauben — dem Giovanni Pisano zugeschrieben. Da sind bereits die gotischen Formen ins Spielerische enternstet, wie am riesigen Tragant-Dom in Mailand. Es gibt, soweit ich sehe, in ganz Italien keine gotische Sakralarchitektur, in der fränkisch-deutscher Gotikgeist so lebendig wäre wie in diesem Kreuzgang des Camposanto.

*

Es wird allerlei über den Giovanni vermutet: er sei in Deutschland gewesen, habe zusammen mit deutschen Meistern gearbeitet. Es wird wohl nichts Sicheres über diese Zusammenhänge auszumachen

sein. In einer Zeit wo Architekten und Bildhauer noch nicht als Künstler verehrt, nur als Handwerker geachtet wurden, hat man sich über ihren Werdegang nicht viel Kopfzerbrechen gemacht. Gewiß aber ist, daß zu jener Zeit in Oberitalien namhafte deutsche Werkmeister an der Arbeit waren und auf dem entkräfteten Boden dieses römischen Koloniallandes ein neues Kunstleben hervorriefen. Meister Wilhelm wird an den Reliefs zu Modena, Meister Nicolaus am Domportal von Ferrara rühmend genannt. Antelami hat in Parma gewirkt. Ein Meister Wilhelm von Innsbruck soll den schiefen Turm gebaut haben. Ein Bildhauer Guglielmus hat in Pisa eine Domkanzel errichtet, die nachmals der Arbeit des Giovanni weichen mußte und nun in Cagliari auf Sardinien steht, ein herrliches Werk romanischen Stils. Bonusamicus Biduinus Gruamons Adeodatus Robertus: sie werden als Verfertiger von Architraven Tympanen Portalfassungen Freifiguren in Pisa Lucca Pistoja genannt. Man braucht nur diese Namen zu lesen und fühlt den transalpinen Strom durch den diese Städte befruchtet wurden.

*

Von ihm wurde auch Giovanni Pisano genährt. Von den — noch in seinem Vater so lebendigen — Nachwirkungen antiker Sarkophagplastik hat er sich frei gemacht. Die schon in Nicola begonnene Abkehr von römischer Klassik hat er vollzogen, eine andere Formensprache fand Einkehr in die mediterrane Welt.

Unter dem Einfluß fränkischer Kathedralplastik hat er seine herb-schönen Madonnen geschaffen, diese biegsamen schlanken stolzen Königinnen mit dem

Kinde. In der Sakristei des Domes über dem Baptisteriumportal in der Paduaner Arenakapelle im Camposanto stehen sie. Er hat sich weiterhin zu jener plastischen Freiheit hinaufentwickelt, die in den Kanzeln von Pisa und Pistoja Meisterwerke entstehen ließ. In den Sibyllen und Propheten von Pistoja weist er bis zu Michelangelo hinüber.

Dieser ganz große Künstler hat auf die Kunst Italiens die tiefste Wirkung ausgeübt. Er hat gotischen Geist hinübergetragen nach Siena. Giotto Duccio die Schar der Sienesen sind von ihm befruchtet. Die Reliefs am Dom von Orvieto zeugen von ihm. Lorenzo Maitani ist sein Schüler, und Andrea Ugolino der sich dem verehrten Meister zu Ehren ebenfalls Pisano nannte. Und dieser Andrea wiederum steht mit seiner Erzpforte am Baptisterium von Florenz und seinen Reliefs am Campanile als Torwächter vor der Blütezeit florentinischer Bildnerei.

So ist es kein Zufall, es ist vielmehr ein Zeichen überzeitlicher Gerechtigkeit, daß diese adelige Schöpfung eines bahnbrechenden Geistes, daß der Camposanto Werke großer reinster Kunstgesinnung umschließt, die Fresken.

*

Die Fresken sind an den Wänden aufgereiht wie große Tafelbilder. Sie haben nichts von raumbildender Wirkung. Kein kompositorisches Gesetz, kein beherrschender Gedanke ist in ihrer Anordnung erkennbar. Aber als noch alle in vollem Glanz ihrer Farben prangten muß sich vor denen, die ehedem nachdenklich in den Hallen hin und wieder wandelten, das ganze Welttheater abgerollt haben.

Die Flächen der Westwand sind fast völlig bedeckt mit biblischen Darstellungen des Gozzoli. Dies

Jüngstes Gericht *Photo EPC.*

ist das Weltleben. Die biblischen Motive sind nur Vorwand. Da stehen Pisaner und Florentiner Ratsherren mit packenden Wirklichkeitsgesichtern, ratschlagen über den Turmbau von Babel. Hagar ist eine liebliche Kurtisane die ausgetrieben wird, von nachsichtigen Engeln begleitet. Ein Rausch von Bewegung und Lebensfreude liegt über dem Ganzen.

Dieses Fresko des Gozzoli ist etwa hundertfünfzig Jahre nach der Zeit gemalt, als der Camposanto errichtet wurde, als die übrigen Fresken entstanden. Das ganze Weltgefühl der Renaissance lebt in ihnen. Wiederum, wie in der Antike, die man neugeboren glaubt, erstrahlt taghelle Diesseitigkeitsstimmung.

*

Auf der Gegenwand das Weltgefühl des Mittelalters. Abkehr von der Welt. Tiefernste Mahnungen an das zeitliche Ende des Lebens, an das überzeitliche Ende alles Irdischen.

Trionfo della morte *Photo EPC.*

Verwittert, nur noch in kümmerlichen Resten sichtbar, das Leben der Einsiedler in der Thebais, die Schicksale des heiligen Rainer. Eindrucksvoll im abgematteten Glanz ein Jüngstes Gericht, über dessen angstzitterndem Gewühl in farbigen Mandorlen die beiden Beherrscher der Welt thronen: Christus, mit erhaben-strenger Richtergebärde die durch die Malgeschichte weiterwandert bis zum Sixtinabild des Michelangelo; Maria, die den Weltenrichter mit demütiger Geste beschwört Milde und Güte walten zu lassen.

Wer diese Fresken gemalt hat ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Aber es sind Sieneser Maler gewesen, die von der machtvollen Persönlichkeit des Giovanni Pisano beeinflußt und angezogen in diesem einzigartigen Raum der Einkehr eine grandiose Humana comedia entstehen ließen.

Deren Höhepunkt ist der „Triumph des Todes". Dieses Fresko geht unter dem Namen Andrea Or-

cagna. Andere schreiben es einem sonst ziemlich unbekannten Pisaner Maler Traini zu. Andere wieder andern. Seltsam genug daß der Meister eines so überstarken Werkes der Vergessenheit anheimfallen konnte.

Überraschend wie dieses grandiose Memento mori sich rein weltlich gibt, fast ganz ohne religiöses Vokabularium auskommt. Zwar wird in einer Ecke das friedevolle Leben der Eremiten abgeschildert: wie sie die Rehkuh melken erbauliche Bücher lesen Gottes Sonne lobpreisen. Und in den Lüften werden etwelche der den Toten entflohenen Seelen von geflügelten Teufeln abgefangen von geflügelten Engeln gerettet. Aber fast möchte man meinen daß diese Darstellungen nur dazu da sind um das kirchliche Dekorum zu wahren.

Das Bild selbst ist als ein kaum verbundenes Triptychon gebildet. Rechts, in einem Lustwäldchen, die Glücklichen des Lebens: junge Männer und junge Frauen, in schönen Gewanden, singen Kanzonen spielen Laute halten Falken streicheln Schoßhunde. Sorglos fließt ihnen das Leben hin. Sie ahnen nicht daß hinter ihnen schon der Dämon des Todes, ein fahlhaariges fledermausgeflügeltes Weib, mit breiter Hippe zum Streich ausholt.

Links eine höfische Jagdgesellschaft. Sie kommen von der Reiherbeize, erlegte Wildenten hängen am Sattelknauf, froh springen die Windhunde. Auf edlen Zeltern Menschen von der Höhe des Lebens: Kronen auf den Jagdhüten wehende Schleier brokatene Mäntel juwelengeschmücktes Zaumzeug. Aber die Pferde stutzen, drängen zurück, Entsetzen ergreift die Gesellschaft: drei offene Särge klaffen vor ihnen, Gewürm schlängelt sich aus geblähten

Leibern, Aasgestank steigt auf, Kronen und Tiaren rutschen von verwesenden Schädeln.

Aber all das wäre noch durchaus gemalte Lehrfabel, stünde nicht in der Mitte des Bildes, dort wo ein Haufen Toter unterhalb der Dämonin deren schauerliche Ernte darstellt, ein Häuflein Enterbter des Lebens: Blinde Bresthafte Lahme Krüppel — und die schreien, schreien nach dem Tod, nach der Erlösung vom Leid des Lebens! Mit parallel gereckten Armen greifen sie in die Luft, möchten die Hippe auf sich zu lenken, ein grauenhafter Reigen der Qual, ein erschütternder Choral der Vergänglichkeit...

*

Wie wir uns dem Ausgang zuwenden hallen die Schritte gespenstisch durch die Stille. Der Abendhimmel leuchtet durch das schlanke Maßwerk der hohen Fenster in den dämmerigen Umgang, die Zypressen stehen stumm, ein paar verwilderte Rosenranken schwanken herein. Ringsum an den Wänden Sarkophage Urnen Denkmale Erinnerungssteine. Über der Türe schwebt, Triumph der Güte, mild aber unsäglich fern, von Engeln getragen eine gekrönte Madonna in ihrer weißen Aureole.

*

Draußen auf dem grünen Rasen um die drei Marmorwunder tummelt sich das Volk. Liebespaare plaudern hingelagert Handelsmänner mit Photos stehen in Gruppen Burschen laufen Rollschuh auf den Marmorplatten vor dem Dom. Ringsum Geschäft an Geschäft in denen der Campanile in Marmor und Alabaster in allen Farben in allen Größen feilgehalten wird, nebst den sonstigen Greueltaten

Symone *Photo EPC.*

übelsten Kunstgewerbes. Eine wahre Orgie des Kitsches brandet um diese drei Marmor-Monumente seelenloser Eitelkeit. Aber dort drüben, nur durch eine Mauer getrennt von ihnen, steht in stiller Einsamkeit dieses Denkmal großer Kunst- und Seelengesinnung: der Camposanto.

NACH FLORENZ

Lucca ist eine freundliche Provinzstadt, hinter seinem mächtigen Mauerwall noch heute heimelig geborgen. Auf ihm geht rings um die Stadt ein breiter Spazierweg unter schattigen Platanen. Da wandelt in der Abendkühle ganz Lucca auf und ab, verbreitet sich über die Neuigkeiten der Stadt, auf Bänken sitzen die Pensionisten, blicken geruhig hinaus in die weite Ebene oder hinüber zu den nahen Bergen.

*

Der Platz vor dem Dom des heiligen Martin ist eng und geschlossen. Links der Palazzo Bernardi mit schweren Rustika-Fenstern, schattige Kastanien breiten die Äste über die Galerie der Gartenmauer. Rechts die schlichte ehrwürdige Front des Monte di Pietà. Scharfkantig, in verwittertem Sandstein, steigt der Campanile auf, die Stockwerke mit romanischen Bogenfriesen angedeutet, oben mit Schwalbenschwanzzinnen bewehrt, ernst wuchtig, einem Wehrturm ähnlicher als einem Kirchturm.

Zu all dem will die Front des Doms nicht passen. Drei Säulengalerien an der Fassade, offensichtliche

Kopie nach dem Dom von Pisa. Aber die Säulen haben sich selbständig gemacht. Keine der andern gleich. Glatt und ziseliert; weiß gestreift bunt; gedreht geflochten geknotet; zickzackornamentiert und musivisch eingelegt. Die Phantasie eines Kunstgewerblers nicht eines Architekten. Als Verfertiger wird ja auch Guido da Como genannt von dem das Taufbecken in Pisa stammt.

Mir scheint es außer Frage, daß diese Front nachträglich angeklebt wurde als die Pisaner Protzenmode aufkam. Der Bau-Kern ist romanisch. Hinter den Säulengalerien sind deutlich sichtbar die breitgespannten sich verjüngenden Fensterbogen die ehedem die Front in edlem Gleichmaß gliederten. Den unteren Teil der Front bildet ein breiter Portikus zu dem drei mächtige Bogen führen, auf wuchtigen Sandsteinpfeilern ruhend, mit materialgemäßen ernsten Ornamenten verziert, geduckte Löwen springen von den Pfeilerköpfen auf.

In diesem Portikus eine Reihe von Architraven und Tympanen: Szenen aus dem Leben des heiligen Regulus des heiligen Martin Monatsbilder. In steifer archaischer Manier, doch von eindrucksvoller Kraft. Unverkennbar deutsche oder deutsch beeinflußte Romanik. Und außen an der Front der Vorhalle, unsymmetrisch in einen Bogenwinkel eingefügt, die Freifigur des heiligen Martin zu Pferde die aufs lebhafteste transalpine Erinnerungen weckt. Aber natürlich: das ist doch der Reiter vom Bamberger Dom! Ihm nachgefühlt, oder aus der gleichen Quelle geschöpft wie dieses Gipfelwerk deutscher Bildnerkunst.

Sankt Martin war der besondere Schutzheilige der Langobarden. Weiter drüben in der Stadt steht San

Frediano, von einem frommen Irländer gegründet der im sechsten Jahrhundert Bischof von Lucca war, eine herbe romanische Basilika die nachmals einem von Langobardenfürsten gestifteten Kloster eingegliedert wurde. Die Zusammenhänge werden klar: auch der Dom war ehedem Ausdruck deutsch-romanischen Glaubensgeistes, seine Front wurde nachmals durch italienische Schmuckfassade heillos verschandelt.

*

Im Innern ist von solchen Spielereien nichts zu finden. Ernstes gedämpftes Raumgefühl wirkt sich aus. Graue Sandsteinpfeiler streben hoch, unten durch weite Bogen miteinander verbunden, das Gewände des Langschiffes durch gotische Fenster mit zierlichem Maßwerk durchbrochen.

Die Innenausstattung ist Werk späterer Jahrhunderte. Ein süßliches Altarblatt von Fra Bartolommeo, Grabmale und Altarengel des Matteo Civitali, eines gebürtigen Lucchesen. Burckhardt schätzt dessen glatte Faktur hoch, während er für die Portikus-Figuren nur ziemlich abschätzige Worte hat. In solchen Urteilen liegt Generations-Unterschied. Unsere Augen sind anders geworden. Es ist nicht die technische Vollkommenheit die wir heutigen Menschen in Kunstwerken suchen: allein als Ausdruck der Seele des Künstlers und der Zeit werten wir sie.

In einer Nische steht der Sarkophag einer längst verstorbenen Frau, der Ilaria Caretta. Quercia hat sie auf das letzte Lager hingebettet, schmal und still liegt sie da, ihr Haupt drückt das Kissen ein, sie

Lucca *Photo Alinari*

schläft, ruht. Ein weicher Zauber geht noch immer aus von dieser längst Verstorbenen.

*

Wir essen in einem kleinen Ristorante, in irgendeiner Seitenstraße, Rossini heißt es, zu rühmendem Gedächtnis sei es gesagt. Hier versammeln sich die einheimischen Spießer. Ein schmaler langer Schlauch, zwei Reihen Tische, alle Gäste kennen sich, behagliche Scherzreden flattern hinüber herüber, der Wirt kümmert sich um das leibliche Wohl jedes Einzelnen, kulinarischer Seelsorger sozusagen. Herrlicher Chianti. Klare saubere vortreffliche Gerichte in Landesart.

Bald sind wir von der allgemeinen Geselligkeit aufgesogen. Man berät mit uns die weitere Reiseroute, gibt Fingerzeige, freut sich über unsere Lobreden, lacht gutmütig-fröhlich wenn wir einen allzu fetten Sprachbock schießen. Behagliche Kleinstadt-

Quercia, Ilaria Caretta *Photo Alinari*

atmosphäre hüllt uns ein. Wie alte Gastfreunde werden wir an Bord gebracht, freundliche Zurufe geleiten uns. In kleinbürgerlichem Tempo rollen wir über die staubige Landstraße hin.

*

Pistoja ist kleiner als Lucca, und demnach ist es billig daß sein Dom wieder eine Nummer kleiner ist. Neben ihm die Taufkapelle. Bei diesen kleinen Ausmaßen wirken die kunstgewerblichen Fassaden nicht mehr so aufreizend.

Auf dem Platz neben der Kirche steht ein ernstes Rathaus, glatte Quaderfassade über wuchtigen Erdgeschoß-Arkaden. Spitzbogenfenster verschiedener Größe und Teilung, sinnvoll über die Fläche verteilt, drei energische Wappenschilder mit den sechs Medicikugeln als einziger Schmuck. Ein rauher Glockenturm sticht mit spitzem Dach, wie sichs gehört, in die Luft. Gute Kleinstadtstimmung liegt über dem Ganzen.

Man wandert durch gewundene enge bergige Straßen. Hier über einem Portal ein Architrav mit strengen romanischen Apostelreihen, dort ein gefälliges Spitzbogentor. An verschiedenen Mauerecken, zu ewiger Schmach und Schande, der Kopf des ehemaligen Kommandanten von Pistoja, der die brave Stadt den Lucchesen überantwortet hat. Denn in dem gesegneten Zeitalter der Renaissance zogen sich die Landesgrenzen jeweils schon wenige Meilen vor den Toren der Stadt. Die Pistojaner führten mit den Lucchesen Krieg, diese mit den Pistojanern und den Pisanern, die Pisaner mit aller Welt. Etwas besser ist es seither doch geworden. Freilich war dieser Kantönli-Geist der Entwicklung der Kunst sehr för-

derlich; aber nicht die Kunst ist wichtig, sondern das Leben.

*

Auf einem dieser heimeligen Stadtplätze bleibt man plötzlich freudig erstaunt stehen: an einem langgestreckten Gebäude, das durch weite Bogen zu ebener Erde eine tiefe schattige Loggia erhält, sich dadurch als Bauwerk öffentlicher Art kennzeichnend, läuft unter den Fenstern ein durchgehender bunter Majolikafries, die Werke der Barmherzigkeit darstellend. Es ist das Hospital „del Ceppo" was soviel bedeutet als öffentliche Mildtätigkeit.

Dieses Meisterwerk aus der Majolikafabrik der Familie Robbia hat nichts von der blassen Süßlichkeit, die Robbiaarbeiten so leicht eignet wenn in ihnen die Töne Weiß und Hellblau vorherrschen. In kräftiger stumpfer Farbenskala sind die Geschehnisse charitativen Tuns mit zupackender Realistik geschildert, in Geist und Ausführung schlicht-ernsten Bürgersinn ausdrückend. So sind Zweck und Mittel in harmonischer Übereinstimmung. Eindruck der Vollkommenheit und damit der künstlerischen Beglückung geht von diesem Werke aus.

*

Bis Lucca behält die Landschaft ihren nützlich-nüchternen Charakter. Allmählich, zunächst kaum merklich, ändert er sich. Die Straße steigt die Hügel von Montecatini hinauf. Hin und wieder ein umfänglicher Garten, ein unnützes Boschetto. Hinter Pistoja öffnet sich ein breites Tal gegen Osten. Die Hänge beleben sich mit Häusern breiteren Ausmaßes, auf Hügelkuppen breit hingelagert Klöster. Gruppen von Zypressen kennzeichnen die Lage der

Gruamons und Adeodatus *Photo Alinari*

Villen und Landsitze, stehen wie Kandelaber gegen die in der Abendsonne mattleuchtenden Wände. Hohe Mauern umgeben die Gärten, Terrassen Treppen Wege vermitteln zwischen Haus und Nutzland. Bäume Sträucher Blumen: Fortsetzung der Architektur mit anderen Mitteln.

*

Dieser Eindruck des Architektonischen in der Landschaft verstärkt sich je mehr wir uns Florenz nähern. Ein neuer Landschaftsbegriff gewinnt Raum. Dieses Volk steht gefühlsmäßig anders zur Natur als wir nordischen Menschen. Es einbezieht die Natur in den Kreis seiner Zivilisation und Kultur. Dem Deutschen ist sie ein Abglanz vom verlorenen Garten des Paradieses. Er hat zu ihr ein sentimentales Verhältnis. Ein Etwas wenigstens von ihrer Unschuld in den Frieden seines Gartens zu retten, in ihm eine Oase zu schaffen in die Lärm und Unruhe der Nutzbeziehungen nicht herüberdringen: solches tief in deutscher Seele wurzelndes Verlangen ist diesem im Grunde nüchternen realen sehnsuchtfreien Volke fremd.

Ihm ist auch alles in Natur verwurzelte Kultgefühl verloren gegangen. Kaum je am Wegrand ein Kreuz Marienbild Heiligensäule zu kurzem Innehalten, zu Besinnung, zu Andacht; kein Strauß

Robbia *Photo Alinari*

bunter Feldblumen hinter die Kniee des Gekreuzigten gesteckt lassen Gemütsbeziehung zu Religion und Erde aufglänzen.

Vielleicht ist es unbewußtes Erinnern an die tiefen mit Geheimnissen erfüllten Wälder, in denen unsere Vorfahren noch wohnten als die Ahnen dieses Volkes schon längst in gepflasterten Städten lebten. Das Rauschen des Waldes ist uns noch heimatliche Musik, Ulme am Bach noch vertrauter Bruder, Maßliebchen am Wegrain noch liebliches Schwestergebild.

Wie nun der Abend tiefer sinkt, immer näher sich die besiedelten Hänge zu begrenztem Umkreis schließen, spricht das Wesen dieser Landschaft immer deutlicher zu mir. Nicht steigen mythische Schauer auf aus Schatten der Wälder, aus umbuschtem Grund. Klarer und immer klarer wird das Land, die Farben werden tiefer, die Konturen schärfer, farbiger Glanz liegt über Ferne und Nähe. Entgöttert ist dieses Land. Der große Pan ist tot. An seine Stelle trat der Mensch der nach seinem Willen die Natur formt und umformt.

*

In der Dunkelheit fahren wir in Florenz ein. Die glatte Landstraße wird schlecht, ausgefahrene Lö-

cher im Makadam. Die Häusergruppen werden dichter. Holpriges Pflaster beginnt. In weiten Abständen Bogenlampen. Nun Straßenbahn. Eine Gasfabrik, scharfer Schwefelgeruch. Der Rangierbahnhof, Rauch schlechter Braunkohlen. Vorstadt. Lange Straßenzüge öder Überallhäuser, kärgliche Kaufläden, Barbierstuben mit leise wehendem Musselinvorhang statt der Türe. Kleine Trattorien mit gescheuerten Tischen.

Nun an den Cascinen entlang, dem Stadtwäldchen, nun in eine enge wenig belebte Straße eingebogen. Ein stilles wohnliches Hotel nimmt uns auf. Riesige Azaleenbüsche stehen in der Halle, Wolken von Farbe und Blütenfreude, Sträuße von Anemonen auf jedem Tisch.

Behagliche Zimmer. Unter dem Fenster rauscht der Fluß, frohes Geplapper der abendlichen Spaziergänger, das ist der Corso Lungarno. Jenseits des Flusses steigen Hügel auf, Schnüre von Straßenlaternen ziehen Linien und Kurven durch das Dunkel, da und dort glänzt eine Reihe beleuchteter Fenster, ein einsames Licht, darüber steht scharf und tiefschwarz der Kamm gegen den mattleuchtenden Himmel in sanfter Linie hingeschwungen, nur zuweilen zackt eine Zypressengruppe ein Dachgiebel eine Kirchenkuppel auf.

FLORENZ

STADTBILD

Am Morgen die Türläden aufgeworfen, hinaus auf den Balkon. Ein froh-überraschtes Atemholen. Umarmung mit einem Blick. Auf immer eingeprägt dieses Bild, auf immer verwoben mit dem Wohllaut des Namens Florenz.

Ein wohlabgewogener Rhythmus schwingt durch diese Landschaft. Mit engen Straßen malerisch verwahrlosten Häusern drängt sich der Borgo San Jacopo das Flußufer entlang. Hügelstraßen steigen an, gehen allmählich in die Landschaft über. Villen Landhöfe Klöster Kirchen Gärten sind über Hang und Hügel hingestreut, in Größe Form Farbe Bepflanzung von einem diskreten Künstler aufeinander abgestimmt. Wie das Schwarz der Pinien und Zypressen das Grün der Feldgärten das Silbergrau der Oliven unterbricht; wie hier der Kamm des Hügels sanftgewellt gegen den Himmel steht; wie dort Kastell Kirchturm Zypressentrupp die Horizontlinie hart unterbricht: all das ist von tiefbeglükkendem Reiz. Und über all dem eine seltsam durchsichtige schwerelose Luft, wie ein fehlerloser Aqua-

marin wölbt sie sich über diese Landschaft. Man meint hier müsse das Leben leichter hinfließen als anderswo in der Welt.

Immer wieder schweift der Blick über den Arno weg, hinüber zur schlanken schlichten Kuppel von San Frediano, zu den langsam ansteigenden Höhen in denen sich allmählich die Stadt auflöst, zum Kamm von Monte Oliveto, dann die sanfte Rundung hinüber nach San Miniato. Tiefste Beruhigung geht von der Harmonie dieses Landschaftsbildes dieses Stadtbildes aus.

*

Florenz hat eine erstaunlich junge Geschichte. Während sich die Anfänge der übrigen Stadtsiedelungen im mythischen Dunkel vorhistorischen Geschehens verlieren, sind die von Florenz im nüchternen Licht eindeutigen Zweckgeschehens erkennbar.

Fast genau vor zweitausend Jahren wurde die Stadt als Lagerkolonie von den Römern gegründet, als diese die Via Cassia nach dem Norden anlegten und am Arnoübergang ein Brückenkopf nötig wurde. Die alte naturgewachsene Siedlung an dieser Stelle war das etruskische Faesulae, auf der Höhe oberhalb des versumpften Arnotales belegen. Hannibal, dem es an Energie zur Überwindung von Schwierigkeiten nicht gebrach, verbrachte vier Tage mit der Durchquerung der Sümpfe, ein Auge soll er in der ungesunden Luft verloren haben.

Das Arnotal war ursprünglich eine Meerbucht, als noch die Rippe des Apennin das einzige Festland Italiens darstellte. Als dann das Meer zurückwich blieb ein See, der schließlich die Sperre bei Capraia durchbrach, abfloß, fruchtbares Schwemmland zurückließ. Dies verlor mit der Zeit sein Ge-

fälle, versumpfte. Erst die Römer regulierten den Abfluß des Wassers. Und so ist auch hier, wie an so vielen Stellen der Welt, der Segen Gottes, die fruchtbare Erde, Funktion menschlichen Geistes menschlicher Kraft menschlichen Fleißes.

*

Diese unheroische Entstehungsgeschichte der Stadt war vielleicht für ihren Charakter bestimmend, aus ihr vielleicht erklärt sich die eminent demokratische Gesinnung ihrer Bürger. Von den Soldaten und Colonen Cäsars bevölkert, die einer noch gesunden und kraftvollen Epoche Roms entstammten, bot sie nicht Anlaß zu rassen- und klassenmäßiger Schichtung, wie sie altes historisches Werden mit sich bringt. Auch blieben diese tüchtigen und regsamen Söhne der großen Republik von der Verderbnis verschont die ihre satten Brüder am Tiber ausmorschte.

Frühzeitig wurde die Stadt selbständige Kommune, und in den entscheidenden Jahrhunderten ihrer Entwicklung bewahrte sie unabhängigen politischen Bürgersinn. Durch alle Irrwege und Abwege hindurch hat immer der Drang zur Selbständigkeit diese Stadt geleitet, und kaum irgendwo ist Wachstum und Aufblühen der Gesamtheit in so hohem Maße Frucht schaffenden Gemeinsinns. Wohl stand die Stadt in ihrem großen Jahrhundert unter dem Regiment einer Familie. Aber die herrschte nur weil sie im Einklang mit der Gesamtheit Herrschaft übte, weil ihr Tun der Ausdruck des allgemeinen Wollens war.

Allüberall weht uns der Atem leidenschaftlichen öffentlichen Lebens entgegen. Der Bürger von Florenz war kein Privatmann, konnte durfte keiner

Sangallo, Pal. Pandolfini *Photo Brogi*

sein. In ein vielmaschiges Netz von Beziehungen Berechtigungen Verpflichtungen war er eingesponnen. Da waren Zünfte und Gonfalonen und Kongregationen und Bezirkskollegien und hundert andere öffentliche Funktionen, die wahrgenommen werden mußten, und die Jeder wahrnahm so gut er konnte. Aus diesem stetigen Aneinanderreiben der vielen Einzelsinne entstand schließlich jener unendlich fruchtbare, belebte und belebende, Gesamtsinn der in der großen Epoche dieser Stadt unvergänglichen Ausdruck gefunden hat.

*

Dieser Charakter einer großzügigen weiträumigen Bürgerlichkeit ist der Architektur der Stadt aufgeprägt. Sieht man vom Pitti ab so gibt es in ganz

Palazzo vecchio *Photo Alinari*

Florenz kein Bauwerk das von dieser Linie abweicht. Die Dom-Kuppel reckt sich im Herzen der Stadt machtvoll empor, Symbol zusammengeballter Bürgerkraft. Aber auch sie behält Erdverbundenheit, Verwachsenheit mit der Stadt ringsum, wird von einem großen Bürgersinn getragen, erhebt sich nicht hochmütig über ihn.

Das Bau-Antlitz von Florenz wird durch seine Palazzi bestimmt. Aber dieses Wort hat für deutsche Ohren mißverständlichen Beiklang. Wir verbinden mit dem Wort Palast die Vorstellung von Repräsentation Glanz Erhobenheit über das tägliche Leben. Wir sprechen vom Palast Karls des Großen vom Dogenpalast vom Märchenpalast eines orientalischen Potentaten. Und demgegenüber vom Fuggerhaus vom Welserhaus vom Stadthaus der Freien und Hansestadt Lübeck.

In diesem Wortsinne sind die Florentiner Palazzi nur Häuser. Behausung der vornehmen Geschlechter, ihre Berge ihre Burg. Erstaunlich wie nüchtern streng rein sachlich sie sind. Nichts an ihnen dient allein dem Schmuck. Aber die notwendigen Bau-Elemente sind in Maßen Verhältnissen Formen mit unendlich feinem künstlerischem Gefühl gegeneinander abgewogen, so daß am Ende die Burg nicht nur zweckmäßig war, sondern auch schön.

*

Man kann hier deutlich erkennen, wie aus der mittelalterlichen „Torre-Casa", der betürmten Geschlechterburg, allmählich mit zunehmender Zivilisierung der Palazzo des Quattrocento und seine Nachfahren wurde.

Einige Häuser sind aus dem Dugento erhalten geblieben. Der Palazzo

Davanzati. Dieser, verständig restauriert und ergänzt, gewährt ein deutliches Bild der Lebenssphäre der Menschen des Mittelalters. Auf beengtem Grundriß erhebt sich das Haus, vierstöckig, glatte unverzierte Wände aus Bruchsteinen. Innen ein düsterer feuchter Hof in dessen Grund kaum je ein Sonnenstrahl hinablangt. An der schmalen Straßenfront die Prunkräume, leer weit erhöhte Sitzbänke in den tiefen Mauernischen. Die Wohnräume durch schmale Fenster vom Hof her nur spärlich erhellt, dunkles unbehagliches Holzmöbel, die kaum gekalkten Wände mit lockeren Geschichten aus einem der Ritterromane bemalt. Unter dem Dach eine weite allseitig offene Plattform, von der man selbst heute noch weit ins Land spähen kann. Donnerbüchsen lehnen in den Ecken, Feldsteine liegen gehäuft, Gießpfannen stehen erkaltet in denen ehedem Blei und Pech gekocht wurde, peinlicher Willkomm für angreifende Gegner.

*

Von diesen alten Häusern hat sich in Florenz freilich nur wenig erhalten. Die Herrschaft über die Stadt wechselte häufig, und da die Siegerpartei zunächst darauf bedacht war die Mitglieder der unterlegenen Partei zu hängen und ihre Häuser dem Erdboden gleich zu machen, so war der Umsatz in Geschlechterburgen ein recht lebhafter. Die erhaltenen Palazzi stammen zum größten Teil aus dem Quattrocento, dem Jahrhundert florentinischer Genialität, als Brunellesco und Michelozzo den neuen Profanstil begründeten, Alberti und Sangallo ihn durch Zufügung antiker Elemente bereicherten.

Dieser Profanbaustil hat im Grunde nichts mit „Renaissance" zu tun, er stammt nicht von antiken

Maria Novella *Photo Alinari*

Beispielen. Der Boden aus dem er erwuchs ist offensichtlich die mittelalterliche Stadtburg, die sich den räumlich und geldlich breiteren und weiteren Verhältnissen der aufblühenden Stadt anpaßte.

Nun wurde der Hof räumig luftig ansehnlich repräsentativ. Die weiten leichten Arkaden, wie sie um diese Zeit zum Schmuck der Klosterhöfe Verwendung fanden — so in San Marco in Santa Croce in der Badia — wurden auf die Privatpaläste übertragen. Prunk Reichtum Räumigkeit wurden ins Innere des Baukomplexes verlegt: Freitreppen Loggien Säle Kapellen.

Die Außenfronten hatten nur eine Aufgabe: fest zu sein. Und so steigen, steil und drohend, die Wände aus Rustikaquadern auf, die Fenster sind mit mäch-

Bargello *Photo Alinari*

tigen Werksteinen überwölbt, die Tore sind schwere eisenbeschlagene Bohlenpforten, gewaltige dicke Eisengitter sichern die Fenster des Erdgeschosses, schwere Fackelhalter ragen aus den Mauerpfeilern vor. Nichts Überflüssiges, nichts nur zu Schmuck und Zier Dienendes, findet sich an den trotzigen Fronten der älteren Paläste, am Busini Quaratesi Medici Lanzi-Pisani. Nur bei den späteren, am Rucellai Strozzi Pandolfini, wird ein weniges mehr zu Zierzwecken getan: Flachpfeiler gliedern den Oberstock des Rucellai, ein antik empfundenes Sims krönt — außerhalb des Bereiches der feindlichen Angriffe gerückt — den ernsten Strozzi-Würfel.

Eine grandiose Sachlichkeit herrscht in allen diesen Bauten, ein tiefer Werk-Ernst. Man scheut sich

eigentlich sie schön zu nennen, das Wort ist etwas zu leichtgewichtig gegenüber dieser erdverbundenen Zweckhaftigkeit.

*

Dieser Eindruck unbeirrter Sachlichkeit ist es auch, der uns immer wieder vor dem Palazzo Vecchio und dem Bargello beglückt. Diese Stadthäuser drücken den ernsten festen Bürgersinn eines lebenstüchtigen kraftvollen zukunftreichen Gemeinwesens vollendet aus. Der Torre steht da, stämmig überragend trotzig, würdiger Repräsentant einer Stadtmacht die nicht mit sich spaßen ließ. Und es mag recht respekteinflößend gewesen sein, wenn — wie etliche Male geschehen — die Führer einer niedergeschlagenen Verschwörung von den überkragten Zinnen herabbaumelten. Vollendete Stadtwürde aber drückt der Hof des Bargello aus: wo in das farbigbunte Bruchsteinmauerwerk die Wappen der um die Stadt verdienten Bürger, eines neben das andere, eingefügt sind, und vom Marzocco-Löwen bewacht in breiten Stufen, unter einem ernsten Portal hinweg, eine offene Freitreppe in den Beratungssaal hinaufführt.

*

Nicht weit von der straffen Energie des Palazzo breit hingelagert der Dom, sein mächtiges Löwenhaupt reckt sich über das Häusergewimmel empor. Um ihn herum braust das Leben der Stadt, klingeln Straßenbahnen tuten Autos rufen Straßenverkäufer donnern Rundfahrtwagen mit reisenden Sachsen. Eng drängen sich die Wohnstätten an den Riesen, Läden aller Art bieten Waren feil, vor allem solche mit Antiquitäten unter denen sich zuweilen aus Versehen auch echte finden. Die Kuppel des Brunellesco liebe ich mit einer sich steigernden Liebe. Von

hundert Entfernungen, aus hundert Blickpunkten, in hundert Beleuchtungen habe ich sie gesehen: und immer wieder berauscht mich die unaufdringliche selbstsichere Kraft mit der sich dieses Riesenwerk erhebt, gleichsam mit lässiger Handbewegung die Erdschwere beiseiteschiebend. Ihr polygonaler Grundriß; die acht kräftigen Marmorrippen die wie gotische Pfeilerstruktur die ungeheure Kuppelfläche gliedern; die scheinbar leichte durchbrochene Marmorlaterne die das Gerippe erkennbar zusammenfaßt und krönt; der parabolische Querschnitt der Kuppel; der nüchterne und doch farbige Ziegelbelag der sphärischen Flächen: das alles zusammen gibt den Eindruck absoluter Vollkommenheit. Hier ist das ruhig und sicher schlagende Herz der Stadt, drüben im Palazzo ihr rasch zupackender stahlharter Wille.

*

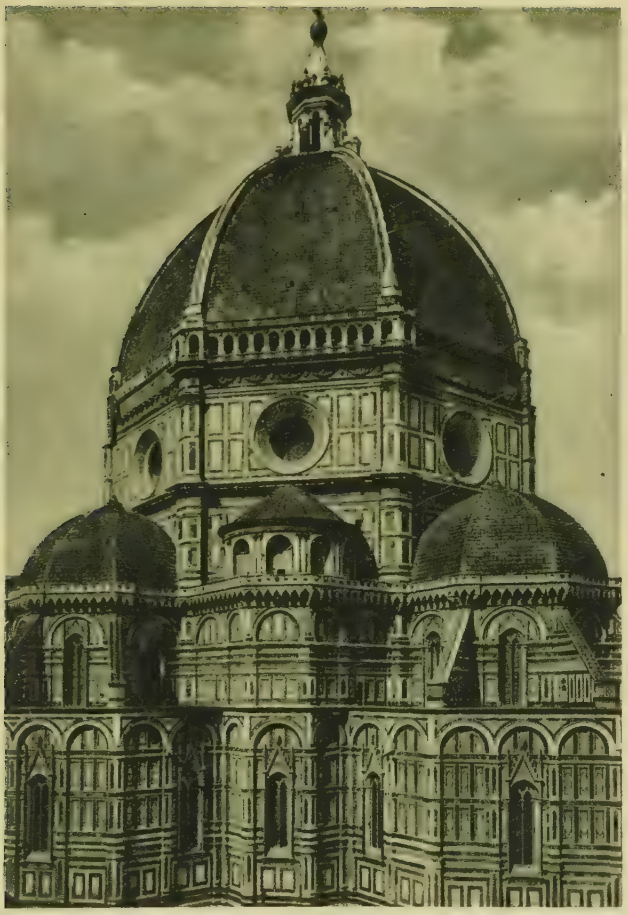
Die geistige und architektonische Fundamentierung der Kuppel ist durchaus befriedigend. Von Osten her, etwa von Via dell' Oriuolo aus gesehen, ist der Baugedanke klar erkennbar soweit er unter Rücksichtnahme auf die bestehende Basilika des Arnolfo di Cambio durchführbar war: der einer gewaltigen Zentralkirche, bei der alle Bauglieder zur dominierenden Mittelkuppel hinstreben, von ihr ableiten. Aus diesem Gedanken heraus sind unterhalb des, von gewaltigen Rundfenstern unterbrochenen, Tamburs die Wände des die Kuppel tragenden Oktogons zu mächtigen Chören ausgewölbt, Tribunen wie man sie hierzulande nennt. Diese wiederum stützen sich mit weitausladenden Strebepfeilern auf wuchtig hingelagerte Untergeschosse. Das Ganze gewährt den Anblick eines gewaltigen in logischer Gliederung hochstrebenden Blocks, den die sich ge-

Bargello Hof

lassen verjüngende, mit dem blinkenden Weiß der Laterne ins tiefe Blau des Himmels verschwebende, Kuppel majestätisch bekrönt. Großartiges Symbol des aus irdischer Niederung zu den Sphären der Höhe sich aufschwingenden Menschengeistes.

Dieser imposante Eindruck wäre vollkommen, würde das Material des Unterbaus der würdevollen Ausführung der Kuppel entsprechen. Aber statt in Ziegelrohbau belassen oder in Haustein gefugt, ist der ganze Dom mit Marmor-Inkrustation verkleidet. Blankweiße schwarze grüne gelbe rosa Tafeln; Bänder Quadrate Rhomben Sterne. In lauter unruhige kleinliche Elemente sind die Bauflächen zerrissen, die konstruktiven Linien des Gesamtwerkes heillos verwirrt und zerstört. Kunstgewerbliche Ornamentik an einem Ewigkeitsbau. Ein großer Gedanke in spielerischer Ausführung zu einem Prunkstück herabgewürdigt.

*



Brunelleschi, Dom-Kuppel

Zu dem mächtigen Kuppelbau will das Langschiff des Doms in keiner Weise passen. Eine lange völlig ungegliederte Halle, ganz ideenlos und langweilig, nur mühsam durch das Brokatgewand der Marmorverkleidung aufgeheitert. An der Westfront eine Schaufassade, erst vor wenigen Jahrzehnten fertig-

gestellt, die spielerische Marmor-Ornamentierung noch übel gesteigert.

Diese flachbrüstige Bet-Halle mündet völlig unorganisch in den Zentralbau der Kuppel, ihn seines inneren Sinnes, seiner konstruktiven Geschlossenheit, völlig beraubend. Aus einem Löwen und einer Kuh ist hier ein chimärischer Bastard geworden.

Daneben erhebt sich, schlank ziervoll und doch ernst, der Campanile, von Giotto entworfen, zu großem Teil unter seiner Leitung ausgeführt. Der Sockel durch eine Reihe von Reliefs, durch eine Reihe von Freifiguren in Nischen kraftvoll betont. Schmale gotische Fenster, durchgehende Pfeiler an den Ecken, Langführung der Marmor-Ornamente geben dem Turm etwas Hochstrebiges Leichtes, trotzdem er unverjüngt dasteht, mit flacher ausladender Bekrönung abschließt.

Campanile und Torre; in ihnen scheint das Wesen dieser Stadt symbolisiert: ihre beschwingte Freude an künstlerischer Gestaltung des Lebens — und ihr nüchterner zupackender Wirklichkeitssinn.

DER DUCE

Florenz ist eine Stadt lebendigen Lebens, keine antiquarische Stadt. Die Bauten der Vergangenheit sind nicht zum Selbstzweck entartet, sie wurzeln wieder in der Gegenwart. Die ehemaligen Paläste sind Verwaltungsgebäude Banken Sitz wissenschaftlicher und sonstiger öffentlicher Korporationen. Sie schmücken die Stadt von heute wie sie die Stadt von ehedem schmückten.

Darum fühlt man sich in dieser Stadt vom ersten Augenblick an heimisch. Immer wieder wandert man ziellos durch ihre sauberen und wohlhäbigen Straßen. Hier fesselt ein schönes Rustika-Portal, dort ein imposantes Sandsteinwappen an sonst schmucklosem Haus, da eine Inschrifttafel zur Erinnerung an vergangenes Geschehen, an vergangene Menschen, ein Dante-Vers. Oder man schlendert den Arno entlang, beglückt durch die Melodie des Flusses der in weitem Bogen durch die Stadt fließt, durch die Harmonie der Brücken die ihn überspannen, durch die Hinüberblicke nach den grünen Hügeln die die Stadt umsäumen.

*

Brunelleschi, Pal. Quaratesi

Die Stadt als Gesamtkunstwerk, als nicht gewolltes sondern organisch gewordenes Kunstwerk, an dem der unbewußte Zielsinn der Generationen und der Jahrhunderte werkte: Florenz ist hierfür ein Beispiel von seltener Vollkommenheit. Immer wieder berührt die Rundheit und Geschlossenheit des Stadtbildes.

Eminent demokratisch, dieses Stadtbild. Kein Schloß keine Residenz keine Burg keine sonstigen Bauten imperialer Gesinnung. Die Häuser der Medici — selbst als sie wohlfundierte Großherzöge geworden waren — unterschieden sich in nichts von denen anderer patrizischer Familien. Ihre Sommervilla in Careggi draußen ist eine Villa wie hundert andere, vielleicht etwas umfänglicher, aber auch nur schlichter behaglicher Landhausstil.

Or San Michele *Photo Alinari*

Mittelpunkt der Stadt bleibt durch die Jahrhunderte das Stadthaus, der Sitz des Magistrats, der Palazzo Vecchio. Unberührt durch den wechselvollen Gang der Jahrhunderte steht er da in wehrhafter Wucht, im warmen Goldton zacken die Zinnen des Torre gegen das seidige Blau des Himmels.

*

Im Hof des Palazzo ist eine Marmortafel angebracht mit der Siegesdepesche des General Diaz im Oktober 1918. Darin wird ein gewaltiger „Sieg" verkündet über die österreichisch-ungarische Armee. Angeblich dreiundfünfzig Divisionen über angeblich einundsiebzig. Aber daß dieser Sieg nach vier Jahren nur möglich war weil die ganze Welt neben den Italienern stand; und daß es eigentlich kein

Sieg ist wenn eine ausgehungerte Festung die weiße Fahne hißt: davon berichtet die Tafel nichts. Ewige Fälscherarbeit der Geschichte.

Aber hat die Tafel nicht doch recht? Wir sind alle noch viel zu sehr in der Auffassung des Krieges als einer ritterlichen Angelegenheit befangen, eines Duells, eines Sportspieles, in dem es auf die persönliche Tüchtigkeit ankommt. Aber Kriege sind nicht mehr Duelle mit ritterlichem Ritual. Sie sind Lebenskämpfe der Gesamtheit, nicht mehr „Waffengänge". Nicht mehr Mensuren von hierzu bestimmten Volksteilen. Daher ist heute allein der Enderfolg entscheidend. Auf der stärkeren Partei gewesen zu sein ist Tüchtigkeit.

*

In allen Photo-Läden der Stadt ist der Kopf des Mussolini zu sehen. Der Duce ist der ungekrönte König Italiens. Starke willensharte Züge, ein römischer Imperatorenkopf. Er ist Geist von Cäsars Geist, Wille von Cäsars Wille. Seine Partei herrscht im Lande unumschränkt. Die Schwarzhemden, die Faschisten, sind eine über das ganze Land festgefügte Organisation. Sie tun Milizdienst Nothilfedienst Sicherheitsdienst. Sie halten auf Sauberkeit in ihren Reihen. Stoßen aus wer sich Anrüchiges zuschulden kommen läßt. Handhaben freilich auch rücksichtslos ihre Macht. Freiheit ist eben nur so lange politisches Ideal als man sie selber noch nicht hat.

An der Stabilität dieser Organisation ist nicht zu zweifeln. Wie bei jedem großen politischen Wurf ist alles an dieser Bewegung richtig. Der Name, anknüpfend an alte Tradition, an die „fasces", die Bündel aus Stäben mit einem Beil darin, Sinnbild römischer Disziplinargewalt. Die kleidsame Hemd-

tracht mit Mütze, wiederum eine geheiligte Tradition, die garibaldinische, fortsetzend. Der anfeuernde suggestive Kampfruf, der dekorative altrömische Gruß mit ausgestrecktem Arme. Und endlich und erstlich: die Bewegung hat einen ganzen Mann an der Spitze. Dieser ehemalige Journalist und Schullehrer ist wirklich ein Führer, eine Duce, wie er sich stolz-bescheiden nennen läßt. Dieser eine Mann wird dieses Volk groß machen. Er hat das Zeug dazu.

*

Augenblicklich besucht er zum erstenmal in seiner Regierungszeit Sizilien. Er steigt in Palermo ans Land und hält dort vor dem Volke eine Ansprache. Das Blut steigt einem höher liest man sie auch nur. Sie muß denen unvergeßliches Erlebnis sein die sie hören durften, umflammt von dem heißen Herzschlag der Tausende. Bei Thukydides, bei Livius lesen wir solche Reden. Sie sind Taten. Denn sie schmieden Massen zusammen zu einer Gefühlseinheit.

Hier die Rede. Sie ist ein Dokument lebendiger, zeitgenössischer Geschichte:

Nobles und stolzes Volk von Palermo!

Wundere dich nicht wenn meine Stimme bewegt und gebrochen zu dir dringt, sei nicht erstaunt wenn du über mein rauhes Kriegergesicht Tränen der Rührung rollen siehst. Das Schauspiel das du mir heute am Morgen botest, mir wiederum in diesem Augenblicke bietest, übersteigt jegliche Erwartung und kein Wort ist stark genug die Gefühle auszudrükken, die meine Seele bewegen.

Als sich heute beim Morgengrauen die Küste deiner Insel aus dem Meere — unserem Meere! — er-

Villa bei Settignano *Photo Alinari*

hob, da drang zu mir herüber der süße Duft deiner tausend Gärten. Dann hast du mir gleichsam in einer Schale entgegengebracht, nicht Schlüssel und Salz, nein, dein heißes italienisches Herz. Hierfür sage ich dir Dank aus der tiefsten Tiefe meiner Seele.

Es ist ein alter Schwur den ich heute erfülle, ein Versprechen das ich heute, endlich, einlöse nach einer Wartezeit die nicht nur euch lange scheint.

Was ich heute ausführe, o Palermitaner, das ist in erster Linie eine Pilgerfahrt der Liebe. Sodann ist es eine Forschungsfahrt. Oh, ich kenne eure alten und seit lange ungesättigten Bedürfnisse. Ich weiß was euch nottut. Ich könnte die Städte und Dörfer aufzählen die keine Straße haben, kein Wasser. Ich kenne die üble Lage der Großgrundbesitzer, nicht unbekannt sind mir die dunklen Tragödien der Schwefelgegenden. Aber ein Anderes ist Lesen aus Akten und Berichten, ein Anderes selbst sehen, feststellen, hinabsteigen in die Mitte des Volkes, des guten nüchternen zähen arbeitsamen Vol-

San Martino *Photo Alinari*

kes. Ein Anderes ist es die Stimmen eurer Vertreter in Rom zu hören, ein Anderes die Stimmen zu vernehmen die unmittelbar aus der Tiefe des Herzens eines Volkes aufsteigen. Ich würde Unsinn reden, wollte ich versichern daß alle Fragen die eure schöne Insel bedrängen schon erwogen und der Lösung zugeführt sind. Aber eines kann ich euch mit ruhigem Mute sagen: daß die Gesamtheit eurer Probleme stets vor meinem Gewissen steht. Und noch eines will ich hinzufügen: ich habe den Willen diese Fragen zu lösen — und ich werde sie lösen!

Und nun, palermitanisches Volk, will ich hinabsteigen und Aug in Aug mit dir reden. Das ist ein alter Brauch, schon unsre Vorfahren, die Römer, hielten ihn wenn die Tribunen vom Ring aus zum Volke sprachen.

Volk von Palermo, du bist in Wahrheit würdig deiner Geschichte und deines Ruhms. Du bist wirklich ein garibaldinisches Volk! Noch sind nicht alle Schlachten geschlagen, noch ist es nicht beendet das Werk der Erlösung und der Aufrichtung. Du

weißt es: ein Volk kann nicht regiert werden ohne eiserne Nerven und Willen von Stahl. Aber dieser Stil des Regierens — er ist der meinige, und voll Stolz übernehme ich für ihn die volle Verantwortung — ist kein Hindernis für die Regierung, zum Volk zu gehen, zum Volk hinabzusteigen das arbeitet und leidet, das die öffentliche Ordnung nicht stört; zu diesem Volk, dem granitenen Sockel, auf dem sich die Größe der Nationen erhebt. So will auch ich zu diesem Volk gehn, nicht um ihm blauen Dunst vorzumachen, sondern um ihm die offene Wahrheit zu sagen, aber mit brüderlichem Herzen.

Dies, o Palermitaner, ist der Faschismus. Das will die faschistische Partei. Wir halten Rom und die Regierung in Händen durch das Recht der Revolution. Nur eine andere Macht könnte sie uns entreißen, und nur nach einem Kampf bis aufs Messer. Ich weiß nicht ob meine Stimme zu euch allen da unten dringt. Aber seid gewiß: mein Herz dringt zu euch allen!

In dieser feierlichen Stunde will ich auch meine Gedanken voll Verehrung zu Seiner Majestät dem König erheben, dem König, in dessen Namen das Vaterland sich zum Symbol erhebt, in dem die Rasse ihre Zukunft verkörpert.

Ich rechne auf euch, o Palermitaner! Wir wollen und werden Alles tun damit das Volk von Sizilien sich jederzeit an die Spitze des ganzen italienischen Volkes stellen kann. Wir sind ein großes Heer auf dem Marsch. Wir sind eine Nation die wieder zu leben anhebt nach Jahrhunderten der Zerspaltenheit und der Despotie. Wir haben zertrümmert alle Widerstände im Innern. Wir werden mit der zähen Selbstbeherrschung des Starken auch diejenigen besiegen die etwa von außen kommen.

Und unser Traum wird Leben werden und Geschichte.

*

Das ist Volksrede großen Stils. Keine der erforderlichen Ingredienzien fehlt. Da ist die archaistisch-heroische Anrede: Palermitaner. Da die dichterisch-sentimentale Schilderung der morgendlichen Ankunft zur See. Da der Appell an wirkliche oder vermeintliche Großtaten der Vergangenheit. Da die entwaffnende Offenherzigkeit in der Schilderung der Beschwerden des Landes.

Und dann — welch ein genialer Einfall! — die antike und erneute Geste: daß der Tribun von der Rostra hinabsteigt zum Volk, um Aug in Aug mit ihm zu reden.

Wie klug dieser Revolutionär, der das traditionelle Königtum ehrt und ihm ostentative Ehrung erweist. Ein Genie der politischen Rede hat den Satz geformt: „Im Namen des Königs erhebt sich das Vaterland zum Symbol in dem die Rasse ihre Zukunft verkörpert."

*

Die Kunst der Rede, die politische Kunst an sich, hat sich diesem Volk in ungebrochener Tradition erhalten seit alters her. Reden wie diese, so ausgewogen in Gedankenführung und Wortklang, haben schon seine Vorfahren vor zweitausend Jahren von Konsuln Tribunen Legaten Heerführern vernommen, zu Zeiten, da die Sprache des unsrigen wohl noch eine Art rauhen Bellens war. Was Wunder daß kaum einem andern Volke so sehr wie diesem Kultur der Sprache im Blute steckt.

Zumal hier in Florenz, im Wiegenland des Italienischen, ist selbst des gewöhnlichen Mannes Rede

von einem natürlichen Gefühl für Kunst der Sprache geadelt.

Beispiele hierfür erzählt Freund Fasola, wie wir auf der Terrasse seines Villino oberhalb Ricorboli sitzen, hinabsehen auf die zauberhafte Stadt da unten, über die Kuppel von Santa Fiore weg die im Strahl der Abendsonne in tieferen Farben aufglüht, hinüber nach den Höhen auf denen sich Fiesole Settignano Careggi hinbreiten.

Es sei ein im Volk noch durchaus gebräuchliches Gesellschaftsspiel, er habe es wiederholt in kleinen Trattorien gehört, daß die Männer beim Wein Ottaven improvisieren, wie in Oberbayern die Burschen ihre „Gstanzeln" — was vielleicht ursprünglich „Stanzen" waren? — die freilich unendlich viel simpler sind in Bau und Reimung. Welche Sprachkultur gehört dazu solche Reimungeheuer solcherart spielend zu handhaben!

Ein andermal habe er in irgendeiner Landschenke einer Diskussion zwischen Landleuten zugehört: was denn eigentlich den Fortschritt der Menschen bewirke. Das Zusammenwirken Aller, meinte der eine, gerade so wie ein Feld mit zwei vier sechs Ochsen gepflügt würde wenn einer allein nicht hinreicht. Hierauf der andere: da sei er doch anderer Meinung. Nur der Einzelne, das Genie, bringe die Menschen vorwärts. Früher sei der Blitz einer der gefährlichsten Feinde der Menschen gewesen. Zu seiner Abwendung habe man zu Gott gebetet, Messen lesen lassen, Prozessionen ausgeführt. Nichts wurde anders. Da kamen einzelne geniale Männer, Volta und Franklin, und die haben den Blitz unschädlich gemacht. „Hanno ammazzato il fuoco della mano di Dio — e Dio non esiste piu!" Ein Abschluß, wahrhaft großartig in Bildhaftigkeit und sonorem Klang.

FRESKEN

Eine völlig neue Welt für uns Nordmenschen ist die Welt der Fresken. Die Wände seiner Wohnungen und Kulträume farbig und gestaltenvoll auszuzieren stammt sicher aus menschlichem Urtrieb. Aber er wird um so schwächer je mehr sich die Menschen aus Augenwesen in Hirnwesen umwandeln. Jede spiritualistische Religion ist bilderfeindlich, der geistig gerichtete Mensch gegenüber dem sinnlich-naiven Menschen farbenfeindlich. Darum hat sich der nordische Kultraum — von der protestantisch-puritanischen Schmuckfeindlichkeit ganz abgesehen — immer mehr von der Gegenständlichkeit der Farben- und Formenwelt in die Spiritualität des reinen Raumbegriffs hinauf entwickelt.

Die romanischen Kirchen Deutschlands waren noch freskiert. In den gotischen ist der Farbenschmuck allmählich verschwunden. Was davon verblieb, das bunte Glasfenster, dient der Gegensatzwirkung. Es versinnbildlicht fernschwebende außerirdische Wonnen und macht die Transzendenz des geweihten Raumes nur um so stärker fühlbar. Es ist unsubstanziiert, ihr Darstellungsinhalt ist nur

Vorwand. Allein auf die immaterielle, rein magische, Wirkung kommt es an.

Anders beim Freskobild in italienischen Kirchen. Deren Gegenständlichkeit ist das Wesentliche. Szenen aus Christi, aus Mariä Leben, aus dem der Heiligen und Märtyrer, werden mit zunehmender Lebenswahrheit abgeschildert. Aus dem magisch-transcendenten Mosaikbild wird allmählich das bürgerliche Legendenbild der Renaissance.

*

Dessen extremer Vertreter ist Ghirlandajo mit seinen berühmten Fresken aus dem Marienleben in Santa Maria Novella. Die Chor-Kapelle ist in gleichmäßige Felder geteilt, jedes der Felder stellt eine Szene in chronologischer Reihenfolge dar. Ein Bilderbuch mit einzelnen Blättern, keine Raumkomposition.

Die Malerei ist gut erhalten, ihre Qualität hoch zu rühmen. Aber die Art der Darstellung, der Geist aus dem sie geboren, erregt peinlichstes Empfinden. Weiter kann man sich nicht vom Urgrund christlichen Religionsgefühls, jeglichen Religionsgefühls überhaupt, entfernen. Nicht übler einen Weltmythos banalisieren.

Daß die Handlung in Tracht und Habitus der Zeit umgesetzt ist hat nichts zu besagen: das ist zu allen Zeiten und in allen Landen geschehen ohne der Frömmigkeit des Künstlers und des Beschauers irgend Abbruch zu tun. Aber vom Atem der Legende ist auch kein Hauch mehr geblieben. Der tiefe Sinn der Mythe: daß das Heil dem Kreis geringer Leute entsprungen ist, daß Schlichtheit Armut Gemeinmenschlichkeit den Erlöser umgab — hier ist er ins stracke Gegenteil verkehrt. Mariä und Christi

Geburt finden in höchst wohlhabenden Florentiner Haushalten statt; die Zimmerwände sind mit Intarsia-Paneelen verkleidet; die Wöchnerin, soignierte Dame, ist in ihrer schweren Stunde mit allem Komfort der Zeit umgeben, läßt das Neugeborene von ihrer Zofe baden, elegante Freundinnen in brokatenen Toiletten machen Visite. Die ganze Mythe spielt sich in einem durchaus mondänen Milieu ab. Das hier geborene Kindlein, denkt man sich, dürfte es angesichts seiner erfreulichen Vermögensverhältnisse durchaus nicht nötig haben, der Welt das Heil zu verkünden.

Wie ehedem die Kunst Sklavin der Religion, so ist jetzt die Religion Sklavin der Kunst geworden. Selbst im Gotteshaus wollen die Mitglieder der herrschenden Gesellschaftsschicht nicht des Anblickes der ihnen gewohnten und gemäßen irdischen Lebensumstände entbehren. Und dieses Dokument der baren Religionslästerung findet sich in der Kirche der Dominikaner, die um kleiner Zweifel am Dogma der Kirche willen Tausende auf den Scheiterhaufen gebracht haben.

*

Nicht weit davon hängt in der Kapelle Rucellai die große Madonna des Duccio, die man früher dem Cimabue zugeschrieben hat. Steif und aufrecht sitzt Maria auf einer Art Thron, hält das Kind, den kleinen Kaiser der Welt, respektvoll vor sich auf dem Schoß, ihre schiefgestellten schmalen Augen scheinen sie jenseits menschlichen Weibtums zu stellen. Dunkel vom Goldgrund sich abhebend ist sie ein starres ehrfurchteinflößendes, und doch in seiner unirdischen Lieblichkeit tröstendes, Idol der Anbetung.

*

Ghirlandajo *Photo Alinari*

Friedlich liegt in glühender Mittagssonne der Klosterhof mit dem Kreuzgang, das „Chiostro". Hier sind allerlei Überbleibsel aus der Baugeschichte der Kirche angesammelt: Grabtafeln vergessener Personen, Wappenschilder vergessener Geschlechter, Stücke von Architraven, Trümmer von Friesen, zersprungene Graburnen, Splitter von Votivbildern. Dazwischen wuchern verwilderte Rosen mit schweren duftenden Blüten, die Sonne fällt schief und scharf durch die weiten Bogen. Da und dort über Türe und Durchgang eine Lünette, archaische Gottesmutter, Bethlehems Stall, Noäh Trunkenheit. In die Rückwand eines kleinen Gräberhofes eingelassen ein polychromes Robbiabild, Christus warnt mit hoheitsvoller Gebärde Magdalena ihn zu berühren.

*

Vom Chiostro verde tritt man in die Spanische Kapelle ein. Überrascht hält man inne. Aus der Welt der Sonne des Lebens der Vergänglichkeit ist man

Spanische Kapelle *Photo Alinari*

mit einem Male in eine künstliche Welt versetzt, in der die Zeit stillezustehen scheint.

Dieser ehemalige Kapitelsaal des Klosters, in dem noch die Bänke der Kapitularen sich die Wände entlangziehen, ist vollständig ausgemalt. Hier tritt die Idee der Freskomalerei sehr deutlich und ungetrübt in Erscheinung.

Der Raum ist durch Kreuzgewölbe natürlich gegliedert. Jede Wand, jeder Bogenzwickel ist für sich durchkomponiert, doch auch ein Feld zum andern in Beziehung gesetzt, das Ganze bildet eine gedankliche und malerische Einheit. Zum Teil freilich durch tendenziöse Allegorik blutleer, wie etwa der Triumph des Thomas von Aquino, wo die freien Künste und Wissenschaften als liebliche Frauen mit ihren Hauptvertretern gepaart sind: die Rhetorik mit Cicero, die Musik mit Tubalkain, die Dogmatik mit dem sonderbaren Heiligen Diogenes Areopagita. Aber prachtvoll in gesteigerter gedrängter dramatischer Anordnung die Kreuzigungsszene auf der Mit-

telwand, darunter links der Passionsweg, rechts der Sieg Jesu über die Hölle. Und in den Scheitelfeldern ganz stark die farbigen Gegensätze in der Sturmfahrt der Apostel, im Bestattungsbild mit den beiden Engeln am Grabe.

Diese Affreschi sind nicht Bilder an der Wand. Sie heben die Wände auf, entrücken den Betrachter aus seinen Bedingungen von Zeit und Raum. Der Dominikaner-Pater, der im Kapitel saß, war mit einem Male nicht mehr Florentiner Zeitgenosse des Jahres dreizehnhundertzweiundsechzig: sondern war Bürger des überzeitlichen geistigen Reiches, das von Tubalkain über den heiligen Chrysostomus den heiligen Dominikus den großen Aquitaner und über ihn selbst bis in die fernste Zukunft reichte, reicht, reichen wird.

Auch von diesen überaus bedeutenden Arbeiten kennt man die Meister nicht. Es ist ein munteres Rätselraten unter den Kunsthistorikern. Taddeo Gaddi, Simone Martini werden haftbar gemacht. Neuerdings beschloß man anscheinend sich auf Andrea da Firenze zu einigen. Sicher ist auf den ersten Blick, daß dies sienesische Maler waren, oder solche die unmittelbar unter sienesischem Einfluß standen. Kenner werden mancherlei Verbindungen zu schlagen vermögen. So weist die Gruppe der im Lustwäldchen Sitzenden auf dem Dominikusbilde in etwa nach dem Camposanto hinüber; der Eintritt Christi in den Limbus deutlich zu Duccio.

*

Drüben in der Franziskanerkirche von Santa Croce sind die Kapellen von Giotto und seinen Genossen ausgemalt. Meist schlecht erhalten. Sie wa-

ren um etwa 1700 mit Kalk übertüncht worden — ehrendes Zeichen für das Kunstempfinden dieser Zeit — erst etwa 1850 erstanden sie wieder, zum Teil unter allzu energischen Nachhilfen.

Die Szenen aus dem Leben des Santo stammen von Giotto selbst; neben ihm andere Legenden von Taddeo Gaddi, dem treuesten der Treuen, Giovanni da Milano, Starnina, Anderen.

Von der Weltlichkeit des Ghirlandajo findet sich in diesen Fresken keine Spur. Sie sind aber auch nicht so, man möchte fast sagen, geistreich wie die in der spanischen Kapelle. Nicht nur im Gegenständlichen. Die Domäne der Dominikaner ist das Dogma, die Lehre; die des Franziskus das Beispiel, das niedrige aber gottgefällige Leben. Auch in der Faktur. Vergebens wird man hier die scharfen klugen geistblitzenden Gesichter suchen, die sich in miniaturenhafter Ausführung auf den Dominikusfresken finden. Es ist ja auch ein anderes Publikum für das Diese malten und Jene. Im Kapitelsaal saßen hochgebildete gelehrte an der Lenkung öffentlichen Geschehens teilhabende Männer; in die Kirchen des Bettelordens strömte das „Volk", die unübersehbare Masse derjenigen die durch das Auftreten des neuen Heilands zu religiösem Selbstbewußtsein gekommen waren. An ihre aufgetanen aber schlichten Gemüter wandten sich die Franziskanermaler. Als eine eindringliche Biblia pauperum, als Propagandaschrift für die neue Volksreligion sind diese Fresken anzusehen. Wie ja auch die Verkünder der neuen Heilslehre unserer Zeit — die Bolschewiken — sich der Bilderpropaganda modernen Stils, Film und bemalter Eisenbahnzüge, für ihre Zwecke bedienen.

*

Giotto *Photo Brogi*

Aus dieser Willensrichtung muß man Giotto verstehen. Er stellte nicht zufällig seine Kunst in Dienst der franziskanischen Glaubensbewegung. Er war selbst überzeugter Franziskaner.

Der Impetus seines Willens ist auch das Neue seiner Kunst. Nicht als Maler oder als Zeichner ist er überragende Potenz, im Technischen wird er von Zeitgenossen erreicht und übertroffen. Auch im Detail der Handlung wie der Physiognomik sind andere oft packender erfindungsreicher überzeugender. Was ihn auszeichnet, ihm die überragende Stellung verleiht, ihn zum Eckpfeiler neuer Kunstentwicklung macht ist sein unfehlbar dramatischer Sinn. Er vereinfacht die Züge der Gesichter, die Linien der Handlung, den Faltenwurf an der Gewandung. Arbeitet aus jeder Situation ihr wesentliches Moment, ihre Pointe sozusagen, heraus, von der aus alle Figuren Sinn und Bewegung empfangen, zu der hin jeder Ausdruck jeder Gestus weist.

Giotto *Photo Brogi*

Da ist etwa seine Darstellung vom Tode des Franziskus. Der Heilige hat ausgelitten. Seine schmale Gestalt in weißer Kutte liegt auf der Bahre, sein seltsam adeliges Gesicht mit aristokratischer Hakennase und vorgeschobenem Kinn ist weiß und wächsern. Um ihn die Patres. Sie führen kein Eigenleben, jeder ist nur ein Instrument in der von Giotto komponierten Hymne „Schmerz", deren Paukenschlag die aufgeworfenen Hände des mittleren Mönchs sind. Zu Häupten dieser Szene stehen drei andere Priester, in lang herabfließenden Kutten, singen die Exequien, ihr Schmerz ist gestillte Trauer. Dahinter zwei vornehme Florentiner, schmaläugige kritische Gesichter, aber auch sie sind gebannt von dem Glanz der Heiligkeit der von jener hageren Gestalt auf der Bahre ausgeht.

All das ist mit den einfachsten Mitteln dargestellt. Flächig unstofflich oft nur linienhaft. Kargheit in Farbe, Kargheit in Formung. Im „Weglassen" (nach dem klassischen Ausspruch Liebermanns), im Verzichten ist Giotto Meister. Es ist nur das Wesentliche da — aber dieses Wesentliche ist eben da, drastisch packend überzeugend.

Giotto ist kein Zauberer und Verführer. Er ist eine Willenspotenz. Er vergewaltigt den Stoff und den Beschauer. Dieses schmale weiße Totengesicht, diese aufheulende Schmerzgeste des Jüngers sitzen in uns fest.

*

Santa Croce ist eine gotisch sich gebende Hallenkirche von beträchtlichen Ausmaßen. Die Raumwirkung aber ist ziemlich gering. Es sollte wohl absichtlich nur der Eindruck eines großen Sammelraumes für Andächtige erweckt werden. Erst in den späte-

ren Jahrhunderten wurden allerlei Prunkstücke eingebaut, eine Kanzel mit Marmorreliefs, pompöse Grabmale, Vasari hat ziemlich wüst herumgewirtschaftet. Die üble Konditor-Fassade wurde um 1860 angeklebt.

Zahllose mehr oder minder berühmte Italiener haben in Santa Croce ihre wirkliche oder vorgebliche Grabstelle gefunden. Heute ist die Kirche eine Art Pantheon. Galilei Alberti Machiavelli, Alfieri Dante Michelangelo Rossini haben daselbst ihre Grab- oder Denkmale.

An der einen Wand der berühmte Verkündigungstabernakel des Donatello. Von bezaubernder Süße in Ausdruck Haltung Händen Gewandung. Aber unendlich fern von legendenhafter religiöser Schlichtheit und Innigkeit. Überladen mit Putten Voluten Eierstäben Flügelkränzen Schuppensäulen. Dame Maria springt mit lieblich gespielter Keuschheitsgeste von ihrem reichgeschnitzten Stuhl auf, das Buch, das sie in der Hand hat, ist sicher der Boccaccio. Und der schöne geflügelte Jüngling, der vor ihr kniet, ist weit mehr ein amouröser Eindringling als der Verkündiger eines hohen und schweren Geschicks.

*

In der Stadtburg der Medici ist die Hauskapelle von Benozzo Gozzoli ausgemalt. Die Alfreskokunst ist hier zu höchster Meisterschaft ausgebildet. Nichts mehr von Teilung und Einteilung. Die Wände scheinen weggehoben, der enge Raum der Kapelle weitet sich zur Florentiner Frühlingslandschaft. Hügel und Felsen, Burgen und Städte, Fluß und Weinberg und Bäume und Wald; Reiher Elstern Wildenten schwirren durchs Blau; Rehe eilen flüchtig hin.

Durch diese lachende Landschaft bewegt sich auf

Gozzoli, Magierzug

bergigen Straßen, durch Hohlwege, auf Pfaden in lockerem Pinienwald ein prächtiger Zug. Angeblich ist es der Zug der Magier nach Bethlehem. Aber dieser Vorwand verhüllt die wahre Absicht nur wie ein durchsichtiger Schleier eine nackte Frau. Um einen Prunkzug der Medici-Familie handelt es sich, um eine Verherrlichung der ungekrönten Königsfamilie von Florenz und ihrer Paladine. Der eine Magier, ein stolz-schöner Mann mit gekräuseltem Haar, ist der byzantiner Kaiser Paläologus. Der zweite auf geapfeltem Saumtier mit wallendem Graubart der Patriarch von Konstantinopel. Beide waren zwanzig Jahre zuvor zum ökumenischen Konzil nach Florenz gekommen und in solenner Kavalkade nach Santa Maria dei Fiore geleitet worden: gewißlich ein Höhepunkt in der aufsteigenden Lebenskurve des Florentiner Bänkergeschlechts.

Dieses selbst wird im Zuge durch Lorenzo vertreten, den die Geschichte „il Magnifico", den

Gozolli, Magierzug

Prächtigen, genannt hat. Er ist der dritte Magier. Auf schneeweißem goldgeschirrten Zelter sitzt er, strack und strahlend, in weißem goldgesticktem Prunkkleid, eine orientalische Phantasiekrone auf dem welligen Haar. Mit klugen klaren Augen sieht er herüber, die hageren Wangen, die scharfe Nase, die aufgeschürzten Lippen lassen den künftigen Menschenverächter ahnen. Aber wie er hier durch die helle Landschaft hintrabt, von schönen Pagen mit Armbrust und Lanze geleitet, gleicht er einem auferstandenen Apoll, ein leuchtender Gott des Lebens führt den rauschenden Zug.

*

Unübersehbar das Gewimmel. Mohren schwanken auf Kamelen. Turbanträger treiben Maultiere mit Kisten schwer beladen. Fremdartig Gekleidete halten afrikanische Windhunde an der Koppel. Fast undurchdringlich das Gewühl der Jagdgesellschaft. Ein Adonis von Falkenier hält an goldener Kette

den Jagdgeparden der hinter ihm auf der Kruppe des ungeduldigen Braunen hockt. Auch einige Frauen im Zug, vor allem des Lorenzo junge Schwestern. Die Jagdpagen schön wie griechische Adoleszenten.

Am bedeutungsvollsten aber ist die Gruppe von Reitern die gleichsam das Gefolge des Sonnenjünglings auf weißem Zelter bilden, der Hohe Rat der Dynastie: in wunderbar scharfen Porträts sieht man da Cosimo den Alten, Vater Pietro, Giuliano den Bruder, den in wenigen Jahren die Pazzi im Dom ermorden werden. Um sie die unübersehbare Zahl derer die geholfen haben in erstaunlich kurzer Zeit ein wirkliches Königreich der Bildung und der Kunst aufzurichten: Marsilio Ficino und Polizian, Battista Alberti und Kardinal Salviati, Pico della Mirandola und Benozzo selbst, viele andere Unbenannte und heute Unbekannte. Eine Parade aller derjenigen, die durch Klugheit Wissen Geist Kunst vorleuchteten, ein Sammeldenkmal aller bedeutenden Männer seiner Zeit: das hat Gozzoli mit seinem sichern Auge und seinem unfehlbaren Pinsel der Nachwelt aufbewahrt.

*

In der Altarnische befindet sich ein Bild des Fra Filippo Lippi — eine Kopie, das Original wurde verschleppt — darstellend die Jungfrau im Stall zu Bethlehem, anbetend ihr Kind, den Gottessohn, zu dem sich angeblich alle diese Magier und Fürsten, Philosophen und Historiker, Maler und Dichter begaben um sich in Demut vor ihm zu neigen. Die Frömmigkeit des Fra Lippi mag verläßlicher erschienen sein als die des Gozzoli. Aber diese elegante Dame mit dem himmelblauen Abendcape und den schönen tadellos manikurten Händen hat gar

nichts mit dem tiefreligiösen Begriff der Allmütterlichkeit zu tun, der sich für unsern Kulturkreis im Namen der Maria verkörpert hat. Und vollends die Engelscharen die Gozzoli durch den Florentiner Frühlingswald zum vorgeblichen Stall hinwandeln läßt: schön und eitel sind sie wie Pfauen, mit ihren fasanenfarben Flügeln, mit ihren schmalen nervösen Händen morbider adliger Knaben, mit ihren hochmütig gewölbten Lippen, die zum Küssen und Geküßtwerden geeigneter sind als zum Lobsingen.

*

Das Kloster San Marco, von dem einst die Verwirrungen des Savonarola über die Arnostadt sich verbreitet haben, ist heute eine Stätte vollkommensten Friedens. In dem mäßig großen Hof steht eine uralte Zypresse, vielleicht hat sie noch Cosimo der Alte selbst gepflanzt. Die Gelassenheit der Jahrhunderte sinkt nieder aus ihrem weitbreitenden Geäst, alles Gelärme und Gestrebe erscheint wie kindische Hast neben der raumerfüllenden Ruhe dieses ehrwürdigen Baums, an dem die Schicksale der Geschlechter vorüber rollten.

Im dämmrigen Bibliotheksaale stehen in langen Reihen Glaspulte, in denen aufgeblättert kostbare Handschriften zu sehen sind. Sie ließ ehedem Bistucci, der Freund des Begründers, in seiner Bücherschreibfabrik für ihn anfertigen. Auf feinstem Ziegenpergament geschrieben, das den Jahrhunderten mühelos widersteht, die gravitätischen Buchstaben unverblaßt, die bunten figurenerfüllten rankenumsponnenen Marginalien leuchten farbig wie am ersten Tag.

Es war gewiß ein anderer Seelenvorgang, handgeschriebene Bücher zu lesen als gedruckte. Die Handschrift bewahrt den Charakter der Einmalig-

Fra Angelico *Photo Alinari*

keit, des durchaus Persönlichen. Sie zu lesen ist völlig wie ein Gespräch. Der Verfasser selbst scheint der Gegenredner zu sein, reicht doch vom Leser zu ihm eine ununterbrochene Kette von Menschenaugen Menschenhänden Menschenatem. Unmöglich, sie zu lesen wie wir Heutigen, wir Hastigen, wir Vielraffenden lesen und lesen müssen, stenographisch gleichsam, nicht treulich Wort um Wort, sondern in Pantherspringen dahineilend, in Sätzen lesend, in Perioden lesend, schier in Seiten lesend.

Es hatte etwas für sich, wenn der Lukrez oder der heilige Augustinus zwanzig Pfund wog und nur auf besonderem Lesepult in der Fensternische der Bibliothek gelesen werden konnte; aber es hat auch etwas für sich, Faust oder Schopenhauer in einer Dünndruckausgabe in der Tasche zu tragen, im Waldesschatten darin zu lesen, oder auf windender Düne am Meer.

*

San Marco

In doppelten Reihen sind um das Chiostro die Zellen des Dormitoriums angeordnet, von kleinen vergitterten Fenstern spärlich erhellt. Nur für notdürftigsten Hausrat war in ihnen Raum. Es war ein Leben der äußersten Kargheit, das diese Diener des Herrn in den strengen Zeiten unter strengen Äbten lebten. Aber um so inniger versenkten sie sich in die Welt ihrer Träume, in die Wonnen und Ekstasen einer Welt der Engel und himmlischen Heerscharen.

In diesem Bezirk des Friedens und der Stille lebte der Frate Giovanni aus Fiesole, ein Maler von Gnaden. Auf goldenem Grunde schildert er mit spitzem Pinsel die Gloria des Jüngsten Gerichtes, Mariä Himmelskrönung, die Seraphim und Cherubim wie sie den Allglanz preisen und lobsingen. Den Beato Angelico haben seine Mitfrates diesen unermüdlichen Verkünder der Himmelsglorie genannt. Im ehemaligen Pilgersaal sind seine Tafeln gesammelt, man wird irgendwo angerührt von der Überzeu-

gungskraft die diesen Schilderungen der jenseitigen Freuden in ihrer miniaturenhaften Zartheit innewohnt. Aber man bleibt doch nur mäßig bewegt. Der Maler ist ein rührend kindhaftes Gemüt das den Himmel und seine Einrichtungen wörtlich nimmt und die Englein mit Margeritenkränzen auf bunter Wiese Ringelreihen tanzen läßt.

Von ganz anderer Eindruckskraft freilich sind seine Fresken in den Dormitoriumzellen. Da hat er jedem seiner Mitfrates ein Bild aus der Passionsgeschichte an die kahle Wand gemalt. Ganz ohne Kunsteitelkeit, nur demütigen Lebensdienst übend mit der armen Gabe die ihm Gott verliehen.

Ergreifend die Glaubensinnigkeit dieser reinen Seele. Wie sich das deutsche Hannele etwa ihren Heinrich-Christus vorstellt geht hier der Heiland durch die Bildnisreihe, mit blondem Bart und blauen Augen, ein deutscher Ritter der die Kutte nahm mag Modell gestanden haben. Ganz einfach und schlicht ist alles hinerzählt, nichts vom Figurengedränge seiner Tafelbilder, nichts von enger Detailmalerei. Überraschend, wie er zuweilen ganze Figuren wegläßt und nur die zur Handlung nötige Geste erscheinen läßt; so etwa bei der Dornenkrönung, wo Hände schlagen und Lippen speien deren Träger man nicht sieht — eindrucksvolle Symbolisierung von Spott und Hohn, die, ungreifbar und von überall her, das Lamm Gottes anspringen. Durchaus giottesk die Vereinfachung der Handlung, die Ausdruckskraft der Gesichter. Aber über Allem liegt ein sanfter Hauch von Milde und Güte, der sich völlig deckt mit der Gefühlswelt die der Wortklang seines Namens aufweckt: Beato Angelico.

BILDER

In einer Stadt wo Kirchen Plätze öffentliche Säle mit erlesenen Kunstwerken geschmückt sind ist der Besuch der Museen eigentlich übrig. Aber die Uffizien sind nun mal eines der berühmtesten Kunstmagazine der Welt, und so fühlt man sich verpflichtet sie abzuarbeiten.

Dieser Ruhm der Sammlung stammt wohl auch noch aus der Zeit unserer Eltern und Großeltern. Alles in Allem möchte mir scheinen daß die Uffizien mit den großen europäischen Sammlungen nicht zu vergleichen, selbst mittleren deutschen nicht überlegen sind. Weder was Vollständigkeit, was Bedeutung der Spitzenstücke, vollends nicht was geistigen Überblick anlangt.

*

Vor den Haupt- und Magenstücken bleibt man ziemlich kalt. Man hat sie zu oft in Abbildungen gesehen, und unsere Augen sind auf andere Wertungen eingestellt. Es ist wirklich nicht mehr möglich der Venus von Medici anders als mit amüsiertem Lächeln gegenüberzustehen. Nicht weil man sie

Perugino, Bildnis *Photo Alinari*

in hundert Spießerwohnungen auf dem Vertiko, in hundert Spießergärten inmitten der Begonienrabatte gesehen hat; nicht weil einem die unsterblichen Verse von Wilhelm Busch dabei einfallen. Sondern daß sie der Spießerliebling wurde, daß sich Busch an sie heranpürschen durfte, beweist Alles gegen sie. Sie ist eben Kitsch, ist aus Spießergesinnung heraus entstanden. Von guter, von vortrefflicher, meinetwegen von meisterlicher Arbeit. Das Handwerkmäßige aber versteht sich, wie nach Vischer das Moralische, von selbst. Die Freude am guten Handwerk ist das Eine; die Freude an der Seelenstimmung, der das Kunstwerk entsprang und die es vermittelt, das Andere.

Diese Aphrodite ist keine nackte, sondern eine entkleidete Frau. Durch ihre Schutzbewegung nach

Botticelli, Venus *Photo Alinari*

Brüsten und Schoß hat sie Karriere gemacht. Durch diese Mahnung, daß hier etwas zu sehen ist was man von Rechts wegen eigentlich nicht sehen dürfte, wurde sie zum erklärten Liebling aller Philister der letzten zweitausend Jahre.

*

Zu Raffael habe ich kein Verhältnis. Das spricht sicherlich mehr gegen mich als gegen Raffael. Aber ich habe nun mal die Antipathie.

Mir ist Raffaels Farbengebung unangenehm. Die verkümmert mir auch völlig den Genuß an dem Julius-Porträt. Dies eindrucksvolle Bildnis eines bösen alten Mannes, dessen rechte Hand das Taschentuch hält mit der legeren Geste eines Genießers und Kenners der schönen Dinge; dessen Linke die Lehne des Sessels umklammert mit unwidersteh-

licher Gewalt des Willens: diese impetuose Zeichnung ist in teigige und schwerflüssige Farben getaucht die gleichsam ein selbständiges Atelierleben führen. Raffaels Farben sind nicht im spielenden Licht der Wirklichkeit gesehen; sie sind nicht dem Wesen des Dargestellten zugehörig; sind nicht zwingender Ausdruck der bewegten Seele des Künstlers: sie sind nur Farben eines Malers, in der Werkstatt empfangen, in der Werkstatt ausgetragen, in der Werkstatt zur Welt gebracht.

*

Einige andere Porträts sind da von höchstem Rang. Ein verknitterter Mönchskopf des Masaccio; ein strahlendes Jünglingsgesicht des Perugino; eine Eleonora von Toledo des Bronzino, das in Darstellung und Farbengebung über die Donna Eleonora hinweg die starke Impression Spanien Toledo Inquisition vermittelt.

Den stärksten Eindruck erhielt ich aber vom Bildnis des Magnifico. Ein mittelmäßiger Maler, aber ein bedeutender Mensch, hat es gemacht, Vasari. Es ist kein Porträt, es ist die Vision eines Spätergeborenen über den großen Toten.

Gebeugt von der Last eines nicht langen aber ausgefüllten Lebens sitzt der große Lorenzo da, in seidener Schaube die besetzt ist mit einem gefleckten Fell, wie von Panther oder Hyäne. Lässig hängt die Hand hinab, hält lässig das Taschentuch, genau wie drüben der Papst, aber dort ist es die mit dem Fischerring geschmückte sinnlich-fleischige Hand des alten Priesters, hier eine schmucklose schmale übernervöse Künstlerhand. Das Gesicht ist vom Tod gezeichnet. Hagere Wangen, wächserne Farbe, der hippokratische Zug um den Mund. Erschütternd

der düstere brennende flackernde Blick. Es ist der unersättliche Blick des Besitzenwollenden, keine Spur von Güte darin, es ist der Blick des gefallenen Engels, des Luzifer, des Antichrist.

Umgeben ist das Bildnis dieses dämonischen Menschen von allerlei Abbildern des Glanzes und Reichtums, versehen mit höfischen Inschriften. Posteris mea virtute praeluxi, ist da zu lesen; und: Virtutum omnium vas, und: Praemium virtutis. Ein bißchen viel von Tugend ist da die Rede. Dazwischen hängen und liegen, halbverblaßt von Alter, Masken, wohl auf die Dichterqualität des Lorenzo hinweisend: aber wie Gespenster, wie verzerrte Antlitze Gehenkter und Gemarterter geistern sie um ihn herum, die Grausigkeit dieser Menschenvision fast ins Unerträgliche steigernd.

*

Ein ganzer Saal ist mit Botticelli angefüllt. Der Frühling, die Geburt der Venus, Pallas und der Kentaur, die Calumnia, die Madonna mit dem Granatapfel, alle seine Hauptwerke sind hier versammelt.

Wir alle waren in unserer Jugend in Botticelli verliebt. Auf dem Umweg über die Londoner Präraffaeliten, Rossetti und Genossen, war er in Mode gekommen. Der Stimmung des Jahrhundert-Endes war die morbidezza seiner Gestalten gemäß. Die verfeinerten blaßblütigen Züge einer welkenden Reichtumskultur macht diese adoleszentenhaften Engel, diese hochbeinigen überschlanken in ihre eigene unfruchtbare Schönheit verliebten Frauen anziehend und verführerisch. Die Anbetung der Schönheit als Lebensinhalt erfüllt alle diese Gemälde, die als Phantasmagorien des künstlerischen und künstlichen Lebensgenusses an den Wänden der Medicipaläste strahlten.

Tizian, Herzog Rovere *Photo Alinari*

Sie sind zum großen Teil Schlüsselbilder. Vorgänge aus den Werken damals in Mode stehender Dichter, des Polizian und anderer, darstellend; Porträts besonders beliebter Mitglieder der mediceischen Gesellschaft in mythischer Gewandung oder Gewandlosigkeit enthaltend. Immer wieder finden sich die unschuldig lasterhaften Züge, die schlanken weißen Glieder, die zarten Brüste, die mit Goldlinien aufgehöhten sich im Winde dekorativ ringelnden Haare der schon damals zur Legende gewordenen blonden Geliebten des Giuliano, der „bella Simonetta".

Dieser Verherrlicher eines morbiden Zeitalters, ihr vielleicht reinster Repräsentant, hat nachmals tiefgehende Wandlung erfahren. Er wurde leidenschaftlicher Anhänger des Savonarola, die Eitelkeit

Francesca, Montefeltre *Photo Alinari*

der Welt, der er den blendendsten Ausdruck geliehen, verdammte er mit puritanischem Eifer. Seine Werkstatt war Sammelplatz der Piagnonen, der Reformpartei. Vielleicht hat er unter dem Einfluß dieser Seelenwandlung die ergreifende Grablegung gemalt die in München zu sehen ist. Aber er scheint, erschüttert von dem Ende der Savonarolabewegung, frühzeitig seinen mit allen Farben der Phantasiewelt ausgestatteten Pinsel hingelegt zu haben. Sein letztes Bild hat er, soweit man weiß, zehn Jahre vor seinem Tode gemalt.

*

Ein seltsames Bild ist der Tobias, das man bald dem Botticelli, bald dem Verrocchio, bald dessen Schüler Botticini zugeschrieben hat. Drei buntgeflügelte Erzengel schreiten durch die Landschaft, einer

mit einem Lilienstiel, einer mit einer Salbenbüchse, einer — in schwere Erzrüstung getan — trägt ein aufrechtes Schwert und eine gläserne Kugel. Zwischen ihnen der begreiflicherweise ziemlich verwundert dreinschauende Tobias mit seinem Fisch. Das Ganze in Bewegung Handhaltung Mienenspiel archaistisch, übersteigert, wie von einem Präraffaeliten in Quattrocento-Manier gemalt.

Erstaunlich, wie schnell der Lebensstil dieser Zeit überkippte, zur Karikatur seiner selbst wurde. Wir sprechen immer von der „Renaissance" als einer ziemlich einheitlichen Zeitperiode die sich etwa über zwei Jahrhunderte erstreckt. In Wirklichkeit waren es zahllose einander überschneidende, in Treibhaushitze aufblühende, sieghaft prangende, rasch hinwelkende kleine Lebenskreise.

*

Der Saal mit den Niobiden ist eines der großen Prunkstücke. Es sagt uns heutigen Menschen nicht mehr viel. Man weiß nicht wie die Gruppe ehedem zusammenstand, zu welchem Zweck, in welcher Umgebung. Plastisches Werk ist ohne seine ursprüngliche Umgebung seines Sinnes fast beraubt. Man denke sich die Bürger von Calais des Rodin vereinzelt und in einem prunkhaften Saal aufgestellt — und es wird nicht mehr viel übrigbleiben. Zudem bei griechischen Werken deren starke Seite nicht der seelische Ausdruck ist.

Nur zwei von den Knaben machen Eindruck. In steiler Diagonale greift alles an ihnen in den Raum. Bein Mantel Oberkörper Kopf Arm: alles an ihnen ist ein gespannter Bogen von Flucht und Todesangst.

*

Durch die Säle mit den Venezianern geht man etwas gelangweilt. Bassano und Lorenzo Lotto, Veronese und Palma Vecchio: man kann nichts damit anfangen, man bleibt innerlich völlig unbeteiligt, das ist alles gemaltes Theater denkt man sich.

Auch im Saal des Tizian geht es einem nicht viel besser. Die Flora, die Venus nach dem Bade, die Venus mit dem Kupido, er hat einen Frauentyp der fatal ist: seelenloses Weiberfleisch, seine Tochter Lavinia, das feiste Bürgermädchen mit der Fruchtschale, guckt überall durch. Die Venusse exponieren sich ganz so wie die des Giorgione in Dresden, der sie nachempfunden sind. Aber was dort süße Unschuld des Schlafes ist wird hier bei diesen wachen Frauenzimmern bewußte Schaustellung.

Ganz stark dagegen das Bildnis des Herzogs Rovere von Urbino. Der schwarze Stahlharnisch, der tiefschwarze Bart, das bleiche Gesicht, die ruhigen gefährlichen Augen: eine Studie in Schwarz von malerischer Meisterschaft, gepaart mit einem durchdringenden erfassenden Blick. Eigenschaften, die Tizian zu einem der ersten Bildner männlicher Köpfe machen.

*

Tizian ist für mich einer von den ergreifenden Künstlermenschen denen kurz vor dem Ende eine neue große Erkenntnis vom Wesen ihrer Kunst geworden ist. Schier hundert Jahre ist er geworden. Hat ein ungeheures malerisches Werk geschaffen. Über ein ungeheures Können souverän geboten. Hat als einer der großen Siegreichen gewirkt und gelebt. Wie ein weithin gebietender Fürst. Könige haben sich vor ihm gebeugt. Der Beherrscher des Reiches in dem die Sonne nicht unterging war sein Freund.

Michelangelo *Photo Anderson*

Aber kurz ehe er aus diesem an Arbeit und Erfolgen überreichen Leben hinging kam ihm die Erkenntnis: er habe gemalt, und gemalt, sein ganzes Leben gemalt — und habe das Wichtigste vergessen, das Licht mitzumalen, und die Atmosphäre um die Dinge herum, und die menschliche Seele innen drin. Und da malt er, ein Fünfundneunzigjähriger, die Dornenkrönung die in München hängt: und in der ist alles darin was er sein lebelang vergessen hatte. Das flackernde Licht der Fackeln tanzt um die Leiber, der Brodem der Soldateska schwelt in dem Kellergewölbe, die sadistische Wut der Metzgerhorde brandet um den Dulder der sich in stiller Ergebung den Streichen hingibt, der Leidende erhaben

Vasari, Il Magnifico

über die Beleidiger. Von diesem Bild spannt sich ein Bogen hinüber zu Rembrandt. Der Uralte hat noch vor seinem Ende vom Berg Horeb Kanaan geschaut.

*

Wie ich durch die Säle zurückwandere komme ich in ein abseitiges Zimmer. Alte Landkarten sind an den Wänden gespannt. Nur zwei kleine Tafeln stehen auf Staffeleien. Wie ein elektrischer Schlag durchfährt es mich.

Ein Männerkopf von unwahrscheinlicher Häßlichkeit steht scharf im Profil gegen einen blaßblauen Himmel, tief unten dehnt sich weit hinaus eine satt-

grüne Landschaft, Felder, Bäume verstreut, ein See. Ziegelrot der Talar und die seltsam steife Kappe, eine Hakennase von nie gesehener Form, tief eingekerbt unter der Stirn, listige und grausame Augen, sturres schwarzes Haar. Ein Teufel. Aber ein grandioser Teufel. Der Herzog von Urbino, der große Kondottiere Montefeltre.

Ein Etwas ist in dieser Malerei das tief erregt. In diesem Bildnis ist Monumentalität, erreicht mit rein malerischen Mitteln. Durch Linienführung und Farbe. Das rieselnde Licht ist mitgemalt, die Luft der umbrischen Landschaft, der Wille eines unbeugsamen Menschen, Alles.

Das ist die erste Begegnung mit Piero della Francesca. Ich kann es mir nicht klar machen, was mich so aufrührt vor diesen Tafeln. Es geht mir dann und wann so vor Werken der Kunst: eine grundlose Freude wird in mir wach, eine Quellader ist in mir aufgeschlagen, sie sprudelt, ich weiß nicht woher und warum. Nichts außerhalb des Augeneindrucks wird durch dieses Bildnis aufgeweckt. Es sagt nichts von dem Maler aus. Und die Objekte dieser Malerei, der üble Kondottiere und seine stumpfsinnige Gattin daneben, können nur Gefühle tiefster Abneigung auslösen. Und trotzdem diese Erregung wie sie nur von den ganz großen Dokumenten des Künstlertums und des Menschentums ausgeht. Ich weiß nicht warum. Aber es ist so. Ich fühle sie.

MICHELANGELO

San Lorenzo ist die Hofkirche der Medici, von Brunelleschi aus einer älteren Basilika umgebaut. Außen steht an Stelle der Fassade noch immer die kahle Brandmauer. Es liegt ein schöner Entwurf für ihre Verkleidung von Michelangelo vor. Warum sie unterblieb weiß man nicht. Vermutlich steigerten die Dynasten immer höher ihre Ansprüche an die äußere Gewandung ihrer Kirche, bis es zu spät war und der Torso Torso blieb.

Das Innere läßt gleichgültig in seiner kalten Pracht: glattglänzende runde Säulen aus farbigem Marmor; überreiche Akanthus-Kapitelle; goldstukkierte Kassettendecke.

Vor dem Altar, unter einer wappengeschmückten Platte, ruht Cosimo der Alte, der Pater Patriae, der königliche Kaufmann. Schlicht, wie er im Leben war, schläft er da unten seinen tiefen Schlaf, denkt an Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt.

Hinter dem Chor ist eine gewaltige achteckige Kapelle angefügt, dei Principi genannt, mit seltenem Marmor Porphyr Bronze und sonstigem kostspieligem Material zum Überdruß ausgekleidet. Hier

Michelangelo, Nacht *Photo Alinari*

liegt ein halb Dutzend Medici aus der vornehmen Linie, der großherzoglichen, die vom Bruder des Cosimo abstammt. Von ihnen ist nicht viel Rühmenswertes zu berichten. Sie verdienen begraben zu sein wie sie begraben sind. In all ihrer Vornehmheit sind sie hier hübsch unter sich.

*

In der sogenannten Neuen Sakristei sollten die eigentlichen Medici eine ihrer Bedeutung entsprechende Grabstätte erhalten. Die Medici-Päpste und der geistvolle Kardinal Ippolito Medici gewannen Michelangelo für den Plan.

Ihm lag der Gedanke eines Ehrenmals für dieses Geschlecht dem er sich verbunden fühlte. Hatte er doch noch, wenn auch nur wenige Jahre, als ganz junger Mensch in der Akademie des Bertaldo im Schatten der gewaltigen Persönlichkeit des Lorenzo, zuweilen wohl auch unter seinem ermutigenden Blick und Wort, gearbeitet.

Michelangelo, Morgen *Photo Alinari*

Mit flammender Energie ging er ans Werk. Entwarf die Architektur der Grabkapelle, ließ die Blöcke in Carrara brechen, begann die Geschöpfe seiner bildnerischen Vision aus dem Stein zu hauen.

Man hat eine Anzahl Skizzen gefunden in denen Michelangelo mit seiner höchst suggestiven Zeichenmanier Entwürfe zu den Grabmalen hinwühlte, verschiedene Varianten seines Grundgedankens darstellend. Dieser war durchgängig: die Errichtung von drei gewaltigen Wandgräbern, ohne Porträtfiguren der Begrabenen, auf denen durch einen Strom von bildnerischen Darstellungen die Geschlechtergröße aufrauschte. Die Kapelle selbst sollte nur ein Rahmen sein für diese gewaltige Vision: er hielt sie daher fast nüchtern, geometrisch aufgeteilt in Nischen und Wölbungen, in neutralem weißen Marmor gehalten, die Pfeiler und Risalite in schwarzem Stein betont. Sie sollten gleichsam die vorstürzenden Kas-

kaden von Bildwerken bändigen. Farbige Ausmalung der Decken sollte dem Raum Ton und Wärme geben.

Man muß sich diese Planung des Michelangelo vergegenwärtigen, um die tragische Unzulänglichkeit des schließlich Gewordenen mit bitterem Gefühl zu verstehen.

*

Heute tritt man in einen kalten Raum dessen glatte weiße Marmorwandung, kalkig weißes Stuckgewölbe, stumpfschwarze Rippenlineatur einen höfisch repräsentativen Eindruck machen. Elegant, das ist etwa der Eindruck.

An zweien der Wände stehen sarkophagartige Gebilde in kleinlichen Dimensionen, sie haben eine fatale Ähnlichkeit mit Kaminumkleidungen. Über den Kaminen befinden sich drei Nischen. Die beiden äußeren sind leer. In der mittleren sitzt, ein wenig eingezwängt, je ein Herzog: Lorenzo der Enkel, Giuliano der Neffe des Magnifico. Sie sind als römische Feldherren mit Panzer Helm Kommandostab versehen, wie das im Secento üble Mode wurde.

Michelangelo hat es nun freilich verstanden, aus diesen Porträtbüsten gleichgültiger Nepoten Wunderwerke gemeingültiger Menschendarstellung zu machen. „Il Pensieroso" nennt der Volksmund den einen; „Die Tatkraft" könnte man den andern nennen. Gleichwohl bleibt die seelische Hemmung bestehen, daß nach Art und Aufstellung die beiden Figuren eben doch nur zwei nebensächliche Menschen zur Darstellung bringen.

Zu Füßen dieser modisch gekleideten Fürstlichkeiten sind auf die abschüssigen Kaminseiten mühselig nackte mythische Figuren hingelagert die sich in ihrem gigantischen Gliederbau, ihrer unbeküm-

merten Haltung, der rauhen Bossierung des Steins ziemlich befremdlich ausnehmen in dem feinen Milieu, in das sie durch ein Mißverständnis geraten sind. Sie sind für den Platz auf dem sie sich befinden weder gedacht noch gemacht. Die rauhen Sockelplatten auf denen sie ruhen hängen über die glatten Abdeckplatten der Kamine hinaus, man wird das peinliche Gefühl nicht los daß diese Gestalten demnächst ins Rutschen kommen werden.

*

Diese Gestalten!

Wie oft man sie in Abbildungen, in jeder Ansicht, in jedem Teilstück, gesehen geprüft hingebend in sich aufgenommen hat: ihr wirklicher Anblick wirft um. Bewohner einer andern als unserer Menschenwelt sind sie niedergestiegen, gebändigt durch die magischen Formeln des Künstler-Zauberers. Bewohner einer Überwelt, einer Zwischenwelt, nicht mehr Menschen und doch noch Menschen, aus dem Geschlecht der Giganten die ehedem den Himmel stürmen wollten, angeekelt vom schmerzüberhobenen ewigen Glück der seligen Götter.

Die eine der weiblichen Gestalten: tiefe Versunkenheit in den Schoß des Werdens, Nacht und Traum, nährende Brüste, bergende Mutternatur.

Die andere: Bewußtheitserwachen der dumpfen Urnatur, Verlangen öffnet Lippen und Schoß, Sehnsucht strafft Brust und Schenkel. Aber Ahnung von Leid und Leben umschatten das Auge, furchen die Stirn. „Si storce con amaritudine" sagt Vasari unübertrefflich von ihr.

Michelangelo, Abenddämmerung *Photo Alinari*

Die eine der männlichen: Versunkenheit in geistige Schau, tiefstes Wissen um Leben und Leid. Überwindung durch willensfreies Betrachten und Erkennen. Vom Geist, vom Logos ist diese hohe Stirn, dieses Antlitz tiefsten Ernstes umwittert.

Die andere: Besiegung des Leidens durch den Willen, Jasagen zum Leben trotz allem, Aufruhr gegen den Zwang der Natur, Auftrotzen gegen Götter und Gewalt. Der Titan im Menschen blickt uns an aus diesem dämonischen Haupt, das sich noch nicht

Michelangelo, Tag *Photo Alinari*

ganz frei gemacht hat vom Urtraum der Dinge, von Starre und Stein. Es ist der Mann in seinem höchsten Augenblick: der Schaffende, der Zeugende, der Gott Gleiche.

*

Was irgend der Menschengeist im höchsten Flug der Erdbefreiung erdacht und geahnt: hier ist es Gestalt geworden. Prometheisches Tun und allumspannende Schau; Urgrundklänge und mystischer

Nachtgesang; Kampf und Niederlage, Mut und Sieg der Menschenseele, der Weltseele: aus diesen übermenschlichen Gestalten rauschen sie auf und erfüllen den kahlen Raum um sich mit atembeklemmenden Harmonieen. Ihre Deutung als Nacht und Tag, als Morgen und Abend, ist leere Allegorik, am Äußerlichen sich haltend, am Wesentlichen vorübergehend.

*

Ein tiefer Schmerz erfüllt die Seele, beengt das Herz. Was wäre aus dieser Grabkapelle geworden, hätte sie der Riese so gestalten dürfen wie er sie innerlich geschaut. Hätten diese vier Gestalten in ihr passenden Raum gefunden! Welche Erniedrigung des Werkes eines Genius, wie er nur alle tausend Jahre einmal auf Erden wirkend wird, daß seine Schöpfungen als Trabanten dynastischer Großmannssucht Dienst zu tun gezwungen sind!

In einer Felshöhle auf steiler Klippe über dem Meer müßten sie wohnen, umrauscht von stürmenden Winden, beleuchtet vom Widerschein ziehender Wolken. Von fern her müßte man zu ihnen wandern, auf mühsamen Pfaden zu ihnen aufsteigen, in heiliger Einsamkeit müßten sie auf Felsen lagern denen sie entrungen sind durch die gleiche Kraft die am Anfang der Dinge durchs schaffende Wort die Erde schuf, und das Licht schied von der Finsternis.

*

An der dritten Wand der Kapelle steht verloren auf einer Art Marmorkommode die Gott-Menschen-Mutter mit ihrem lieblichen Kind, begleitet von zwei hilfreichen Ärzten, Cosmas und Damian. Sie sollten

das geplante Mittelgrab der beiden schon fast mythisch gewordenen Mediceer krönen, des Lorenzo und seines frühverstorbenen glänzenden Bruders Giuliano. In ihnen hätte sich die Übergewalt der Titanengestalten zu menschlich-milder Harmonie versöhnt.

Aber diesen beiden ein Mal zu errichten, erschien späteren kleingewordenen Geschlechtern übrig. Ihre Gebeine sind verlorengegangen. Die sterblichen Reste der herzoglichen Impotenzen waren wohl wichtiger. Und so stehen diese Verkörperungen mütterlicher Liebe und hilfreicher Güte sinnlos gegen die kahle Wand, wie stehengebliebenes Mobiliar in einer verlassenen Wohnung.

*

Eine seltsame seelische Erregung geht von den meisten Werken des Michelangelo aus — eine Erregung wie sie sonst nur Musik vermittelt. Ist doch Musik die fast unmittelbare, fast materielose Überleitung des schöpferischen Zustandes einer Seele in die andere. Alle Wissenden vergleichen die innere Spannung vor der künstlerischen Empfängnis mit Musik: es ist das tönende Chaos, die Urglut des Werdens, der schwangere Nebel der sich zum Sein entstalten wird.

Von dieser inneren Musik, von diesem schöpferischen Chaos haftet Michelangelos Gestalten noch ein Etwas an. Die Erdrinde seiner Werke ist noch nicht völlig erstarrt. Noch klafft zuweilen ein Spalt, und mit ehrfürchtigem Schaudern blickt man hinab in die dunkle Glut.

Die Kenner versichern, er habe zuweilen seine Werke nicht fertig gemacht. Es sei gesegnet dieses Nichtfertigsein! Und hat wirklich jemand den überheblichen Mut zu behaupten, es sei nicht tiefstes

Michelangelo, David *Photo Alinari*

Wissen um sein Werk, das ihn die Köpfe der beiden Mann-Titanen in der Medicikapelle ganz ungeglättet lassen ließ, wie noch nicht ganz entsteint?

Michelangelo, Sieg des Eros *Photo Stödtner*

Da steht im Bargello in dem Michelangelo-Saal die Büste eines Brutus. Es ist der Mann des Tatentschlusses. Dumpfes Wollen brennt in ihm. Nicht

von klaren Gedanken ist sein Handeln bestimmt: ein unbestimmtes Gefühl von geschehendem Unrecht erfüllt ihn, ein dunkles Müssen lenkt seine Hand. Da lastet auch in diesem Antlitz die dumpfe Schwere des Nochsteinseins.

Dort steht auch im Hof die seltsame Gruppe Sieg des Eros. Eine schlanke Ephebengestalt kniet als Sieger auf einem sich tief hinabbeugenden bärtigen Mann, über dessen leiderfüllte Geistigkeit das fast freche Lachen des seelenlos-schönen Jünglings triumphiert. Auch hier der Mann noch Wesensteil vom Urwesen, ein Stück nach Formwerdung ringender Stein: und über ihm flammt in klaren sicheren Linien die deutungslose vollendete gewordene Form.

*

Auch von jener stets gescholtenen heiligen Familie in den Uffizien, dem einzigen Tafelbild Michelangelos, weht mich der Atem des schöpferischen Urwortes an. Zugegeben daß das Bild nicht aus dem Genius der Farbe geboren ist; daß diesem derben Frauenbild, das sich aus kraftvollen Lenden zurückbeugt und nach ihrem gesunden Buben langt, nichts von jener sanften Milde eignet die überkommenermaßen die Heilandsmutter auszeichnet.

Aber hinter dieser Gruppe, um die etwas von Titanenhaftigkeit der ersten Menschen liegt, öffnet sich ein Blick weit hinaus über Erde und Meer, nackte Jünglinge und Mädchen lehnen sich an Klippen, es ist wie die Vision zukünftiger Völker, die aus dem Schoß der Urmutter Erde entspringen werden.

Und auch jener Jünglingsriese, den ehedem die

Signoria in sicherem Instinkt als Wächter vor das Tor des Stadtpalastes aufgestellt hat: es ist kein Zufall daß ihn das Volk von Florenz den Giganten hieß und ihn wie einen Roland der Stadt liebte. Es fühlte gut daß diese Gestalt aus anderer als unserer Wesenssphäre stammt, daß sie Einer geschaffen hat, der die Urbilder im Schoß der Schöpfung schaut, nicht die Abbilder im wirklichen Sein.

In Michelangelo betritt zuerst der autonome Künstler die Bühne der Welt. Er ist ganz frei von den Bedingtheiten der geistigen und sozialen Menschenordnungen. Er schafft wie der Urgeist schuf, nur seinen eigenen inneren Gesetzen untertan. Einsam ragt er in diese Welt der Könner herüber, ein erratischer Felsblock inmitten kultivierter wohnsamer Gärten. Ein rauher Riese inmitten gezähmten Pygmäenvolks.

*

Die Ergriffenheit von einem Werk wie des Michelangelo macht ungerecht gegen die Arbeiten geringerer Geister. Nicht nur gegen seelenlose Kraftprotzereien, wie des Bandinelli und des Giambologna, gegen Kunsthandwerkerei wie sie sich im Perseus des Cellini und in der Judith des Donatello in der Loggia degli Lanzi breit macht. Auch gegen die sonstigen Arbeiten des Donatello bringt man nicht viel mehr auf als bewundernden Respekt, und nur Verrochio bleibt einem nahe. Die zahllosen Lünetten Medaillons Reliefs aus der Robbiafabrik ist man vollends geneigt als gehobenes Kunstgewerbe abzutun.

Durchaus verdrießlich sind einem die berühmten

Ghiberti-Türen am Baptisterium, die „Pforte des Paradieses". Sie sind nicht materialgerecht. Es sind Bilder, voll verwirrender Details, voll malerischer Lichteffekte, sie könnten in Farben und auf Leinwand dieselbe, ja noch bessere, Wirkung tun. Man hat nicht das Gefühl daß diese Darstellungen aus Erz geformt sein müssen. Auch das sittliche Empfinden rebelliert. Diese Türe ist aufdringlich als Kunstwerk konzipiert, sie ist keine Türe mehr, sondern eine Bildergalerie. Wie anders der Geist der Südtüre von Andrea Pisano, auch noch der Nordtüre aus der Frühzeit Ghibertis. In gotischen Kreuzecken werden die biblischen Geschichten schlicht erzählt, die Darstellung ist zur Erbauung der Kirchenbesucher da, nicht zur Darstellung des Künstlertums der Verfertiger.

SIENA

TOTE STÄDTE

Kaum überschreitet die Straße den Hügel von San Miniato und gleitet seine südliche Flanke hinab: so ändert sich mit einem Schlage das Bild der Landschaft. Es ist als träten wir hinter die Kulissen eines Theaters: was eben noch Farbe und Form war — jetzt ist es Pappe und Leinwand.

Es wird wieder sinnfällig wie sehr die Landschaft von Florenz Kulturprodukt ist. Die Hänge, nicht mehr belebt durch Villen und Mauern und Gärten und Terrassen, breiten sich in leerem Gleichmaß; die Kuppen, nicht mehr betont durch Kirche Kloster Zypressensiedlung, buckeln sich eintönig dahin. Florenz ist nicht eine Stadt in einer Landschaft, es ist selbst Landschaft.

Sobald wir die staubigen verwahrlosten Straßen der Vororte hinter uns haben biegen wir scharf nach Süden ab. Zwischen ausdruckslosen Hügeln ein eindrucksloses Tal in dem ein schwindsüchtiges Flüßchen sein Leben fristet.

Es wird einsam. Gartenfelder bedecken die Lehnen, weit zerstreut schweigen die Häuser der Conta-

San Gimignano *Photo Alinari*

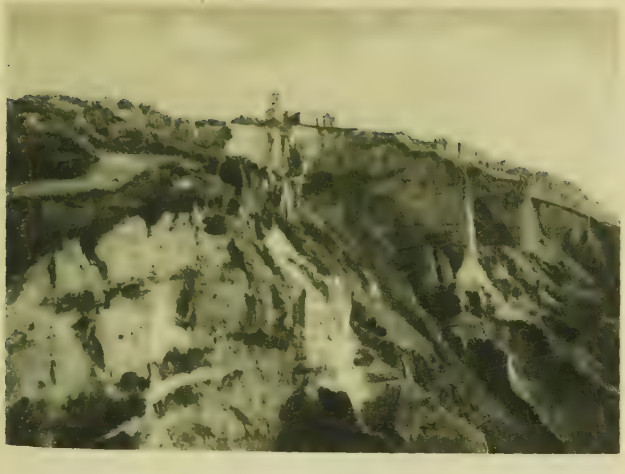
dini. Keine Bäume keine Blumen. Eine Kolonie wilder Iris ist Ereignis.

Sonntag. In den Dörfern stehen die Männer auf der staubigen Straße herum, plaudern lachen spielen boccia. Die Mädchen schlendern die Häuser entlang, untergehakt singend als flanierten sie am Lungarno oder durch die Ricasolistraße.

*

Bei Poggibonsi zweigt die Straße nach San Gimignano ab. Die Gegend wird welliger. Hohe Hügel, dazwischen tiefe Täler. Dörfer und Städtchen nehmen den Charakter von Festungen an: steil auf Kuppen gelegen, alte verfallene zeitgeschwärzte Mauern.

Auf einem der Hügel, höher und steiler aufragend als die andern, liegt eine düstere graue Stadt, überragt von einem Wald viereckiger dachloser grauer Türme, Horsten vorweltlicher Adler vergleichbar.



Volterra *Photo Alinari*

Das ist San Gimignano. Die süße Melodie dieses Namens will nicht recht passen zu dem drohenden Ernst mit dem die Stadt da droben in die eintönige Landschaft hinaustrotzt.

Die steile Straße knattern wir hinauf, tauchen durch ein dunkles Tor, winden uns durch enge Straßenschluchten, halten auf einem kleinen Platz. Graue Quaderbauten rahmen ihn ein. Tauben schwärmen auf. Wie ein Wald von Speeren ragen die Geschlechtertürme in die Luft. Ständig flattern Dohlen um die Zeugen einer wilden Vergangenheit.

*

San Gimignano wird gerne mit dem deutschen Rothenburg verglichen, weil hier wie dort ein vergangener Lebenszustand in seinem Stadtbild, fast unverändert durch die Läufte der Zeit, auf uns gekommen ist. Aber ist Rothenburg Abbild eines Lebenszustandes, der uns noch heute, wenigstens als

Wunschbild und Sehnsucht, nahesteht: der einer geschlossenen behaglich-frohen regsam-tüchtigen, wenn es sein muß auch wehrhaften, Bürger-Kultur; so konserviert San Gimignano den Alptraum einer Lebensform die überwunden zu haben zu den wenigen wirklichen Fortschritten menschlicher Gesittung zählt.

Auch Rothenburg wird von einer stattlichen Zahl von Türmen überwuchtet die trotzig von der Höhe ins Land lugen. Aber sie alle dienten einem gemeinsamen Zweck: den Feinden der Stadt zu wehren. Die Türme der italienischen Dugentostadt hingegen dienten den Raufzwecken einzelner Stadtgeschlechter in ihren Privatfehden gegeneinander. Da stehen zwei klotzige Türme die aus der Palastburg der guelfischen Ardinghellos herausragen — und auf Steinwurfweite steilen zwei Türme aus der Burg der gibellinischen Salucci auf. Und so drängten sich in den engen Raum der Stadt ehedem einige Dutzend Raubhorste, zwischen denen Totschlag Kampf Getümmel je nach der gerade herrschenden Parteispaltung hin und wider ging. Unterlag eine Partei so wurden die unterlegenen Geschlechter ausgerottet, soweit es ihren Mitgliedern nicht gelang zu entfliehen um nachmals eine der Nachbarstädte, in denen gerade ihre Partei am Ruder war — Siena oder Volterra oder Florenz — zum Rachefeldzug gegen ihre Heimatstadt aufzuhetzen.

Dieser Geist einer wirren und wilden Zeit atmet heute noch zwischen den grauen Quadern dieser Paläste und Türme, noch scheint der Geruch von vergossenem Blut nicht völlig von den Basaltplatten dieser engen Plätze winkligen Straßen düstern Torbogen verdampft. Wie das Skelett einer ausgestorbenen Urtier-Rasse liegt die Stadt da mit ihren be-

moosten Türmen, die wie verschollene Waffen zu verschollenen Kämpfen in die graue Luft ragen.

*

Aber leben wir nicht selbst noch heute in Zuständen die in ein paar weiteren Jahrhunderten unsern Nachfahren nicht minder saurierhaft vorkommen werden?

Dieser Fleck von wenigen Kilometern im Umkreis bot ehedem das gleiche Bild, wie das heutige Europa einem zukünftigen Erdreisenden bieten wird. Die Adelsgeschlechter waren Nationen. Die Salucci und die Ardinghellos haßten und bekämpften sich nicht minder heftig als heute Deutsche und Franzosen. Und wer damals diesen Geschlechtern gepredigt haben würde, es sei möglich sich einer höheren Einheit, einem Geschlechterbund, einer Liga der Geschlechter von San Gimignano unterzuordnen, Streitfragen anders zu entscheiden als durch Dolche und Morgensterne: der hätte nur mitleidiges Lächeln erweckt.

Und nicht anders wäre es einem Phantasten und Utopisten ergangen der den Städten verkündet hätte, es sei grober Unfug wenn Siena mit Volterra, Volterra mit San Gimignano, Florenz mit allen dreien Krieg und immer wieder Krieg führe wegen irgendwelcher Grenzfragen Machtfragen Ansehensfragen. Und heute erweckt die Erinnerung nur noch mitleidiges Lächeln, daß dieser winzige Erdteil Italien durch Jahrhunderte zerstampft zerrissen zerschlagen wurde von den Bruderkämpfen seiner Bürger gegeneinander.

Und so wird wohl auch die Zeit kommen wo es nur noch mitleidiges Lächeln erwecken wird, daß ehedem die Bürger des winzigen Erdteils Europa

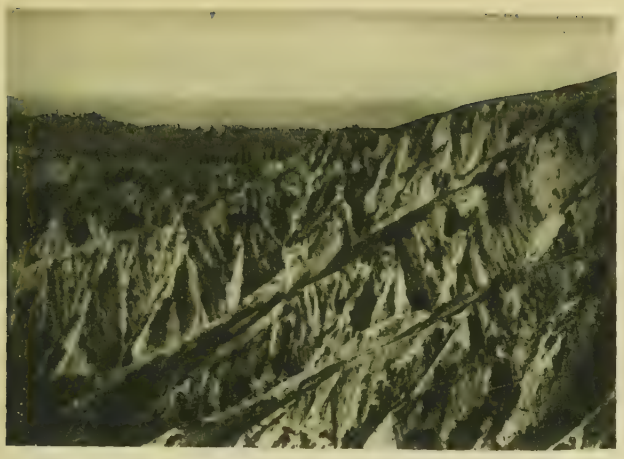
Bastion *Photo Alinari*

sich in Hekatomben abgeschlachtet haben, weil sie sich darüber nicht einigen konnten ob die Einwohner von Straßburg ihre Steuern in Mark oder in Franken entrichten sollen.

*

Immer einsamer wird die Gegend. Die Straße steigt. Eine Art Paßübergang. Die Luft wird frisch. Ackerbau hört auf. Macchia bedeckt die Hügel. Dann und wann kleine Gruppen von Steineichen. Auf der höchsten Kuppe, dem Monte Scura, steht ein vom Blitz gespaltener einsamer Turm, düster gegen die graue Wolkenwand sich abhebend.

Die Landschaft wird tief melancholisch. Vegetation verschwindet, Spalten gähnen auf, Tuff-Felsen liegen da wie gebleichte Knochen. Da und dort Mulden, schwarzgebrannte Krater, Erdrisse aus denen Rauch aufkräuselt. Graue niedere Bauten. In dieser Wüste wird Soda gewonnen, Produkt ehema-



Balze *Photo Stödtner*

liger vulkanischer Tätigkeit. Noch ahnt man in dieser Landschaft das Murren der unterirdischen Kräfte.

Da taucht am Horizont, hoch oben auf steilem Massiv, eine Stadt auf, breit hingelagert, drohend. Die Straße steigt an. Umkreist die Flanken des Berges, schraubt sich in die Höhe. Furchtbare Mauern, endlose Bastionen, vorspringende gezackte Bolltürme krönen die Steilwände. Unersteiglich schroff, schwindelerregend, stürzen Mauer und Fels in die Tiefe. Eine Riesenfestung, weithin das öde Land da unten beherrschend, Volterra.

Durch enge dämmerige Straßen nach der Piazza. Ernste rauhe ragende Burgpaläste schließen sie ein. Der graue Trachyt, die strengen gotischen Formen der Fronten, die schweren Eisenringe im Erdgeschoß, die Fackelhalter neben den Fenstern: Alles düster ernst rauh. Verteidigung Krieg Waffenlärm: das allein scheint solcher Stadt gemäß. Sie

steht da, ein Überrest überwundener Zeit, wie die kaltgrausamen Rüstungen und Hellebarden die im Bargello stehen.

Die Straße verläßt die Stadt durch ein ungeheures Quadertor, führt entlang an einer Zyklopenmauer aus ungefügen Trachytblöcken geschichtet: der Jahrtausende alte Wall der etruskischen Siedlung. Nun in steilen Kehren hinab einen Abhang von grauenhafter Wüstheit. Es sind die „Balze", die Stätte der ältesten Siedlung, die seit Jahrhunderten allmählich in die Erde versinkt. In breiten Rissen öffnet sich die Erde, Regen wäscht die vulkanischen Sande zu Schluchten aus, Häuser Kirchen Mauern bekommen Risse, neigen sich, stürzen ab, ragen da und dort in kläglichen Resten aus dem Urschlamm der sie allmählich bedeckt. Höhlen Gänge Kolumbarien klaffen, die alten etruskischen Grabgewölbe öffnen ihre Geheimnisse. Ein Grabfeld der Vergänglichkeit das Ganze. Mit diesem düstern Eindruck, düster wie der Klang seines Namens, entläßt uns Volterra.

*

Die Hochebene senkt sich allmählich ab. Die Öde weicht. Wieder Äcker Gärten Vignen Fermen. Über flache Kehren gleiten wir in das Tal der Elsa hinab. Auf vorspringender Nase der Hochebene liegt Colle, die alte Oberstadt, hundert Meter tiefer am Flüßchen die neue Unterstadt.

Die Serpentinen der Straße sind mit jungen Zypressen bepflanzt: das ist der „giardino di rimembranza", wie er allüberall in Italien — nachahmenswürdiges Beispiel — zur Erinnerung an den Krieg gepflanzt wird. Haine Promenaden Alleen. An der

Küste Palmen, im Gebirge Steineichen, auf flachem Lande Maulbeeren, in den Städten Zypressen. Vor jedem Baum ein Täfelchen mit dem Namen dessen, dem zu Gedenken der Baum gepflanzt ist, sowie Datum und Ort wo er fürs Vaterland gefallen.

*

„Gefallen." Seltsam, ein wie dienstwilliger Lügenknecht die Sprache ist. Gefallen, sagt man. Nicht gestorben. Oder getötet. Oder gefällt. Oder geschlachtet. Trotzdem es nicht unangemessen wäre, jemanden geschlachtet zu nennen, der in einer Schlacht — zudem in heutiger Schlacht! — ums Leben kommt. Aber Idealisierungstrieb Verqualmungswunsch Verschleierungswille haben mit einer kleinen Verbiegung bewirkt, daß der Wortklang „Schlacht" nicht mehr Vorstellungen von Blut und Qual und Grauen wachruft, sondern irgendein nebuloses Kitschbild von flatternden Fahnen dekorativen Husarenattacken imposantem Siegeseinzug. Wenn jemand im Kriege „fällt", so klingt das edel und völlig schmerzlos. Der Hörer oder Leser ist nicht bemüßigt daran zu denken, daß hier, vielleicht unter unsäglichen Qualen, ein Mensch einen vielleicht zu frühen und vielleicht gänzlich nutzlosen Tod gestorben ist.

Grauenhaft wie lang diese Allee der Toten ist! In dem elenden Nest Colle d'Elsa. Es ist nicht nur eine poetische Idee, den Toten Bäume zu pflanzen; auch eine politisch wirksame könnte es sein. Denn die Zahl der Hingeschlachteten wird dadurch sinnfällig, ganz anders als durch Namenstafeln an Denkmal oder Kirchenwand. Möchten diese endlosen Züge der Totenbäume die Erinnerung an die endlosen Züge der in diesem Krieg geschlachteten

Opfer überalterter Ideen und Einrichtungen noch bis zu den spätesten Enkeln lebendig erhalten!

*

Immer fruchtbarer wird das Land. Sanft hügelt es dahin, zwischen der blauen Wand des Apennin und den Volterraner Höhenzügen hinter denen sich die Sonne hinabzusteigen anschickt. Die Scholle wird rötlich fettig, schossendes Getreide Klee Maulbeeren stehen üppig leuchten grün. Chianti heißt die Landschaft durch die wir hinsurren. Von hier also stammt der dunkelglühende Wein in Korbflaschen, wichtiges Inventarstück deutscher Italienbegeisterung.

Es wird dämmrig. Stille und Friede breitet sich über diese sanfte Landschaft. Da taucht vor uns die Stadt Siena auf: hingebreitet auf mäßig ragendem Hügel, mütterlich hinausblickend in das schlafmüde Land. Auf dem höchsten Punkt der Stadt schattet der Umriß des Doms gegen den Himmel wie ein Mahner und Rufer; etwas abseits pfeilt ein schlanker Turm empor, wachsam doch nicht drohend. Rot, wie diese fruchtbare Erde, dunkelt sein Schaft. Aber leuchtend weiß glänzt seine Helmzier in den Strahlen der sinkenden Sonne.

Einklang Ausgeglichenheit Abendfriede sind über Stadt und Land gebreitet. Und wir fühlen uns recht deplaciert wie wir da die steil ansteigende Zugangstraße hinaufknattern und durch die dunkle Torburg eindringen.

GOTISCHE STADT

Am andern Morgen weckt mich betäubendes Gezwitscher. Über dem kleinen Piazzale, auf den meine Fenster hinausgehen, schwirren Schwalben umher in seligem Übermut. Nun ziehen sie melodische Kreise, nun biegen sie in jähem Haken ein, nun steigen sie pfeilgerade auf ins Blau, nun stürzen sie, lebende Sternschnuppen, aus dem Unsichtbaren wieder herab und mischen sich mit einem kleinen Aufschrei der Lust unter die Gefährtinnen. Wie eine Schar junger Mädchen im Bade sind sie. Lachen Schreien Kreischen Schrillen. Jagen sich, haschen sich, taumeln durch das freundliche Element in seligem Entzücken.

*

Aber auch welch ein Morgen! Ein Tag, wie neu aus Gottes Hand entsprungen. Sonnig klar schwerelos durchsichtig. Wie es Mignon beschrieb: ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht. Genau so.

Über den Platz weg schweift der Blick ins Weite. Die Stadt fällt steil ab, Dächer Kamine Baumwipfel, dann tiefer unten kleine Vorstadthäuser, ein Stadttor, grasbewachsene Festungsmauer, hinaus-

eilende Landstraße, Gemüsegärten Rebengelände Feldbreiten, dahinter sanfte wellige Weite.

Und über diesem zauberischen Bild ein durchsichtiger saphirener Himmel. Leuchtende Klarheit. Himmlische Serenità — es gibt kein deutsches Wort für diese Stimmung. Keines vermag entfernt das Gefühl gleichschwebenden abgrundtiefen gehaltenen Seligseins wachrufen, das in dem Klanggebilde „serenus" unwiedergebbaren Niederschlag gefunden hat.

Spricht nicht ähnlicher Klang im Wort „Siena" an? Namen sind nicht Zufall, oft nicht Zufall. Ich glaube die Vorstellung von durchsichtigem Blau grüner Ferne schwirrenden Schwalben grundloser Freude am Dasein wird mir für immer der Klang Siena aufwecken. Und dieses Lebensgefühl schwingt wohl auch in den zarten Linien seiner Maler, webt um seine schlanken Madonnen mit den schmalen Händen und den mandelförmigen Augen.

*

Siena ist auf eine Hügelgruppe gebaut. Eine Anzahl steil abfallender Hügelrippen stößt hier zusammen, auf ihrem Knotenpunkt ist der Dom hingelagert. Die Hauptstraßen laufen die Kämme entlang, so daß von ihnen rechts wie links die Nebenstraßen abenteuerlich steil, oft als endlose Treppen, in die Taltiefen abfallen.

Das Stadtbild von Siena ist durch die gotischen Fronten seiner repräsentativen Gebäude bestimmt, wie Florenz durch die Renaissanceformen der seinigen. Der Signorenpalast, die Paläste der mächtigen Geschlechter weisen die kargen Linien frühgotischer Profanarchitektur auf. Aber diese Stadtburgen sind durch einen urbanen Formgeist in

ihrem drohenden Ernst gemildert. Die Fenster sind breiter, der Sandstein ihrer Leibungen hellt das düstere Grau der Trachytquadern, das schmutzige Rot der Ziegelwände auf. Nur vereinzelt stehen Bauzeugen für Italiens späteren Stil: der dunkle Piccolomini-Palast etwa mit seinen ernsten steilen Rustikawänden und dem verwegen vorspringenden Fries von strengen und schönen Formen.

*

Ein mächtiges und reiches Stadtwesen hat sich allmählich über die Geschlechter weg gebildet, eigenständiges Kulturleben entwickelt, als Stadtgeist das Bild der Stadt gewandelt. Zwar steht der Signoren-Palast als Wahrzeichen von Herrschaft und Regiment auf der Piazza trotzig da, überragt von dem pfeilschlanken Mangiaturm der oben ein wehrhaftes ausladendes Haupt trägt. Aber als anderes Wahrzeichen leuchtet der Dom mit seinem reichen gotischen Zierat, Ausdruck kunsthaften Gemeingefühls.

Diese beiden Seiten des Geistes dieser Stadt finden in den Fresken des Stadthauses starken und überzeugenden Ausdruck. Im großen Ratsaal auf der einen Seite: der ehern auf seinem in den Wappenmantel gehüllten Pferde dahinreitende Guido-Riccio, zwischen Lanzen Wolfsgruben Zelten Kriegsgerät zur Eroberung feindlicher Stadt aufbrechend; und gegenüber die Maestà, die Jungfrau Maria, von lobpreisenden Engeln und Heiligen umgeben, in strahlender Goldglanzglorie thronend. Beide Bilder von dem so starken wie zarten Simone Martino.

Im Saal „della pace" die Fresken des Lorenzetti, das gute und das böse Regiment darstellend, höchst

angemessene Auszierung des Beratungszimmers eines Magistrats. Eine der Inschriften — wenn anders ich sie richtig verstehe — weist die versammelten Stadtväter sehr nachdrücklich auf die Wahrnehmung des guten Regimentes hin, dessen liebliche Folgen in Stadt und Land verführerisch dargestellt sind.

Wie durchaus Kunst nur Äußerung eines naturgewachsenen starken Zeitgefühls Gemeingefühls Persönlichkeitsgefühls ist, und wie gar nichts große Beispiele und Vorbilder vermögen: das wird einem schaudernd klar wenn man aus den Ratsälen herüberkommt in den Saal der zu Ehren Vittorio Emanueles und der Einigung Italiens mit Fresken ausgemalt ist. Es ist schwer eine Vorstellung davon zu geben, welche Summe von Scheußlichkeit an diesen Wänden aufgespeichert ist: diese Uniformen Fräcke Thronsessel Feldherrnhügel Dankadressen Ordensbänder Bügelfalten! Jedes Land hat den Anton von Werner den es verdient.

Spricht es gegen unsere Zeit — oder gegen unsere Kunst, daß Ereignisse wie die Einigung Italiens oder Deutschlands keinerlei künstlerische Formung von irgendwelchem Belang hervorgerufen haben? Diese Geschehnisse sind an innerlicher wie an äußerlicher Bedeutung dem Raubzug der vereinigten Griechen gegen Troja weit überlegen. Aber dies Geschehnis hatte mythenbildende Kraft und weckte die tiefsten Quellen künstlerischer Volkskraft. Die großen nationalen Einigungen unserer Zeit aber fanden ein Geschlecht dem Kunst nicht mehr der Ausdruck seines Wollens ist, sie weckten nur leere Phrasen, hohle Deklamation.

*

Siena *Photo Alinari*

Der Platz vor dem Signorenpalast, der Campo, ist von einzigartiger Schönheit. Wie ein antikes Theater steigt er fächerförmig auf, umrandet von den Fassaden ehemaliger Patrizierhäuser, Zuschauer der Geschichte ihrer Stadt die sich zu großem Teil auf dieser Bühne abgespielt hat. Das Stadthaus schließt als trotzige gotische Kulisse die Schmalseite des Theaterrundes ab, mit ihren Zinnen und Wappen, mit der uralten hageren Wölfin auf der Säule als Wahrzeichen, mit dem behelmten Mangiaturm zur Seite. Von hier mögen die gibellinischen Heerhaufen ausgezogen sein um die hochmütige Rivalin, das guelfische Florenz, bei Montaperti aufs Haupt zu schlagen. Von hier wurde die Verteidigung der Stadt geleitet, als sie über ein Jahr lang sich der Belagerung eines von Karl V. ausgesandten mächtigen Heeres widersetzte. Aber nicht nur die Männer dieser aufrechten Stadtrepublik kämpften, Patrizier und Popolani Seite an Seite, einmütig für die Frei-

heit der Stadt: auch die Frauen stellten unter Leitung dreier mutiger Mädchen, Forteguerri Piccolomini Fausti, ein Fähnlein wehrhafter Amazonen.

*

Aus friedlicherem Streiten ist eine andere Amazone der guten Stadt Siena berühmt geworden: die heilige Katharina. Jungfer Benincasa war bei all ihrer Heiligkeit und ihrem tugendlichen Lebenswandel ein höchst streitbares Frauenzimmer, und ihre Korrespondenz mit den Großen ihrer Zeit, vor allem mit Papst Gregor dem Elften, dessen Rückkehr aus Avignon nach Rom sie energisch und erfolgreich forderte, atmet durchaus den Geist dieser freimütigen und selbstbewußten Stadt.

*

Zur Erinnerung an die kriegerische Vergangenheit wird noch jetzt jährlich das Fest des „Palio" gefeiert, Wettstreit der siebzehn Stadtbezirke in einem Pferderennen das auf dem Campo stattfindet. Streng halten die Bezirke an ihren Überlieferungen fest: sie führen die alten heraldischen Namen die alten Wappen die alten Farben die alten Bräuche ihres Quartiers. In buntem Zug, jedes Quartier in seinen Farben, werden die Pferde zur Kirche S. Provenzano geleitet, eingesegnet, die Banner als Pfand des Wohlverhaltens in ihr aufgestellt. Dann spielt sich das Rennen ab, und der ganze Ehrgeiz dieser lebhaften Stadtbürger entflammt sich daran, ob die gelbgrünen „Schildkröten" oder die weißroten „Giraffen" oder die rotgrünen „Drachen" in diesem Jahr das Palio davontragen.

*

Von erfreulichem Gefühl für den Stilcharakter der Stadt sind die neueren öffentlichen Bauten: Post

Irrenhaus Badeanstalt Schulen. In Material und Linien schlicht sachlich ernst unaufdringlich würdig. Kein Versuch sich dem vorherrschenden Baustil der Stadt anzupassen, uns etwa gotisch zu kommen. (Man denkt mit Schrecken an die historisierenden Postpaläste in Deutschland zurück, die in Hamburg niederländische Renaissance, in Stendal Backsteingotik, in Augsburg Fuggerstil, in Posen falsche Romanik mimen!) Die nüchtern-praktische Gesinnung der Italiener irrt nicht so leicht ab von der sachlichen Baugesinnung die in den profanen Bauformen der Vergangenheit lebendig war.

*

Der Dom von Siena ist eine der nicht sehr zahlreichen gotischen Kirchenbauten Italiens.

Nordisches Auge befremdet zunächst die äußere Anordnung: die Trennung des Turms vom Hauptgebäude. Der ursprüngliche Gebrauchszweck des Turms als reiner Glockenstuhl, als Kampanile, ist im nordischen Kirchenstil, zumal im gotischen, völlig zum Symbolcharakter aufgelöst. Turm und Schiff sind ein organisches Ganzes geworden, für unser Gefühl so wenig trennbar als Kopf und Körper. Der Turm ist die Krönung des Bauwillens, er stellt am sinnfälligsten das Aufstreben der Seele dar von der irdischen Befangenheit zur Befreitheit des Himmels.

Von diesem Himmelfahrtswillen hat freilich der Campanile des Doms wenig an sich. Seine pedantische schwarz-weiße Streifung hemmt den Aufstieg des Blicks. Vier Ecktürmchen drücken auf die Hochstrebung des Daches. Und eine falsche Abstufung der Fenster, derzufolge im untersten Geschoß ein Fenster, im obersten sechs angeordnet sind, läßt den Turm oben breiter scheinen als unten.

Palazzo Grottanelli *Photo Alinari*

Der Dom selbst ist von innen nach außen konstruiert, seine Front sinnvoll gegliedert. Die drei Tore, die große Rosette, geben den Grundakkord der Fassade, die sich in gotischem Reichtum mit Portalen Fenstern Figuren Bekränzungen aufbaut. Freilich ist es italienische Gotik, Ziergotik Marmorgotik Spielgotik. Weiße Giebelfiguren flirren in der Sonne, die Säulen und Fresken sind blank und glatt, vor den Portalen spiegelt sich ein breites figurales Marmorparkett.

Im Innern zunächst starker Raumeindruck. Hohe Pfeilerbündel, durch bunte Fenster gedämpftes Licht, im Chor ernstes reiches Gestühl. Aber das aufstrebende Raumgefühl wird durch Zebra-Streifung gedrückt. Selbst die Pfeiler sind aus schwarzweißen Scheiben zusammengesetzt, jedweder Ein-

Palazzo Sarracini *Photo Alinari*

druck der Gewachsenheit des Wurzelnden des Emporwuchtenden wird dadurch aufgehoben. Unruhe und Zerrissenheit statt Ruhe und Sammlung.

Ein Wunderwerk der Fußboden. In farbiger Marmor-Intarsia biblische Geschichten Sibyllen Propheten. Es ist ein Weihgeschenk großen Stils dieses Marmorparkett. Generationen von Künstlern haben durch Jahrzehnte an ihm gearbeitet.

Dieser Darbringungsgeist ist es ja überhaupt der uns jede Schmückung, selbst Überschmückung, katholischer Kirchen als nicht ungemäß empfinden läßt. Der katholische Mensch steht zu Gott noch ziemlich genau so wie überall die Urvölker zu ihren mythischen Gottheiten: sie sollen durch Weihgeschenke günstig gestimmt, durch Bußgeschenke versöhnt werden. Außerdem sind Ruhm Reichtum

Pracht des Lokalgottes und seines Hauses Zeugnis des eigenen Reichtums, Anlaß zu eignem Ruhm. Und so werden in das Gotteshaus, in das Haus des lokalen Gottes, Schätze und Kunstwerke aufgespeichert deren Darbringung ein seltsames Gemisch von Demut und Stolz, von Frömmigkeit und Prahlsucht in sich trägt, aber gerade in dieser vertrauten Menschlichkeit warm und nahe anmutet.

Solch Weihgeschenk ist auch die Kanzel des Nicola Pisano. Ähnlich der in Pisa, vielleicht noch freier und gelöster, sicherlich größer und pompöser. Sie ist achtseitig, während sich Pisa mit sechs Seiten begnügen mußte. Und so war denn in dieser Hinsicht dem Selbstgefühl der Sienesen Genüge getan.

Ein schöner Täufer aus Donatellos letzter Zeit steht in einer der Kapellen. Gefertigt mit dem ernsten Realismus dieses großen aber begrenzten Meisters, dem niemals Traum und Vision den klaren unbestechlichen Blick trübte.

So wandert man durch solche Kirche wie durch ein Museum. Der Raumgeist unterjocht uns nicht, zwingt uns nicht innerlich auf die Knie, reißt uns nicht seelisch aus unserm Alltagszustand heraus. Kirche soll vor allem raumgewordene Frömmigkeit sein. Das Raumgefühl muß so überstark sein daß daneben die Menschenkunst und der Schönheitswert aller darin untergebrachten Devotionalien zunichte wird, nur ein Demutskorn ist neben der Erhobenheit der aufwallenden Seele.

In diesem Dome wohnt Gott nicht. Ein prunkvoller Versammlungsraum zur Veranstaltung geistlicher Feste. In ihm wird Staunen geweckt und Bewunderung, aber nicht Ehrfurcht.

*

Wie ich aus dem Dom trete, liegt der Platz im Glanz der Frühlingssonne da. Die Spitzbogenfenster der ihn einschließenden Gebäude scheinen leichter und fröhlicher, die Ziegelmauern der oberen Stockwerke minder trocken, das Trachytgefüge der Erdgeschosse minder abweisend und drohend. Katzen, die sich in Siena durchaus als gleichberechtigte Mitbürger fühlen, pfoten blinzelnd über die heißen Platten des Pflasters. Schwalben wirren und taumeln jubelnd durch das seltsam limpide Blau dieses Himmels. Heut und hier ist das Leben vollkommen. Beglückende Harmonie schwebt über dieser Schwalbenstadt.

*

In den Mangia-Turm bin ich verliebt. Als wahrer Beherrscher der Stadt ist er allgegenwärtig. Aus der engen Schlucht der Hauptstraße öffnen sich schmale steile Klammen die nach dem tief unten liegenden See der Piazza abstürzen. Wir stehen höher als der Signoren-Palast, der Blick schweift über das Häusergewirr weg in das gewellte grüne Land, in die blaue Kristallwand dieses unwahrscheinlichen Himmels. Aber vor dieser Wand steht pfeilgerade und sehnig der Torre. Er schießt, scharfkantig und ohne Zierat, im fahlen Rot seines Ziegelmauerwerkes empor wie der Strahl einer aufzischenden Fontäne. Und wie diese breitet er sich an der Spitze aus zu weißer Marmorgischt. Der ausladende Helm späht weit hinaus ins Land, droht mit zuckender Braue, ruft mit hallendem Mund. Wie ein behelmter wehrbereiter nie schlafender Wächter steht der Torre über der Stadt, über der weiten Hügelebene.

*

Simone Martini *Photo Alinari*

Das malerische Erlebnis Sienas ist Duccio. Leider befindet sich keines seiner Werke mehr an dem Platz für den es geschaffen wurde. Im Dom-Museum sind sie aufgespeichert. Selbst seine Maestà friert in diesem kalten Museal-Licht, ein Werk das als ein Gipfel künstlerischer Frömmigkeit ehedem von Duccios Werkstatt in triumphalem Festzug nach dem Dom geleitet und dort auf den Hochaltar gestellt worden war. Diese die Göttinmutter anbetenden Heiligen und Engel waren da nur ein kleiner Ausschnitt aus der unüberblickbaren Masse der gläubig Gebeugten, mit denen sie sich im Halbdunkel des Domes zu einem einzigen anbetenden Chorus verbanden. Ohne diesen lebendigen Widerhall wirkt solch ein Bild bei aller Größe des Ausdrucks und bei aller Schönheit der Einzelheiten ein wenig kalt und dogmatisch. Es ist durch seine liturgische Bestimmung in hohem Maße zweckgebunden.

Aber in den Tafeln aus dem Leben Jesu erweist

Sano di Pietro *Photo Alinari*

sich Duccio als einer von den Großen, die den menschlichen Geist und seinen Niederschlag in der Kunst mit fühlbarem Ruck vorwärtsgebracht haben. Es ist in der Tat ein neuer Geist, der Geist der Neuzeit, der um 1300 herum sich allüberall regt. Befreiung des Menschen aus geistiger Gebundenheit ist sein Stichwort auf wissenschaftlich-politischem Gebiet; Darstellung des Ausdrucks der menschlichen Seele die neue unerhörte Entdeckung der bildenden Künste. An die Stelle des statischen Prinzips tritt das dynamische.

Am Anfang dieser Entwicklung steht Cimabue, eine der ersten namenhaften Persönlichkeiten die aus dem Meer der anonymen musivischen Kunstübung auftauchen, tastende Versuche machen sich von der seelischen Einschnürung liturgischen Kunstdienstes zu befreien. Am Ende dieser Entwicklung steht Michelangelo, dessen Erweckung Adams ganz geistig-seelischer Inhalt ist, völlig aufgelöst in Be-

wegung. Solches Bild ist einmalig in jedem Betracht. Es bedeutet die völlige innere Freiwerdung des Darstellers wie des Dargestellten.

Einer der Führer zu diesem Ziel der Befreiung der Kunst und des Menschen ist Duccio. Gleichzeitig mit Giotto hat er ähnliche Wege beschritten. Über Prioritäts- und Beeinflussungsfragen mögen sich die Gelehrten streiten. Mir scheint es, als ob jene deutsche Welle, die in Giovanni Pisano aufbrandete, durch diesen großen Wegbereiter weiter wirkte und so jenen Strom im italischen Kunstleben erzeugte, den man hüben und drüben der Alpen als „germanische Kunst" bezeichnet. Der Schöpfer des Camposanto und der Maria am Baptisterium war der Lehrer Giottos; und wohl der Arbeitsgenosse und Stadtgenosse Duccios als er jahrelang Architekt des Domes von Siena war.

Die Wirkung Giottos ging freilich ganz anders ins Breite und Weite. Sein Fleiß und seine Arbeitskraft müssen ungeheuer gewesen sein: von Padua bis Neapel hat er Werke riesigen Umfanges geschaffen. Die neue Mode der Freskomalerei kam solch umfänglichem Schaffen zustatten: die rasche Faktur und die viel geringeren Kosten gestatteten die Ausmalung weiträumiger Kirchen, an deren Ausschmückung in Mosaikmalerei nur in einem Zeitraum von Jahrzehnten zu denken gewesen wäre. Dann trug ihn die Welle der sich rasch ausbreitenden franziskanischen Bewegung. Er hat die Mythenbildung um Franziskus herum durch seine Darstellungen in hohem Maße gefördert. Dafür wurde er sozusagen Hofmaler des Ordens: in Assisi Florenz Neapel hat er die neuerrichteten Franziskaner-Kirchen zusammen mit seinen näheren und weiteren Schülern ausgemalt.

Auch dies gehört zu den Elementen seiner weitreichenden Wirkung: Giotto hatte in hohem Maße die Gabe andere Künstler von Rang in Jüngerschaft zu nehmen, einen Kreis, eine Schule um sich zu bilden, die ganz von seinem Geiste erfüllt war, in seinem Geiste arbeitete. Die Gaddi Giottino Orcagna Spinello, noch viele andere: es ist eine einzige große Malgemeinde und es wird sich wohl kaum mit Sicherheit ausmachen lassen, was dem Meister selbst, was seinen Schülern zugeschrieben werden muß.

Neben dieser monumentalen Wirkung Giottos mutet Duccio fast an wie ein einsiedlerischer Kunstmönch, wie jener Goldschmied von Ephesus der fern vom Treiben der Welt still vor sich hin wirkte. Die Zahl seiner Arbeiten ist gering. Aus Siena hinaus scheint er nicht gekommen zu sein. Seinen Bildern eignet eine tiefe innere Verwandtschaft mit denen Giottos; aber seine Ausdrucksgebung ist freier, die Linienführung energischer, die Komposition straffer. Wenn Christus durch das Höllentor schreitet die Gefangenen zu befreien, so ist die ganze Energie des Siegers in seinem Schritt. Auf dem Grablegungsbild drückt die Neigung und Beugung aller um Christus Beflissenen das eine einzige durchdringende Gefühl „Grablegung" aus. Und auch auf der Kreuzabnahme sind es nicht nur die Mienen, sondern in viel stärkerem Maße die Gewandlinien der Frauen, die „Tränen" ausdrücken. Die gebrochene Körperlinie des herabgehobenen Leichnams überträgt in befremdlicher Einprägsamkeit auf den Beschauer das Gefühl „Schmerz".

*

Der Einfluß dieses stillen Meisters in seiner Zelle war gleichwohl groß. In den Sieneser Meistern ist Blut von seinem Blut. Martini Memmi die Loren-

Dom *Photo Alinari*

zetti der rätselhafte Symone vom Camposanto in Pisa: sie sind alle seines Geistes Schüler.

Freilich rinnen diese beiden Ströme, der von Giotto und der von Duccio ausgehende, je weiter weg von der Quelle immer mehr ineinander. Und für den deutschen Betrachter bleibt schließlich über alle Nuancierung hinweg der allgemeine Eindruck bestehen: daß hier eine breite Welle malerischen Schaffens hinströmt, die eine so tiefe innere Verwandtschaft mit gleichzeitigem deutschem Kunstschaffen aufweist, wie später nie wieder italienische und deutsche Malerei.

In Siena freilich ist dieses leidenschaftliche und lebendige Suchen nach Ausdruck ziemlich bald zu einer schönen Maske erstarrt. Wer im städtischen Museum die 473 Madonnen — mit Bambino ohne

Dom *Photo Alinari*

Bambino, mit Krone ohne Krone — hinter sich gebracht hat, der glaubt für etwelche Zeit von der heimlichen Liebe zu diesen schlitzäugigen Goldgrund-Frauenzimmern geheilt zu sein. Und dennoch: wenn man dann in der Kirche Santa Chiara die theatralischen Heiligenlegenden des Sodoma, oder in der Piccolomini-Bibliothek die gemalten Fabeln des Pinturicchio vor sich sieht, so schleicht man reuig in irgendeine dunkle Ecke und spürt vor irgendeinem namenlosen Altarbild das leise Wehen, das von diesen so lebenfernen, aber in rätselhafter Weise das Leben überhöhenden, sienesischen Madonnen ausgeht.

*

Am Abend Fahrt um die Stadtmauer. In halber Höhe des Hügels, am Fuß der Mauer, läuft eine

Fahrstraße, verbindet die Tore der Stadt: denn noch immer ist sie nur durch ihre Torburgen zugänglich. Bergauf talab führt die mächtige Mauer, zuweilen fällt sie steil ab in die Engen zwischen den Hügelrippen. Dann gibt sie, als fiele die Hülle einer Frau, verborgene Geheimnisse der Stadt dem Auge preis.

Wehrhaft stehen die Tore da mit vorspringender Mauerbekrönung. Gewaltiges Bogentor führt zu einem Innenhof, erst von diesem die eigentliche Pforte in die Stadt. Wie dicke Bullenhunde liegen sie da. Man fühlt was Stadt früher war: Zuflucht für die preisgegebenen Bewohner der Stadtmark, Sammelplatz und Heerlager für die waffenfähige Mannschaft, Burg und Berge in den ewig unruhigen Läuften der Zeit.

Schön sind die alten Brunnen der Stadt. Am Fuß der Stadthügel liegen sie da, in eine Talfalte eingeschmiegt, innerhalb der Stadtmauer natürlich. Wie kleine Burgen sind die Brunnenstuben: massive Mauern, in mächtigen Spitzbogen gewölbt. In der dunklen Kühle der Gewölbe sammelt sich in steinernen Becken die kristallene Flut. Heute sind sie überflüssig geworden durch die Röhrenleitungen von ferne her. Und nur die Wäscherinnen aus der Nachbarschaft treiben an ihnen ihr fröhliches Gewerbe.

Das Land um die Stadt herum ist auf seltsame Weise gewellt und gebuckelt. Als wäre brodelnde Masse mitten im Brodeln erstarrt. Zwischen runden Hügelkuppen tiefe runde Kessel. In bewegtem Auf und Ab dehnt sich das Land hin. Aber von üppigem Frühlingsgrün sind alle Hänge überzogen, als silberner Schleier ist das Gezweig der Oliven darüber hingespreitet. Auf jeder Kuppe ist eine Ferma eine Villa eine Kirche ein Kloster hingelagert.

Nicht in mühsamen Terrassenanlagen wird hier

der Erde Frucht abgerungen, nicht in endlosem Gleichmaß breiten sich die Felder hin, den Blick im Gewirr der Bäume und Weinranken befangend. Bewegt und belebt ist dieses fruchtbare Land, halb Acker, halb Garten.

*

Die rotbraune Erde ist fett und saftig. Lohnt Mühe des Anbaus, Mühe der Pflege, Mühe der Ernte, ewig gleich sich umschwingende Jahresrunde bäuerlicher Arbeit. Gleichwohl zeigen die Siedlungen der Contadini keine Spur von Wohlhäbigkeit, rustikaler Kultur. Baufällig und verwahrlost Stall und Scheune; verraucht dunkel, grade nur dürftige Unterkunft gewährend, das Haus. Keine Blume kein Zierbaum. Ein ärmliches Weindach über dem Treppenabsatz, das ist alles an Schmuck.

Und da drüben liegt die Stadt, angefüllt bis zum Rande mit Werken einer hohen reichen Kunstkultur. Aber davon drang kein noch so leiser Anhauch über ihre Mauern weg ins Land und zu dessen Bewohnern. Man denkt an fränkische Bauernstuben zurück, westfälische Dielen friesische Pesel, an die Schmuckkultur die in Truhen und Gerät, Tracht und Zierat aus den deutschen Städten bis in die fernsten Täler und Einödsiedlungen vordrang: und wieder wird sinnfällig wie grundverschieden die Beziehungen zwischen Stadt und Land sind in den romanischen und in den germanischen Kulturkreisen.

*

Mein Barbier — allerorten unfehlbare Quelle für nationalökonomische Belehrungen — hat mir die Agrarverhältnisse geschildert, wie sie im Sienesischen, aber ähnlich in ganz Italien, gelten.

Fast ohne Ausnahme gehört das Land nicht dem

Duccio *Photo Alinari*

der es bebaut, dem „contadino", sondern dem „padrone". Der Contadino ist also nicht „Bauer" in unserm Sinne, nicht Sasse, er ist Pächter. Die Pachtabgabe bildet die uralte „mezza dria". Der Bodenbesitzer erhält ein Drittel, zuweilen die Hälfte des Naturalertrages. Diese Pacht erscheint ungeheuer hoch. In Deutschland beträgt sie — der Geldzins in Naturalleistung umgerechnet — nur etwa ein Zehntel des Ertrages. Allerdings ist auf italienischem Boden im allgemeinen das Verhältnis von Ertrag zu aufgewandter Arbeit unendlich viel günstiger als in nördlichen Breiten. Gleichwohl kann bei solcher Abgabe der Ertrag der Arbeit des Contadino nur infolge der erstaunlichen Anspruchslosigkeit und des unermüdlichen Fleißes des italienischen Arbeitsmenschen zum Leben irgend hinreichen.

Der Besitz an Boden hat aber nicht etwa feudalen Charakter; es gibt nur wenig Großgrundbesitz in Italien. Im Laufe der Jahrhunderte hat er sich in

Duccio *Photo Alinari*

zahllose Kleinhände zersplittert. Padroni sind die Städter, die Kleinbürger. Sie verbindet keine Gefühlsbeziehung mit der Scholle die ihnen botmäßig ist. Für Verbesserungen Verschönerungen weitsichtige Anlagen, wie sie dem auf der Scholle seßhaften Eigentümer stets nahe liegen, hat dieser naturferne römisch-italienische Stadtbürger keinen Sinn. Er ist reiner Bodenrentner.

Aus dieser Bodenrente erklärt sich auch die spezifisch italienische Stadtkultur. Die Landrente strömte in die Städte, akkumulierte sich dort, kehrte nicht mehr zur Mehrung und Besserung aufs Land zurück. So setzte sich denn die Landrente fast restlos in Kunstbetätigung um. Daher in den Städten eine Bevölkerung von einem für uns Heutige fast unbegreiflich hohen Kulturniveau; auf dem Lande ein armseliges Helotenvolk zu dem kaum ein Strahl von jener Kultursonne drang.

*

Die Mezzadria-Wirtschaft setzt für ihren Bestand ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Pächter und Besitzer voraus. Sie ist in hohem Maße auf gegenseitiges Vertrauen gestellt. Es gibt keine langlaufenden Verträge. Gleichwohl treten die nachteiligen Folgen kurzfristiger Pachtverträge — Verwahrlosung des Bodens — anscheinend nicht ein. Dies mag daher kommen, daß dieser durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende, geübte Brauch — schon aus den Cicerobriefen erfahren wir über diese Verhältnisse — praktisch den Charakter von dauernden Erbpachtverträgen angenommen hat.

Gleichwohl bleibt der grundsätzliche Nachteil der Pächterwirtschaft bestehen. Die magische Kraftweckung die dem Begriff des Eigentums innewohnt wird beim Pächter nicht lebendig. Die Bevölkerung Deutschlands scheidet sich in Städter und Bauern; die Italiens in Städter und Landarbeiter. Dem deutschen Bauern ist die Erde Mutter Freundin Sorge und Liebe; dem italienischen Contadino ist sie Nutztier. Des Bauern Lebensziel ist: den Besitz zu mehren zu bessern zu schönern. Sein Haus seinen Hof wohnlicher ansehnlicher zu gestalten. Denn durch ihn ist er mit künftigen Geschlechtern und Zeiten verbunden. Des Contadino Ideal aber ist: Padrone werden. In der Stadt sitzen und von einem andern Contadino die Hälfte der Früchte von dessen Schweiß einnehmen. Oder in einem „villino" auf dem podere sitzen; zusehen, wie der Contadino das Land bebaut; auf dem Strohstuhl unter der Vigne am Straßenrand faulenzen, ein Quart dünnen Landweins neben sich.

Rente — das ist das romanische Ideal; das deutsche — Schaffen.

*

Erstaunlich, daß diese krasse und primitive Form des Bodenrentnertums, wie es sich in der Mezzadria verkörpert, in der Erregung der Nachkriegszeit nicht zu einer radikalen Bodenrevolution geführt hat. Daß der Bebauer des Bodens ihn nicht auch zu eigen hat, das ist — sofern es sich nicht um durch geeignete Vertragsformen gesicherte Ausnahmefälle handelt — ein in der tiefsten Wurzel unnatürlicher und unsittlicher Zustand. Aber der Contadino will offenbar nicht enthörigt werden — er will Padrone werden.

Dieses Klima, diese Sonne machen bedürfnislos. Die Stadt dahinten auf dem Hügel, eingebettet in den Sonnensegen dieses fruchtbaren Landes das vom Schweiß des Contadino gedüngt wird — sie ist auch die seine. Sie dient zu Austausch und Verkehr, zu frohem bunten Treiben an den Jahresfesten. Dann strömt die ganze Landmark in ihr zusammen. Durch das Gedränge der Straßen kein Durchkommen. In den kühlen Höfen wird der schwarzrote Saft der nahen Chianti-Erde getrunken. Feierliche Umzüge der geistlichen Brüderschaften, der Sachwalter Gottes. Treppauf treppab gehts in Prunk und Glanz und Flitter, mit Fahnenbauschen Weihrauchqualmen Litaneigesängen durch die Stadt hin, an San Domenico, Santa Caterina, San Francesco vorbei: bis die dreifach geöffneten Tore des Doms Zug und Menge aufnehmen.

All seine Pracht enthüllt er an solchem Tag. Die schwarz-weißen Hallen strahlen in tausend Kerzen. Im Chorgestühl breiten sich die brennenden Farben der Domherren aus. Mit uraltem geheiligtem Gerät, angetan mit dem Prunk der Jahrhunderte, ministrieren die Priester das Hochamt. Orgelsturm, hymnischer Gesang stürzt aus der Kuppel nieder. Durch die bunten Glasfenster dringt das Tageslicht

Fonte Nuova *Photo Alinari*

ins Unwirkliche verändert. Von irgendwoher schneidet ein Sonnenbündel wie ein Schwert in die durchwölkte Luft, die kunstvoll geschnittene Marmorkanzel leuchtet auf, die bronzenen Glieder schöner Engelgestalten glänzen wie Gold, das strenge oder selige Geschehen auf den verrauchten Wandbildern tritt aus dem Dunkel heraus. All dieser Reichtum, aufgespeichert und aufgewandt zu Ehren des Einen Höchsten, erfüllt die schlichte Seele mit tiefem Erschauern hohem Vertrauen unerschütterlicher Gewißheit.

Nach solchem Tag kehrt der Landmann im Innersten befriedigt heim zu seiner arbeitfordernden Erde, zu seinem schmucklosen Heim. Er ist zufrieden mit dieser Verteilung. Er bebaut das Land, ringt ihm Korn und Öl und Wein ab, hat sein Leben, was braucht man denn weiter viel unter dieser gütigen Sonne, unter diesem freudwilligen Himmel. Und denen da hinten in der Stadt liefert er seinen Tribut

Haus eines Contadino *Photo Alinari*

ab, mochten sie sich um den Verkehr mit dem lieben Herrgott kümmern, und um die Feste die dem Contadino gehören so gut wie jedermann.

*

Bei Sonnenuntergang auf der Lizza. Das ist ein kleiner öffentlicher Park an der Stadtmauer, dort wo sie vom ehemaligen Fort Santa Barbara überhöht wird. Die Festungsmauer wird von gelben und weißen Rosen dicht überwölkt.

Ins Land nach Westen ein unbeschreiblicher Ausblick. Farbenfugen um einen Maler wahnsinnig zu machen. Die fernen Volterraner Berge eine violettschwarze Silhouette; darüber flammendes Goldrot in Schichten und Bänken; darüber eine Tiffany-Glaskugel von Türkisblau in Türkisgrün hinüberleuchtend; darüber hingewischt blaßrosa Windstreifen, kühne Schriftzeichen eines siderischen Pinsels.

*

Auf der Bank neben mir nehmen zwei Berufsmädchen Platz. Sie sind außerberuflich hier, wollen den schönen Frühlingsabend genießen. Die eine schwarz lebhaft, derbes Mädel vom Land, sie hat ihr Bambino mitgebracht. Einige biedere Bürger gesellen sich hinzu, scherzen harmlos mit ihnen. Nun, ihr Beruf ist ebenso notwendig und nützlich wie Haareschneiden Schuheverkaufen Antiquitätenfälschen. Und die Paola ist eine brave Person, wenn sie noch ein paar Jahre sparsam ist kann sie den Beppo heiraten, dann kaufen sie das kleine Kaffee auf dem Mazzini-Platz, und alle ihre ehemaligen Freunde werden Stammgäste. Dann wird aber das Lokal zu klein sein, meint einer, alle lachen ausgelassen, die Paola am meisten, sie ist nicht wenig stolz auf ihren guten Ruf und ihre Beliebtheit.

Die Andere ist groß schlank blond, wie aus einem Bild des Sano di Pietro, schmale Schultern schmale Züge schmale wunderschöne Hände, ein stilles Lächeln um die Augen, sanfte Sinnlichkeit um den Mund, wie alle diese Sieneser Madonnen die unnahbar aus dem Goldgrund niederblicken.

*

Der schlanke Torre, die flinken Schwalben, der durchsichtige Himmel, die kühlen Madonnen: sie sind eine einzige beglückende Einheit, sie sind Siena, sind seine serenità.

VIA CASSIA

Auf der Straße nach Süden. Bald nach Siena beginnt der Charakter der Gegend sich zu ändern. Sie wird weiträumiger. Die Buckelwelt macht breiteren flacheren Erdwellen Platz, Feldstreifen ziehen hügelab hügelauf, in weiten Reihen stehen zwischen den Feldern die Baumgerüste an denen sich die Reben hochranken, Maulbeere Weide Ölbaum. In schwerem Schritt ziehen die Ochsengespanne die Feldbreiten entlang, brechen den urtümlichen unförmigen Pflug durch den zähen Boden.

Herrlich anzusehen die Ochsen dieser Landschaft. Fast weiße mächtige Tiere, mit weitausladenden bedrohlichen Hörnern. Nur das Gesicht ist grau, aus ihm blicken weißgerandete kluge gütige Augen. Zwischen den Augen hängt ihnen eine grellrote Quaste herab, als Schmuck zugleich und als Wehr gegen die Fliegen.

Überhaupt ist von der legendären Neigung der Italiener zur Tierquälerei nichts zu bemerken, nichts mehr zu bemerken wenigstens; denn wie so vielem scheint auch diesem Übelstand der neuitalienische

Bruder Esel *Photo Kutschuk*

Geist ein Ende bereitet haben. Italien ohne Trinkgeld ohne die täglichen Betrügereien ohne Bettler ohne Tierquälerei: das liebe gute Italien unserer Väter scheint allgemach zu verschwinden.

Jedenfalls: dem Landfahrer müßte schlechte Behandlung der Tiere am augenscheinlichsten werden. Aber das Gegenteil fällt ins Auge. Nie sahen wir überladene Wagen. Selbst für mäßige Lasten werden zwei Ochsen, oder ein starkes Pferd mit ein bis zwei Mäulern, gespannt. In der Ebene und im Hügelland nebeneinander, in den Bergen voreinander.

Überall sieht man das Bemühen den Tieren ihr Dasein leichter zu machen. Im Sonnenbrand wird den Pferden eine Leinendecke kunstvoll vom Sattelknauf weg über Kopf und Kruppe gespannt, so daß das Tier wie unter einem Sonnensegel läuft, vor Strahlen und Fliegen geschützt. Bei Regen sieht man häufig das Sonnendach durch eine wasserdichte Regendecke ersetzt. Ohrenkappen wird man kaum

Freunde · *Photo Alinari*

je vermissen, Fliegennetze sind häufig. Und zwischen den Vorderbeinen der Pferde baumelt ein dicker rotweißer Roßschweif, als Fliegenwedel und zum Schmuck.

Überhaupt wird auf die Schmückung der Nutztiere auffallend viel Sorge verwendet — auch dies ein sicheres Zeichen für das gute Verhältnis von Mensch zu Tier. Die Pferde vor den zweirädrigen Lastkarren sind gut und praktisch geschirrt. Schwerer dickgepolsterter Sattelgurt in dem die Gabel des Karrens hängt. Auf dem Sattel — wie die Galionfigur an einem Schiff — eine sich bäumende Schlange,

ein kunstvoll getriebenes Metallhorn, ein geschnittenes mit Messingnägeln tauschiertes Bugholz. Immer klirren Schellen am Schirrzeug.

*

Hege ich zu den Ochsen der sienesischen Landschaft ein Gefühl respektvoller Freundschaft — so zieht mich zu den Eseln warmes brüderliches Gefühl. Zum Nahverkehr zwischen Ferma und Stadt: Gemüse fahren Milchkannen holen korbgeflochtene Chiantiflaschen einsammeln, aber auch den Herrn in munter klapperndem Trab durch die Straßen schaukeln, dazu sind die Esel da.

Für uns Deutsche, deren Vorstellung vom Esel im Grunde nur aus Grimms Hausmärchen stammt, ist die reiche Verschiedenheit der Eseltypen erstaunlich. Man sieht große und kleine, feiste und hagere, schwarzbraune und weiße, graue und sandfarbene, struppige und glatte, edle und proletarische. Zuweilen sieht man ganz kleine Tiere, kaum größer als Hunde, mit hochgestellten aufmerksamen Ohren, flink und ohne Anstrengung auf zierlichen Hufen mit ihrer Last durch die engen Straßen der Stadt trappeln.

Auch der Charakter der Esel scheint bei näherer Bekanntschaft in anderm Licht. Die Esel sind keineswegs dumm und störrisch — wenigstens nicht mehr als wir Andern auch. Sie sind mutig und munter sanft und freundlich gelassen und geduldig. Sie sind klug, doch machen sie von ihrer Klugheit nicht viel her. Sie sind gar nicht eitel. Wenn es Gott gefallen hat einem von ihnen ein wollzotteliges wenig ziersames Kleid zu verleihen: so trägt er es mit Anstand und schämt sich der Ruppigkeit seiner äußeren Erscheinung nicht — wohl wissend, daß der wahre Schatz des Eseltums nicht in äußerem Prunk und

Glanz liegt, sondern in den Eigenschaften der Seele. Und in dieser Hinsicht vermag es mein Bruder, der Esel, mit weit gefälligeren und glänzenderen Erscheinungen in Gottes Lebewelt aufnehmen.

Einen schönen Hymnus auf die Eselseele hat Francis Jammes in seinen Gesängen der Demut angestimmt. Ich fürchte freilich daß die Kenntnis dieses Lobgedichtes in der Eselschaft nicht genügend verbreitet ist. Drum sei es zum größeren Ruhm meiner lieben grauen Brüder hierhergesetzt:

Wenn einst zu dir, mein Gott, der Ruf zu gehn mich heißt,
Dann gib, daß feiertäglich rings das Land im Sommerstaube gleißt.
Ich will nur so, wie ich getan hienieden,
Einen Weg mir wählen und für mich in Frieden
Ins Himmelreich hinwandeln, wo am hellen Tag die Sterne stehn.
Ich greife meinen Stock und auf der großen Straße will ich fürbaß gehn.
Und zu den Eseln, meinen Freunden, sprech ich dies:
„Hier, das ist Francis Jammes: der geht ins Paradies,
Ins Land des lieben Gottes wo es keine Hölle gibt.
Kommt mit mir, sanfte Freunde, die ihr so die Himmelsbläue liebt,
Arme geliebte Tiere, die mit einem kurzen Schlagen
Des Ohrs die Fliegen und die Prügel und die Bienen von sich jagen.“

Dann will inmitten dieser Tiere ich mich vor dir zeigen,
Die ich so liebe weil den Kopf so sänftiglich sie neigen,
Und ihre kleinen Füße aneinanderstemmen wenn sie stillestehn.
Recht voller Sanftmut, daß es rührend ist sie anzusehn.
So tret ich vor dich hin in dieser tausend Ohren Zug,
Gefolgt von solchen denen einst der Korb um ihre Lenden schlug;

Und denen die im Joch der Gauklerwagen gingen
Und vor geputzten Wagen die voll Flittergold und Federn hingen;
Und denen über deren Bein man kleine Hosen streift,
Die Fliegen abzuwehren, deren Schwarm vom Blute trunken sie umschweift
Und ihrem Leib die blauen sickernd offnen Male läßt...

Laß mich, mein Gott, mit diesen Eseln zu dir schreiten,
Gib, daß einträchtiglich die Engel uns geleiten
Zu den umbuschten Bächen, wo im Winde zitternd Kirschen hangen
So glatt und hell wie Haut auf jungen Mädchenwangen.
Und gib, daß ich in jenem Seelenreiche
Zu deinen Wassern hingebeugt den Eseln gleiche,
Die alle sanfte arme Demut ihres Gangs auf Erden
Im lautern Quell der ewigen Liebe spiegeln werden.

*

Immer unfruchtbarer, immer öder wird das Land. Der rostbraune fette Boden ist ganz verschwunden. Zäher grauer steriler Tonboden. Die Felder stehen dünn, auf weite Sicht schimmert der Untergrund durch. Schwere unförmige Schollen bricht der Pflug um, zwei Paar der langhörnigen Freunde vermögen ihn kaum zu ziehen. Immer weitere Flächen unbegrüntes Grau zeigen sich nah und fern. Die Hänge haben Riefen und Risse. Wo der Regen das leichtere Erdreich abwusch treten die unbarmherzigen Tonrippen heraus. Ein Meer von Schlamm, erstarrt im wildesten Bewegtsein. Endlose Hügelketten Hügelgruppen Hügelbreiten. Die Flanken selbst wiederum gehügelt geschürft gebuckelt. Auf und ab läuft die Straße, weiße Schlange, über die Kämme hin. Nur selten ein Haus. Einsam, gänzlich baumlos, liegt es auf einer der Kuppen dieser Landschaft da. Schafe drängen sich zur Zisterne. Der Wachhund schlägt an, den Laut verschlingt die Öde.

Bolsena *Photo Alinari*

Wie in einer Dünenlandschaft ist es. Stetiges Wellen des Bodens, sinnlos zufallgeformt unfruchtbar. Das ganze Land grau in grau, nur strichweise übergrünt, die graue Scholle schimmert überall durch den spärlichen blaugrünen Bewuchs.

Grauen schleicht die Seele herauf. Wie kann man in solchem Lande leben? Das schon im Frühling so aussieht! Wie es als Heimat fühlen?

*

Diese Frage taucht so oft im Autofahrer auf. Denn er sieht weit mehr als der Bahnreisende in die wirklichen Lebensverhältnisse hinein. Dem Bahnfahrer erscheint die bereiste Welt stets im Feiertagskleid. Er kommt nur in Gegenden die „schön", nur in Städte die „sehenswürdig" sind. Der Landfahrer aber sieht durch die nüchternen Alltäglichkeiten der Landschaft, sieht die Orte an denen nichts zu sehen ist, sieht das Leben und Treiben der Menschen die

weit abliegen vom Fremdenverkehr, von irgendwelchem Verkehr. Die Flüchtigkeit seiner Bewegung faßt große Räume in ein Bild zusammen, macht die verstreuten Lebensbedingungen der Menschen durch ihre Zusammenrückung fühlbar. Seinem Blick entgeht unendlich viel an Einzelheiten; aber dafür gewinnt er eine sonst kaum erreichbare Art von landschaftlicher und ethnographischer Zusammenschau.

*

Aber selbst diese Landschaft weckt Heimatgefühl, und nicht nur bei den verstumpften Hirten die auf dem Boden hinvegetieren der sie hervorgebracht. Seltsames Beispiel hierfür ist Pienza.

Die Straße dahin zweigt bei San Quirico ab, einem tristen Städtchen, hoffnungslos arm wie das Land ringsum. Zunächst fällt sie ab ins Tal der Orcia, breites Schuttbett eines elenden Wasserrinnsals. Dann steil aufwärts eine Hügelrippe entlang. An deren Lehne etwas mehr Bewuchs, uralte verknorrte zehnfach gespaltene Ölbäume. Weinterrassen. Ein paar Zypressen stehen gegen die Öde des Landes. Auf dem Kap dieser Hügelrippe, die steil in grauen Lehmhängen nach der sich weithin unter ihr dehnenden Mondlandschaft abfällt, ein Trupp grauer Häuser, zusammengedrängt wie verängstete Schafe.

Über holpriges Pflaster, an geschwärzten Torgängen, baufälligen Wohnhöhlen vorbei. Plötzlich halten wir auf einem kleinen plattengepflasterten stillvornehmen Platz. Aristokratische Geschlossenheit. Man glaubt sich nach Florenz versetzt. Die eine Seite: mächtiger Renaissancepalast mit Rustikasockel. Typus Rucellai. Über dem Tor ein steinernes Papstwappen. Die Südfront des Platzes: vornehme Muschelkalkfassade einer Kirche, mäßig groß,

nobel in Maßen und Schmuck, auch hier die Handschrift eines Meisters. Die beiden andern Seiten: würdig-ernste Palastbauten, öffentliche Gebäude, mittlerer Kreisstadt in reicher Gegend etwa entsprechend. Und das inmitten einer Handvoll elender Hütten, mitten in dieser Landwüste. Wer hat, und zu welchem Zweck, Blöcke Platten Säulen Simse herangeholt, durch einen Meister aufgetürmt? Was soll diese Kulisse einer Stadt in dieser Öde?

*

Äneas Silvius, einer der feinsten Köpfe und Charaktere der Renaissance, Papst Pius II., ein Piccolomini, ließ diese baumeisterliche Phantasmagorie durch Rosselino errichten. Durch Zufall war er in diesem Dörfchen Corsignano geboren. Weltliche Großmannssucht und zügellose Bauwut die, scheint es, allen Renaissancefürsten, zivilen wie geistlichen, eignete, ließen ihn wünschen eine ganze Stadt sich selbst zum Denkmal aere perennius zu errichten. Baut Palast Kirche Stadthaus. Veranlaßt noch etwelche Kardinäle sich Paläste bauen zu lassen. Ein Campanile darf nicht fehlen. Gartenterrassen werden in die sterilen Tonklippen gesprengt. Erde von weither herangeschleppt. Nennt die Stadt die er nach seinem Willen geschaffen hat nach seinem Namen: Pius-Stadt, Pienza.

*

Dann starb der Papst, und der Spuk zerstob alsbald in alle Winde. Zurückblieben die funkelnagelneuen Ruinen, sorgfältig seither von der Familie Piccolomini unterhalten, grandiose Male eines grandiosen Irrtums. Des Irrtums: daß sich eine Stadt wollen läßt. Stadt ist ein gewachsener Organismus,

Porta San Martino *Photo Anderson*

geboren aus den Bedürfnissen einer Landschaft nach Zentrum und Tauschplatz; oder aus dem politischen Willen eines Volkes; oder aus dem historischen Werden von Familien und Geschlechtern. Die Palastburg der Rucellai in Florenz ist schön und sinnvoll, weil sich dieses Geschlecht neben den Strozzi Pazzi und Medici behaupten wollte und mußte; derselbe Palast auf die Piazza der künstlichen Piusstadt hingebaut ist leere Attrappe.

Wir fahren zurück nach San Quirico. Bei einer Straßenkehre erscheint noch einmal, hingethront auf das Kap dieser grauen Hügelrippe, das Gespenst der Papststadt. Noch Jahrhunderte wird dieses Denkmal stehen, Denkmal sinnlosen eitlen Bauwillens, einsam in dieser Land-Öde, aus seinen leeren Fensteraugen weit hinausblickend in die furchtbare graue Mondlandschaft.

*

Orvieto

Immer weiter, auf ab auf ab. Die Sonne wirft Seitenschatten: da werden all die zahllosen Rippen Täler Riefen und Rinnen der Landschaft klar und scharf. Wie eine riesige Reliefkarte sieht das Land aus. Im Westen und Osten begleiten uns blaue Gebirge, im Monte Amiata und Monte Cetona gipfelnd. nähern sich allmählich der Straße die wir hineilen, engen die Weite ein. Vor uns erhebt sich quer die scharfe Linie eines Randgebirges das als blauer Kamm im Süden steht. Ohne viel Rücksicht auf das Terrain läuft die alte Römerstraße gerade auf diesen

Kamm zu, jetzt steigend, jetzt fallend, immer höher klimmen wir, jetzt sehen wir sie vor uns in Serpentinen den Kamm sich hinaufschrauben.

Auf dem höchsten Punkt des blauen Kammes erhebt sich, allmählich immer deutlicher sichtbar, ein schwarzer Basaltkegel. Steiler bedrohlich abfallender Riesenfelsblock. Trägt oben verfallene Türme verfallene Mauern. Am Fuße des Blockes hingedrängte Stadt, von steiler Mauer umwehrt, schroff abfallend. Die Basaltwände des Gefelses des Gebäues fast schwarz. Schutthalden sind die Lehne herabgepoltert, Basaltblöcke liegen weithin zerstreut. Düster drohend steht die schwarze Silhouette gegen den Himmel. Klingsors Zauberschloß, von dämonischem Willen in dieser Wüste aufgetürmt. Gomorrastimmung. Ein Alptraum. Das ist Radicofani.

*

Noch eine steile Kehre: nun überschreitet die Straße den Kamm. Heller seliger Weitblick tut sich nach Süden auf. Befreites Aufatmen. Öde und Verlassenheit bleiben hinter uns. In steilen Terrassen und Hügelwellen sinkt die Höhe ab. Tief unten ein Flüßchen zwischen grünen Hängen. Am Horizont glitzert ein Wasserspiegel auf. Die Randgebirge weichen zurück. Vor uns eine Gruppe mäßig hoher Berge, die Volsinischen Krater.

Den Kamm entlang eine kurze Straße nach der Stadt. In der Mauer ein dunkles Tor. Elendes Pflaster baufällige Häuser. Am Fuß der Rocca, der Burgruine, ist nach Süden ein kleiner Basteigarten angelegt, mit windzerzausten Ulmen bestanden. Dort halten wir. Ein paar Bewohner von Radicofani schlurfen heran, ein paar alte Weiber spähen aus

den Türen, zwei sorgfältig frisierte Mädchenköpfe rekeln sich im Fenster. Wohl ein seltener Besuch in diesem verzauberten Felsennest, solch ein Neuzeitdrache. Wir kommen uns etwas unpassend vor in diesem ehemaligen Brigantenhorst.

In dem Gärtchen — zu einem Giardino di rimembranza fehlt es an Raum — ein Denkmal zum ewigen Andenken an den „Krieg der Erlösung", wie in Italien der Raubzug gegen Bozen und Triest pathetisch genannt wird.

Dreiundvierzig Gefallene! Man traut seinen Augen nicht. In diesem elenden Nest! Die ganze Furchtbarkeit dieses Wahnsinn-Geschehens spricht aus solch nüchterner Zahl. Auf dem Denkstein steht weiter:

„GEFALLEN IM KAMPF GEGEN DIE BARBAREI."

In Radicofani!

Die Radicofanesen, die vermutlich nur eine recht unklare Vorstellung von Deutschland hatten, verlassen eines Tages ihren Basalthorst um die Kultur gegen die Barbaren zu schützen. Gegen das Volk der Goethe Beethoven Helmholtz Kant. Den Mann von der nebelumhüllten Samlandsküste und den Mann von dieser verdorrten Basaltklippe treibt ein sinnloses Geschick einander entgegen, damit sie sich irgendwo am Stilfser Joch oder am Isonzo in einem stinkenden Schützengraben das Bajonett in die Eingeweide stoßen.

Auf allen Denksteinen zwischen Ostsee und sizilischem Meer, zwischen Ural und irischer See, müßte folgende Inschrift unverlöschbar eingegraben sein:

Signorelli *Photo Anderson*

„ZU EWIGEM SCHMACHVOLLEM GEDÄCHTNIS AN DIE ZEIT GRÖSSTER MENSCHLICHER BARBAREI!"

Solange aber die Denksteine Ruhm-Male sind, statt Schmach-Male, wird es auf der Erde nicht gut werden.

*

Steile Kehren abwärts. Bald ragt Radicofani wieder fern hoch drohend düster auf dem Kamm gegen die ziehenden Wolken, das verwunschene Zauberschloß. Wir kreisen abwärts wie im Flugzeug. Auf noch nicht zehn Kilometer fällt die Straße um sechshundert Meter.

Nun ist die Taltiefe erreicht. Auf altertümlicher Bogenbrücke wird das Flüßchen Paglia überquert. Ein Rudel unserer langhörnigen Freunde steht bis zum Bauch im Wasser, äugt uns an, einer brüllt mißbilligend.

Signorelli *Photo Anderson*

Dann wieder aufwärts. Eine neue, minder hohe und schroffe, Randwelle ist zu übersteigen. Immer fruchtbarer immer freundlicher wird die Landschaft. Da und dort ein Baum. In dieser Bodenfalte eine Gruppe junggrüner Eichen. Bei Aquapendente bescheidenes Wäldchen von Ulmen und Platanen. Ginster an den Hängen. Da und dort eine Kolonie Farne. Pinien greifen ins Blau. Hinter San Lorenzo senkt sich die Straße im weiten flachen Bogen. Das junge Grün eines Eichenwaldes nimmt uns auf. Was eben hier ein Wald heißt, in Deutschland nennt man das Schonung. Dann gleiten wir in ein trockenes Flußtälchen, die Straße macht eine Wende, wir rollen lautlos am Ufer des Bolsena-Sees dahin.

*

Weit und still liegt der Wasserspiegel da, von begrünten Randhügeln eingerahmt. Fast kreisrund, die Ufer kaum gegliedert, der typische Kratersee. Ehe-

maliger Feuerschlund, dann erloschen, die Wände verfallen, Gewässer bedecken die Tiefe, die von allerlei teuflischen Ingredienzien durchbeizte Krume befilzt sich mit Grün. Nichts erinnert mehr an seine ehemalige dämonische Funktion. Und dennoch ist um Kraterseen eine Stimmung von Geheimnis und Unheimlichkeit. Auf dem dunklen Wasser kein Schiff kein Boot. Am Ufer kein heiteres Landhaus. Eine kleine Insel mit buckligem Rücken schwimmt in der Ferne wie ein Urwelt-Meertier. Auf ihr ist, lang ists her, die geniale Gotenkönigin Amalasuntha, die Tochter Theoderichs, gefangengehalten worden, dann ertränkt wie eine lästige Katze.

*

An der Ostküste des Sees, steil ansteigend, der Ort Bolsena. Auf einem verwitternden Tuffelsen Ruine von altem Schloß mit vier bezinnten Türmen, verfallende Kirche.

Hier in Bolsena hat sich, den Annalen der katholischen Kirche zufolge, vor noch nicht tausend Jahren ein namhaftes Wunder ereignet. Ein böhmischer Priester, auf der Reise nach Rom begriffen, las im Kirchlein Santa Christina eine Messe. In seinem Innern aber zweifelte er an der Transsubstantiation, der realen Verwandlung der Hostie in Christi Leib — über welches christliche Kardinaldogma bekanntlich einige hundert Jahre später Luther und Zwingli sich entzweiten. Während es aber zwischen diesen bei einem unentschiedenen Meinungsstreit blieb, wurde der Priester aus Böhmen durch Augenschein belehrt und bekehrt: während er die Messe las tropfte aus der Hostie, die er in der heiligen Monstranz über sich erhoben hielt, das Blut des Hei-

lands langsam herab und befleckte das Weihtuch mit dem die Monstranz umhüllt wird. Dieses Wunder, es mag mit ihm bestellt gewesen sein wie immer, hat jedenfalls weitreichende Wirkung getan: denn ihm zur Erinnerung wird bis zum heutigen Tage das katholischeste aller Feste, Fronleichnam, gefeiert, an dem die weltlichen Machthaber entblößten Hauptes dem allerheiligsten Leib des Herrn folgen. Raffael hat nachmals zur Verherrlichung des Wunders eines seiner berühmten Stanzenbilder gemalt, die Messe von Bolsena.

*

Wieder in steilen Serpentinen den Berg hinauf. Die Sonne steht tief. Gartenterrassen Weinstöcke Ölbäume. Die vulkanische Erde kocht Kräfte der Fruchtbarkeit. Tief unten der See, stumpfes Dunkel sein Wasser, wie das lidlose Auge eines Fisches starrt es unbewegt gegenwartsfern in sich versunken gegen den Abendhimmel.

Nun gleiten wir über sanft gewelltes Hochplateau. Fast deutsche Landschaft: Eichenwäldchen Erlentrupps, Ginster leuchtet golden auf, weite Felder schwanken im Abendwind, langhörnige Ochsen weiden auf Wiesen, blicken still. Herden dickwolliger Schafe glänzendhaariger Ziegen eingehürdet. Abendfriede in der Natur. Aber kein Dorf kein Vesperläuten. Da und dort ein antlitzloser Hof, nüchterner Aufbewahrungsort für Tier und Gerät, sonst nichts.

Nun wieder neigt sich die Straße ein weniges. Eine Erdfalte nimmt uns auf, nun scharfe Wendung um vorspringende Erdnase: da fällt das Plateau steiltief ab, weites Tal öffnet sich da unten. Ein riesiger

Andrea di Mino Pisano *Photo Alinari*

Kessel, ringsum von steilen Berghöhen eingeschlossen, smaragdenes Grün leuchtet herauf, ein Tal satter Fruchtbarkeit.

Mitten in diesem Talkessel erhebt sich eine Felsrippe bis in gleiche Höhe unseres Plateaus. Senkrecht fallen auf allen Seiten rostbraune Wände ab. Auf den Kamm hingelagert braune Stadt: Häuser Bastionen Mauern Türme. Am Ende der Stadt, wo der Fels senkrecht in die Ebene abstürzt, erhebt sich ein zackiges buntes leuchtendes Etwas, eine Domfront. Weiße Schlangen ziehen durchs Talgrün zum braunen Felsen, winden sich an ihm in zackigen Kehren empor, werden durch riesige Stützmauern gehalten, hochgeführt, von wölbigen dunklen Torbögen verschluckt.

So liegt auf riesigem braunem Felsriff, festgewachsen, selbst Fels, selbst ein Stück Riff, wie ein phantastischer Urwelttraum, Orvieto. Die Sonne geht unter. Schon liegt das Tal im Schatten, nur die Fernen

Lippo Memmi *Photo Anderson*

glänzen noch grün und leuchtend auf. Über die Schatten erhebt sich, Phantasie in Altgold Rotbraun Ockerrot, die Felsenstadt. Wie ein riesiger Drache, der das Tal bewacht beherrscht sich dienstbar gemacht hat. Zu nächtlichem Schlaf geduckt gezähmt. Nur zwei Augenfenster im Abendstrahl blitzen tükkisch auf, werfen scheele Blicke in das schlafende Land.

*

Verloren und verlassen liegt Orvieto, die unersteigliche Stadt. Was ehedem Ruhm und Vorteil, ist heute Nachteil und Last. Nur noch dem Gesetze der Trägheit folgend, nicht mehr aus lebendiger Notwendigkeit, bleibt die Stadt Markt und Stapelplatz des Tals. Lediglich auf zwei steilen Straßen ist die Stadt zugänglich, die Eisenbahn führt an ihrem Fuße vorbei, ein Aufzug muß die Verbindung mit ihr herstellen. So liegt die Stadt in windender Höhe hoch oberhalb des Tals, die Landschaft um sich bespähend, nicht organisch verbunden mit ihr.

Der düstere Ursprung des Felsens, auf den Orvieto festgewachsen ist, beherrscht noch heute den Eindruck. Die Geologen versichern, und nach dem Augenschein glaubt man es gern, daß dieses weite Tal ehedem ein ungeheures Seebecken war, umschlossen von vulkanischen Randgebirgen. Da barst eines Tages der Seegrund, die Glut der Tiefe quoll herauf, stieg höher, erreichte die Höhe des Seespiegels, erstarrte, eine vulkanische Insel im See war neu erstanden. In späteren Jahrhunderttausenden verschoben sich die Höhenlagen, das Seebecken lief aus, wurde Talgrund. Aber mitten darin steht, ewiges Zeichen urweltlicher Revolution, die starre Tuff-

klippe mit ihren senkrechten Abfällen, das Haupt bis zu der Höhe der Randgebirge erhoben.

*

Am Morgen liegt die Stadt verschlafen träge nur leise blinzelnd im klaren heißen Frühlingslicht. Auf einem Piazzale das Hotel, klein winklig von altväterlicher Umständlichkeit, vor hundert Jahren war es sicher genau ebenso. Kaum begegnet man Menschen. Die lebhafte Betriebsamkeit anderer italienischer Städte fehlt hier. Nur wenig Kinder, keine Katzen.

Wandert man durch die verlassenen Straßen, hallt der Schritt wider an öden Steinmauern. Da dort überallhin enden die Straßen auf kleinem Plateau am Rand des Felsens, man blickt gradeaus ins Blaue, über den grünen Abgrund der Tiefe weg. Senkrecht fallen die Steilwände ab. Wie auf einer Landkarte erscheint das Tal: die Feldbreiten, hier helle Flecken mit jungem Mais, dort dunkle mit üppigem Hanf; die Schlangenwindungen des Flusses; die kreidigen Bänder der Straßen; hier die Certosa, dort die etruskische Gräbersiedlung, da der Bahnhof; Höfe Fermen Kirchen Dörfer hingestreut über die grüne Weite; aber alles so fern, so spielzeugmäßig, so unwirklich. Was hat diese Stadt auf ihrem Urweltfelsen zu tun mit Dunst und Brast der fruchtbaren zeugenden Erde unter ihr!

*

Auf dem einsamen Marktplatz, in den stillen Straßen, zwischen verfallenden geschwärzten Häusern, stehen zuweilen stolze Bauten, Zeugnisse gewesener Mächte. Aber sie schließen sich nicht zu einheitlichem Bild. Kein Einzelwille, kein Gemeinschafts-

Via de Monte Marte *Photo Alinari*

wille von genügender Kraft und Ausdauer hat das Antlitz dieser Stadt geprägt. Bau-Erinnerungen des früheren Mittelalters, wie der knorrige Kapitanspalast mit seiner naiven Außentreppe und seinen schönen romanischen Fensterbögen, oder der trotzige Torre del moro: sie stehen unverbunden da, Ruinen vergangener Zeit.

Das Antlitz der Städte wie der Menschen ist das Abbild ihrer Geschichte. Aber es gibt Gesichter, die erscheinen auf den ersten Blick bedeutend durch die Menge der Furchen und Male Verwitterungen und Verknitterungen, die ein langes Leben eingekerbt hat; aber bei näherem Hinsehen merkt man daß es nur zusammenhanglose Kerben sind, ein Antlitz ohne Geschichte.

So ist Orvieto. Nie hat es politisch eine irgend belangreiche Rolle gespielt, nie war es Sitz und Anregung geistiger Bewegung, nie sind Künstler von Rang in ihm beheimatet gewesen, keinen seiner Söhne

Palazzo del Capitano *Photo Alinari*

oder Töchter berühmt ein Sang ein Heldenlied: in flacher Alltäglichkeit holpert seine Geschichte durch die Jahrhunderte.

*

Der Dom von Orvieto ist eine Kopie des von Siena. Maitani da Siena war der erste, der entscheidende Architekt. Er dürfte wohl Hüttenbruder des Giovanni Pisano gewesen sein. Übrigens figurieren nachmals auch Andrea Pisano und sein Sohn Nino in der Baugeschichte als Chefarchitekten am Dom.

Bester Pisano-Geist lebt in den Bronzeplatten mit denen die Torpfeiler der Portale verkleidet sind. Von der Erschaffung der Tiere bis zum Jüngsten Gericht wird die Historia der Erde in sinnvoll-harmonisch gegliederten Reliefgruppen abgewandelt. Sie wurden früher dem Pisano, werden neuerdings dem Maitani und zwei andern Bildhauern namens Nitu zugeschrieben. Nun, Namen sind Schall und Rauch, in der Kunstgeschichte nicht am wenigsten.

Schöne Freiheit und Sicherheit herrscht in diesen Bildwerken, und doch werden nie die Bindungen vergessen die Material und Darstellungsstil auferlegen. Süße Weichheit liegt um die schlanken Glieder Evas. Stolz die Schöpfungsgesten Gottvaters. Die Landschaft in der die unseligen Stammeltern des Menschengeschlechts graben und spinnen müssen ist von starrender Öde neben der mit den sparsamsten Mitteln angedeuteten Paradiesespracht.

Aber eine Szene hat es mir besonders angetan. Wie — nach Sündenfall und Paradiesaustreibung und Arbeitsfron und Brudermord — der unbeugsame Mensch sich zu Trost und Aufrichtung die Kunst erfindet. Noemi lehrt ihren Knaben lesen; einer der Adamsöhne zeichnet mit einem Zirkel Risse; und Jubal sitzt vor einem Glockenspiel, stimmt die Klänge ab, und erfindet so eine der großen Tröstungen die uns den Verlust des Dauerparadieses verschmerzen lassen — und mehr als das.

Das Innere des Doms ist weihelos. Ein Stilwirrwarr ohne durchgehenden Baugedanken. Wieder die fatale Zebrastreifung. Statt konstruktiver Pfeiler plumpe Mauersäulen, von unorganischen Kapitellen brüsk unterbrochen. Auf schweren Rundbogen ein kahles Oberschiff, über diesem ein Sparrendach. Diese basilika-artigen Stil-Elemente passen ganz und gar nicht zu den gotischen Langfenstern des Chors und seinem Intarsiagestühl.

*

In einer Seitenkapelle die berühmten Fresken des Signorelli. Sie enttäuschen. Man wird ein unbehagliches Gefühl nicht los. Man möchte bewundern, aber man bestaunt nur. Sie sind unfromm, das wird es wohl sein.

Es ist die gleiche Ideenwelt wie die des Orcagna in Pisa. Aber dort ein Ergriffener der um seine Visionen von Tod Weltgericht Seligwerdung mit malerischen Mitteln ringt; hier ein Maler der mit der Bravour seines souveränen malerischen Könnens diese zu Gegenständen der Malkunst gewordenen Vorwürfe behandelt. Erzengel rufen zum Weltgericht: aber es sind gemalte Erzengel. Dämonen martern Verdammte: aber es sind gemalte Dämonen. Märtyrer und Heilige lobpreisen den Herrn: aber auch sie sind nur gemalte Märtyrer gemalte Heilige gemalte Seligkeit. Ein ungeheurer Aufwand verschlungener verrenkter heftig bewegter Körper, schreiender Münder angstvoller Blicke verzweifelter Gesten: aber all dies Getue läßt den Beschauer im Grunde völlig kalt — es ist gemalte Verzweiflung.

Mitten unter den Deckenlünetten bleibt mit einem Male der Blick gefesselt ruhn. Ein Strom von Weihe geht von einer Gruppe steil und steif aufgestellter Jünglinge und Propheten aus. Wie anders wirken diese Zeichen auf uns ein. Fast nur Nuancen sind es, die diese von den anderen Lobpreisungsgruppen unterscheidet. Aber es ist eben nur die Nuance, welche Kunst von Können, Seelenausdruck von Malerei scheidet.

Es ist Fra Angelicos Hand, die uns berührt.

*

Die weiten Kehren, die wir gestern im Abendschatten abwärtsfuhren, zischen wir nun in der Mittagshitze hinauf. Das grüne Tal sinkt von Kurve zu Kurve mehr in die Tiefe. Braun golden ockern brüten da drüben Fels und Gemäuer. Unwirklich, Vision einer Stadt, liegt Orvieto da, brütet, schläft, verfällt.

Bracciano *Photo Stödtner*

An alter Wegsäule biegen wir in die Via Cassia ein: nach Rom! Über weites Hochplateau eilt die Straße, breit sicher mit unfehlbarem Instinkt angelegt. Wellige Wiesen Buschwald Hänge von Ginster goldlodernd gegen hitzeglastenden Himmel. Fern unten der Bolsena-See, dunkles umschattetes Krater-auge.

Ungehemmt die Eile. Auf ab in weiten Kurven fliegen wir hin. Dort der Kamm hinter dem wir in die Ebene hinabmüssen. Aus ihm ragt steil ein Fels, altes Mauerwerk bekrönt ihn, an seinem Fuß, kühne Silhouette gegen dunkle Wolken, Kuppel und Turm. Montefiascone heißt das Felsennest.

*

Vorüber. Nun in grader Abfahrt ins Tal. Andere Landschaft. Keine Ölbäume kein Wein. Weite Felder, Wiesen, Herden von Kühen Ziegen Schafen.

Auf Viterbo stürzen wir zu. Breit hingelagerte Stadt, ummauerte Gärten, Barockfronten mit pom-

Rom

pösen päpstlichen Wappenschildern, bekuppelte Kirchen. Aber uns hält es nicht. Wieder hinaus aus der Stadt. Bergauf geprasselt. Nun Ölbäume Weinstöcke, dann Eichenwald Ginstermacchia. Das sind die Ciminischen Berge. Wieder in freiem Gefühl des Hinfliegens über das gewellte Hochplateau. Eine Ruine zwischen alten Eichen — vorbei. Eine Wiese, bunt wie alter Brokat — vorbei.

Nun senkt sich die Straße. Weite Ebene tut sich tief unten auf. Die Campagna. Da, weit rückwärts im Dunst, muß Rom liegen. Der Berg, der linker Hand ganz einsam aus der Ebene aufragt, ist der Soracte, Horazens Berg.

Weiter. Weiter. Durch die breite bergige Straße von Ronciglione donnern wir. Kinder Frauen winken, Schmiede hören zu hämmern auf, blicken uns nach, fluchen. Nun durch die Ebene. Weite Öde. Kaum irgendein Haus. Zuweilen ein bemooster Denkstein. Weit drüben läuft, stets wieder unterbrochen, ein Aquädukt. Nun über den niederen Rand eines

ehemaligen Kratersees: weite Grüne in ihm gebettet, hundert Höfe fänden in ihm Gedeih. Hier nur ein einsamer Hof, Bracciano. Nun über den jenseitigen Rand. Vor uns in der Ferne blitzen helle Häusergruppen auf, es werden mehr, ungeduldig schweift der Blick.

Da: aus dem Dunst steigt ruhig und stolz die Kuppel auf. Das ist Rom.

DIE ZWEI IMPERIEN

S. P. Q. R.

Städte sind lebendige Wesen. Sie haben ihre Entwicklung wie Individuen. Es gibt geniale Städte wie es geniale Menschen gibt; bei ihnen drängen sich alle Kräfte in eine bestimmte Zeitperiode zusammen. Wie in einem Wirbel wird alles Gleichartige angezogen angeglichen umgewandelt befruchtet bekeimt, in Halm Blüte Frucht getrieben, wie unter tropischer Sonne treibt blüht geilt alles ringsum. So das Athen des Perikles, das Augsburg der Fugger, das Florenz der Medici. Paläste Kirchen Straßen Plätze bewahren das Antlitz jener Zeit des vollen Lebens, aber sie sind erstarrt zu ewigem Schlaf. Dann werden Städte die Särge ihrer großen Zeit.

Diesem Lebensgesetz scheint die Stadt Rom nicht unterworfen. Viele Tode ist sie gestorben: aber immer wieder ist sie zu neuem Leben in neuer Gestalt erstanden. Es ist als stiege an diesem Flecken Erde ein Quell dämonischer Kraft aus Urtiefen auf.

Auch Athen hat tausend Jahre vor seiner großen Zeit bestanden, tausend Jahre nach ihr. Aber die Idee der Stadt Athen und des athenischen Volkes

ist von den wenigen Jahrzehnten umschlossen, in denen Phidias und Sophokles Platon und Demothenes gelebt haben. Alle andere Zeit versinkt im Schatten der Gleichgültigkeit. In Rom hingegen erhebt sich ein Lebenskreis über dem andern. Rom ist auf Rom getürmt, jede seiner Verkörperungen hat unwiderstehbare Gewalt an den Tag gelegt, erdkreisumspannende Wirkung geübt. Rom, römische Republik; Rom, Metropole der Mittelmeerwelt; Rom, Wiege des Christentums; Rom, Haupt der Kirche; und Rom vielleicht werdende Führerin der lateinischen Völker: wie ebenso viele Lavaschichten sind sie übereinander gelagert. Und so gibt es denn in der Tat keine Stadt der Erde, der wie ihr der Titel „ewig" zukäme.

*

Es sind nicht besondere Gaben der Natur, die diese Stätte zum Mittelpunkt so weithin gespannten Netzes von Einfluß und Beziehung gemacht haben. Hundert Orte der bewohnten Erde sind für gebietende Stadtsiedelung geeigneter. Nicht an Meerbusen oder Landenge gelegen; nicht an mächtigem Strom der seine Saug-Arme in weitgedehntes Hinterland spreitet; nicht an natürlichem Straßenzug, vor sperrendem Paß, auf fernschauender unbestürmbarer Höhe. Ein paar armselige Hügel, ein armseliger Fluß, in weiter, rings von beherrschenden Bergen umkränzter, Ebene belegen scheint kaum ein Ort weniger von Natur dazu bestimmt, Mittelpunkt weltumspannender Herrschaft zu sein. Gleichwohl durften die Römer auf ihrem Marktplatz stolz das Symbol des „Umbilicus", des Nabels der Welt, errichten.

Es waren nicht die materiellen Bedingungen, die

Capitolinische Wölfin

diese Stadt zum Zentrum einer Welt machten. Ihr verliehen ewige Dauer und ewige Jugend allein die geistigen und moralischen Eigenschaften des Volkes, dem sie Mutter war.

Mit diesem römischen Volk betrat ein neuer Typus die Bühne der Geschichte. In ihm ist der Begriff Volk zur Idee geworden. Hier zum erstenmal in der Geschichte hat sich aus einer Vielheit eine Einheit gebildet, die das Gesetz ihres Daseins allein aus sich selbst schöpft; ein Gemeinwesen mit dämonischem Instinkt zu sich selbst; Willensinbegriff aller seiner Glieder, und doch wieder mehr und anderes als diese Summation von Willen.

Es ist die Idee des Staates, die mit diesem Volke in unsern Kulturkreis handelnd eintritt, sich selbst zum erstenmal klar bewußt.

Jeder Römer ist Rom, und Rom ist jeder Römer: diese Ineinanderflechtung von Individuum und Kollektivum, diese Einheit von Kern und Schale ist so

vollkommen nie wieder erreicht worden. Annäherungsweise vielleicht im englischen Volk, das überhaupt in seiner innern wie äußern Entwicklung viel Ähnlichkeit mit dem römischen aufweist.

Wie diese Staats-Idee Rom entsteht, sich entwickelt, in ununterbrochenen Kämpfen sich ausbildet und auswirkt; erst ganz Italien in seinen Machtkreis einbezieht; dann als Wellenbrecher gegen den Einbruch des Ostens — in den Punischen Kriegen — welthistorische Sendung erfüllt; dann weitergreift bis an die Grenzen der damaligen Welt: das ist die Geschichte der etwa fünfhundert Jahre römischer Republik. Der großartige Kampf zur Durchsetzung eines neuen Prinzips der Gesellschaftsordnung hat die ganze Kraft dieses zu solchem Werk einzig befähigten Volkes in Anspruch genommen; sein praktischer zielgerichteter Sinn war allein dieser Aufgabe zugewandt.

Das römische Volk war groß in Allem, was in den Bereich dieser Aufgabe fällt. Es hat die Idee der Freiheit der Person mit der Idee der Gebundenheit unter den Willen der Gemeinschaft in eine einzigartige Gleichung gebracht. Es hat das Ideal der Demokratie in die Welt gesetzt und es in seinen besten Tagen weitgehend verwirklicht. Mit einem leuchtenden Paradoxon bezeichnet Mommsen einmal das römische Staatsprinzip der alten Zeit als „umgekehrte konstitutionelle Monarchie": insofern die Quelle aller Regierungsmacht beim Volke, bei der Allgemeinheit, lag; die Exekutive aber bei den mit königlichen Vollmachten ausgestatteten, dem Machtgeber verantwortlichen, Einzelpersonen. Und so wird denn dieses Staatsprinzip für die Jahrtausende mit dem Namen bezeichnet, den die Römer in einer ge-

nialen Wortschöpfung ihm gegeben haben: Sache der Allgemeinheit, res publica, REPUBLIK.

*

Ihrem beherrschenden politischen Trieb unterordneten die Römer alle Lebensäußerungen des Einzelnen wie der Gemeinschaft; vernachlässigten um seinetwillen Alles was ihm nicht unmittelbar diente. Was nicht Ordnung Zucht Pflichtgefühl Gesundheit Kraft förderte wurde verworfen und war verwerflich.

Solange Rom römisch war galt Philosophie als müßiges Geschwätz, Befassung mit Kunst als undisziplinierter Exzeß.

Um die Erkenntnis der Welt jenseits des praktischen Daseins, dem das Ringen der Philosophen und Religionsstifter aller Völker gilt, haben die Römer sich nicht im geringsten bemüht. Des Lucrez Versifikation des epikureischen Materialismus, die ehrbaren Lebensweisheiten der Seneca oder der Marc Aurel, wird wohl niemand als Beitrag zu diesem Geisteswerk gelten lassen.

Was wie Religion der Römer aussieht war nur kultische Aufhöhung des eigenen Daseins, nicht Frage nach dem Unerfragbaren, Lotung nach den Tiefen von Leben und Welt. Acker und Grenzstein Kindersegen und Ernte Kriegszug und Herdfeuer: das waren die Götter dieses ganz in Arbeit und Dienst und Wirken eingesponnenen Volkes. Im Chor der großen Fragenden ertönt seine Stimme nicht. Es ist das diesseitigste von allen Völkern der Erde, nur irdischen Zielen zugewandt, nur sich selbst und seinem Erdenleben dienstbar.

Kein Götter- oder Heroenbildnis aus altrömischer Zeit ist auf uns gekommen, keine Kultstätte, kein

Etruskischer Sarkophag *Photo Alinari*

Weistum. Die Sarkophage der großen Toten zeigen kein Symbol das den Tod als Mysterium des Lebens deutet; bloß trockene Inschriften, bürgerliche Tugenden des Verstorbenen berühmend.

Auch der streng gehaltene Ahnendienst der Römer ist keine Bindung des Lebens an den geheimnisvollen Urgrund alles Seins, sondern Kettung der Vorfahren an die rätsellose Gegenwart. Die Wachsmasken der tätigen und tüchtigen Vorfahren wurden nicht als Mahner an eine unbekannte Jenseitswelt im Ahnensaal aufgestellt, im Leichenzug vorangetragen: die Vorväter blieben auch noch im Tode Bürger der unsterblichen Gemeinschaft, über der als einziges mystisches Zeichen das Ideogramm des Staates aufgerichtet ist: das S. P. Q. R.

*

Und so hat denn dieses Volk es auch fertig gebracht, eine der wesentlichsten Kulturmächte der Menschheit zu werden — ohne eine aus seinem We-

Römischer Sarkophag *Photo Stödtner*

sen erwachsene Kunst auszubilden. Es gibt keine römische Kunst. Alle Kunstübung, selbst der republikanischen Zeit, ist unmittelbar von den Griechen überkommen, oder schulmäßige Nachahmung griechischer Vorbilder.

Plautus der Komödienschreiber, Ennius der Tragödienverfertiger, übersetzen oder verballhornen griechische Stücke. Catull, das lyrische Paradepferd, ist so weit römischer Dichter, als etwa Magister Opitz deutscher. Daß er wegen einer Handvoll zarter und inniger Verse an Lesbia und ihren Sperling, die sich innerhalb seiner skandierten Zoten anfinden, in die Weltliteratur einrücken konnte, erweist am besten die völlige Dürre lateinischen Dichtertums. Und Horaz, dem seine spracheherne Formung philiströser Weisheiten und Lüsternheiten den Dichterpreis, aere perennius, aller Schullehrer seit bald zweitausend Jahren zugezogen hat, begründet diesen von ihm selbst angemeldeten Ausspruch damit, daß er

als Erster — aeolisches Versmaß ins Latein eingeführt habe.

Nicht minder abhängig von griechischen Vorbildern war die bildende Kunst. Was man seither für Musterstücke altrömischer Bildnerei angesehen hatte — wie die kapitolinische Wölfin und das ficoronische Kästchen — ist inzwischen als griechische oder etruskische Arbeit erkannt. Aber wären selbst hier, oder sonst noch wo, römische Hände am Werk gewesen: solch einsame Schwalben machten noch keinen Kunstsommer.

Im Vatikan steht — inmitten des Marmorgewimmels der Kaiserzeit — ein einsamer Zeuge der alten, im Wesen noch unverfälscht römischen, Tage: der Sarkophag des Scipio Barbatus, Ahnherrn des Hannibal-Besiegers. Die Gesinnung die er ausdrückt ist im besten Sinne römisch: schlicht ernst abhold jedem Prunk. Aber die Formen in denen sich diese Gesinnung ausspricht sind rein griechisch: das Ganze könnte ein dorischer Brandaltar aus Delphi oder Olympia sein.

Schon die Unterwerfung der etruskischen Städte, in denen eine zwar völlig von Griechenland abhängige aber hochentwickelte Kunstübung blühte; vollends aber die Unterjochung Griechenlands machte jeder Möglichkeit einer bodenständigen Kunstentwicklung ein Ende. Die Römer hatten es gottlob nicht nötig sich selbst zu bemühen: die Besiegten lieferten an Kunstgut was man brauchte, und mehr als das. Aus Volsinii sollen die Römer zweitausend Erzbilder weggeschleppt haben; aus Griechenland wurde in Schiffsladungen herangebracht was das bildnerisch begabteste, künstlerisch genialste, Volk der Erde in einigen Jahrhunderten staunenswerter Schöpferarbeit geschaffen hat.

Hingegen stand die Kunsthandwerkerei in Rom zu allen Zeiten in hoher Blüte. Was daselbst an Kopien und Varianten der berühmten griechischen Kunstwerke angefertigt wurde, ist Legion. Und die kunstgewerblichen Arbeiten des täglichen Gebrauchs: Bodenmosaiks Wandmalereien skulpierte Sarkophage, deren kein besserer Bürger glaubte entraten zu können, zeigen durchweg ein hohes Niveau technischer Vollendung.

*

Anders — und durchaus bezeichnend — als die Beziehungen zu den reinen Künsten ist das Verhältnis der Römer zu jener kulturellen Betätigung, in der sich Befriedigung äußerer zweckhafter Bedürfnisse mit Befriedigung zweckloser innerer Bedürfnisse — also praktisches und künstlerisches Tun — überschneiden: zur Baukunst.

Wo römische Architektur seelischem Ausdruck dient, also kunsthaft ist, spricht sie — soweit man nach den spärlichen Resten urteilen kann — schon in alter Zeit rein griechische Formensprache. Hingegen hat sich der römische Genius alsbald an den Problemen der sich ihm mit der Entwicklung von Stadt und Staat darbietenden Zweckbauten entzündet, hier in Erfindung und Ausführung Ewigkeitswerte geschaffen. Die Römer sind die Schöpfer des Bogens und des Gewölbes, zweier Bau-Elemente, durch die die Kunst des Bauens in Stein erst zur Vollendung gelangen konnte. Sie sind vielleicht nicht die ersten Entdecker der seltsamen Kunst, das Fallstreben des Steins durch die Form des Keilschnittes in sein Gegenteil umzuwandeln, den Stein am Fall zu hindern, ihn frei schweben zu machen, darüber hinaus ihn noch gewaltige Lasten tragen

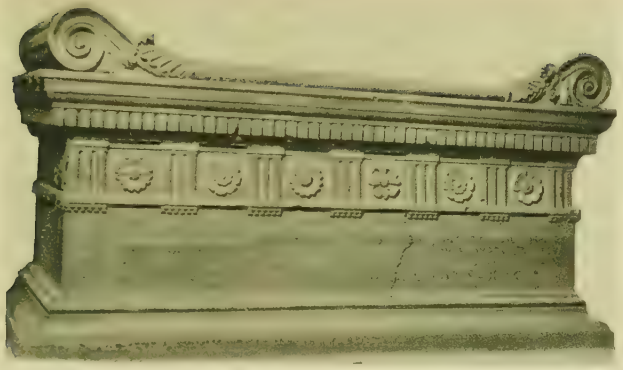
zu lassen — einer der größten Triumphe des menschlichen Geistes über die Materie; sicher aber waren es die Römer die diese Kunst bis in ihre letzten Folgerungen ausgebildet haben.

Auf dieser Kunst beruhen die Wunderwerke römischer Profan-Architektur: Die grandiosen Aquaedukte, luftdurcheilende Flußbetten, die für Rom und Römerstädte über Berg und Tal, Tagereisen weit, Wasserquellen heranführen. Die ungeheuren Schauburgen, die bald in jeder namhaften Stadt des Reiches sich erhoben, fast Symbole römischer Macht und Art, gleich erstaunlich in der Zweckmäßigkeit der Einrichtung wie in der Sparsamkeit der Ausführung. Und die gewaltigen römischen Brücken, Flüsse und Schluchten in kühnem Bogen überspringend: sie wurden durch spätere, mit Zirkel und Reißbrett Theodolit und Logarithmentafel Dampfkran und Differentialwinde ausgerüstete Geschlechter nicht überboten. Erst durch die Entdeckung des Eisens als Baustoff wurden völlig neue technische Möglichkeiten geschaffen und damit der Profanbau großen Stils, wie ihn die altrömische Architektur darstellt, zu neuer Blüte gebracht.

*

Mit diesen ihnen eigentümlichen Bauwerken haben freilich die Römer eine neue Idee der Schönheit in die Welt gebracht, die sich ebenbürtig neben die Idee des zwecklos Schönen, die Kunst, stellt: die Schönheit des vollendet Zweckhaften.

Im griechischen Tempel hat sich der Zweck — Schaffung eines Raumes zur Unterbringung des Götterbildes und zu kultischem Dienst — fast völlig verflüchtigt. Seine Säulenreihen seine figurierten Giebel seine Metopen seine sonstige Zier sind



Sarkophag des Scipio Barbatus *Photo Anderson*

allein in der Idee des Absoluten beheimatet: sie sollen schön sein. Mit dieser ideellen Zielsetzung haben die römischen Profanbauten nichts zu tun. Diese Brücken Arenen Aquädukte sollen möglichst vollkommen ihre praktischen Zwecke erfüllen, möglichst dauerhaft sein, mit möglichst geringem Aufwand an Arbeit hergestellt werden. Und siehe da: bei Erfüllung dieser Bedingungen entsteht im Betrachter das ganz gleiche Gefühl der Befriedigung, wie dort, wo die Forderungen an absolute Schönheit erfüllt sind. Es wird also wohl so sein, daß das Streben nach Zweckhaftem wie das Streben nach Schönheit dem gleichen göttlichen Schoße entspringt; und das Zweckmäßige richtig wie das Schöne vollkommen zu machen menschliches Tun von durchaus gleicher Würde ist.

*

Aus diesem Gedankengang wird auch verständlich — und allein verständlich — wieso dieses Volk ohne Dichter und ohne Musik jenes so erlauchte Kunstwerk schaffen konnte: die lateinische Sprache.

Aber Sprache ist eben gleichzeitig Nutzwerk und Kunstwerk: sie dient allen Strebungen der menschlichen Seele, wie der behauene Stein zu Haus und Tempel Wall und Kloake diensam ist.

Die Griechen haben seit den Anfängen ihres Volkstums vom künstlerischen Gebrauche her ihre Sprache gebosselt und geschmeidet, und so aus ihr das vollendetste Instrument seelischen und künstlerischen Ausdruckes geformt. Die Römer hingegen haben ihre Sprache allein zum Zweckmittel gehämmert und geschmiedet, so daß sie wie keine andere fähig wurde, zu sagen was ist, auszudrücken was ein Wollender will.

Nicht Dichter haben die lateinische Sprache hochgezüchtet, sondern Politiker Feldherrn Sachwalter Geschichtsschreiber. Die Gracchus Cäsar Cicero Tacitus waren die Former der lateinischen Sprache. Die römischen Dichter übernahmen schon fertig die Klinge aus Stahl. Aber wie keine andere eignet sich diese Sprache zu knappen einprägsamen unzerstörbaren Formulierungen in gebundener Rede, die anmuten wie römische Inschriften in Stein geschnitten.

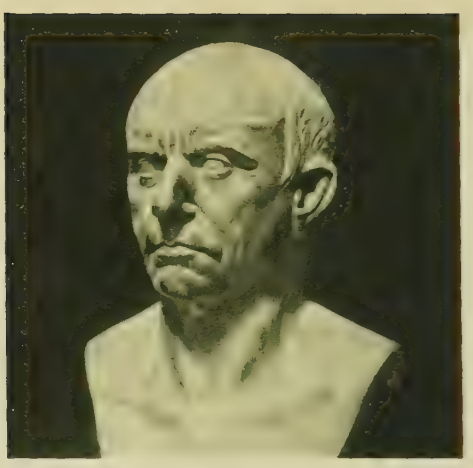
Man kann nicht hoch genug die erzieherische Wirkung einschätzen, die über die Jahrtausende weg von dieser sachlichen klaren durchaus männlichen Sprache ausging; die nicht schön ist wie die melodischen Linien eines griechischen Frauenaktes — aber schön ist wie die gesammelte sparsame Kraft eines römischen Brückenbogens.

KAISERREICH

Roms innere Größe ging mit der Republik zu Ende. Die mußte sterben weil ihre Politik mit dem Gesetz ihres Werdens in Widerspruch geriet: sie wurde aus einem bodenständigen Nationalstaat ein wurzelloser Imperialstaat.

Die Wende war der Sieg über Karthago. Roms größte Tat war zugleich seine verhängnisvollste.

Kurz vor Beginn der Punischen Kriege hatte Rom die Herrschaft über ganz Italien — mit Ausnahme des nördlich des Apennin belegenen Keltenlandes — erlangt. Aber diese Herrschaft hatte doch wesentlich nur den Charakter der Führung innerhalb eines Bundes von weitgehend selbständigen Stammesgebilden. Das römische Volk war das erste, weil es das tüchtigste war, und dies den andern italischen Stämmen handgreiflich bewiesen hatte. In dieser Eidgenossenschaft hatte Rom die außenpolitische Vertretung, die Organisierung und Führung des Bundesheeres, das alleinige Münzrecht. Aber, und dies ist das Wesentliche: Rom verzichtete auf jedes Steuerrecht, die übrigen italischen Gemeinden waren ihm nicht irgend tributär. Es hatte nur einen grö-

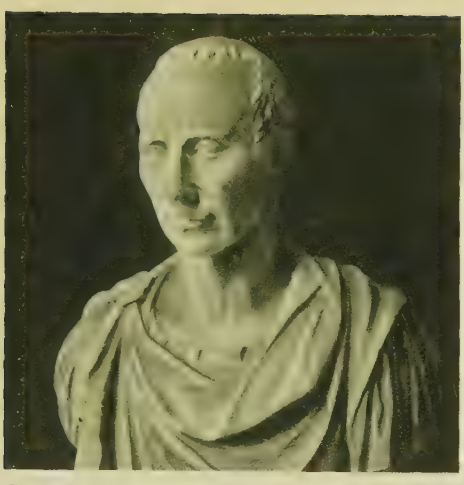


Cato von Utica *Photo Alinari*

ßeren Anteil an der etwaigen gemeinschaftlichen Kriegsbeute, dem gegenüber auch die größeren Lasten.

Auch als Haupt der italischen Symmachie blieb demnach Rom was es gewesen war: ein Bauernstaat, ein Bodenstaat. Der römische Bürger war Bauer, arbeitete selbst auf seiner Scholle, es gab nur eine Art von Hörigen, heruntergekommene Bauern. Eigentliche Großsklaverei — der antike Kapitalismus — war unbekannt. Die Wehrverfassung war die einer Miliz der bodenständigen Bürger. Nicht auf der Scholle Sitzende — Handwerker Schauspieler Ärzte — waren vom Kriegsdienst ausgeschlossen, der nicht nur Last sondern Ehre war.

Die politische Einigung der Bewohner der italischen Stämme war auf dem besten Wege in eine Nationbildung überzugehen. Römisches Geld römischer Kriegsdienst römische Sprache waren gemeinsam, ebenso römische Gefahr und römischer



Caesar *Photo Alinari*

Sieg. Die liberale Aufnahme in das römische Bürgerrecht tat ein übriges. Schon wurde Italien als eine Einheitlichkeit gefühlt, als Land der „Toga-Träger".

*

Neben diesem kraftvollen bodenständigen Staatsgebilde war auf dem andern Ufer des Mittelmeers — in einer Lage besonders günstiger natürlicher Bedingungen — ein nicht minder kraftvoller Nebenbuhler entstanden, Karthago, der gewaltige Semitenstaat. Der ruhte freilich auf gänzlich andern Grundlagen, vertrat ein völlig anderes staatbildendes Prinzip. Auf kurze Formeln gebracht: hier Bodenstaat — dort Kapitalstaat; hier Bauernwirtschaft — dort Sklavenlatifundien; hier Arbeit — dort Ausbeutung; hier kulturelle Angleichung stammverwandter Bundesgenossen, denen die römische Vorherrschaft Schutz Kraftsteigerung Mitruhm brachte

— dort Unterjochung stammfremder Völkerschaften, über denen Fronvögte saßen die von den Unterworfenen ohne Gegenleistung Tribut erpreßten. Kurzum: Staats-Idee gegen Macht-Idee.

In sechzigjährigem, um Sein und Nichtsein gehendem Ringen — in dem auf Seite der Machtidee die genialen Einzelpersonen, auf Seite der Staatsidee das tüchtige Kollektivum kämpfte — wurde Karthago niedergeworfen.

Da nun geschah der Sündenfall Roms. Es übernahm die „Besitzungen" der Besiegten, besetzte Sizilien Nordafrika Spanien Sardinien. Vielleicht war dieses Vorgehen Gebot der Selbsterhaltung: zu frisch noch waren die Erinnerungen an die Einfälle der Gallier Senonen Kelten; an den Einbruch von König Pyrrhus; an andere Gefahren. Immer wieder konnten in diesen undurchsichtigen Gebieten Gefahrenherde entstehen durch unruhige Stämme machtgierige Fürsten beutelustige Abenteurer. Vielleicht aber war es doch die Versuchung der Schlange: denn vom Apfel der Macht zu essen ist dem Menschen nicht minder verderblich, als vom Baum der Erkenntnis. Die Sieger erbten vom Besiegten das Nessushemd, sagt Mommsen in tiefer Erkenntnis der Zusammenhänge.

Natürlich waren die in Italien bewährten Formen der Herrschafts-Übung in diesen fernen und fremden Ländern nicht brauchbar; und so übernahmen denn die Römer wohl oder übel die bei den Karthagern beliebten Methoden unterworfene Provinzen zu verwalten. Die Kriegsgefangenen wurden zu Sklaven gepreßt; die wichtigsten Plätze mit Garnisonen belegt; Söldner geworben oder Rekruten ausgehoben; Bergwerke sequestriert; Vögte eingesetzt. Und vor allem wurden Tributzahlungen in allen mögli-

chen Formen und aus stets wechselnden Anlässen gefordert und erzwungen.

Und wie nun einmal Böses stets weiter Böses gebiert: die neuen Besitzungen brachten neue Konflikte, die neuen Konflikte brachten neue Besitzungen. Das Land der Kelten wird annektiert; Mazedonien besiegt; Griechenland erst befreit, dann in Verwaltung genommen. Vor allem aber dehnt Rom seinen Herrschaftsbereich nach Asien aus und macht die gewaltigen und unerschöpflichen kleinasiatischen Reiche aus der Erbmasse Alexanders sich tributär. Hundert Jahre nach Karthagos Fall war Rom das, was die semitische Meerherrscherin gewesen war: ein unorganischer, nur durch die Macht des Schwertes zusammengehaltener, Raubstaat größten Stils, ein IMPERIUM.

*

Die Rückwirkung dieser äußeren Entwicklung auf die innere Struktur Roms blieb nicht aus. Mit reißender Schnelle gingen die Eigenschaften verloren die Roms Größe ausgemacht hatten. Die ganze bekannte Erde schien nur dazu da, für Rom zu zinsen und zu fronden. Unermeßliche Reichtümer flossen in die Staatskassen wie in die Privatsäckel. Römische Beamte, die ehedem ehrenamtlich, unter steter Kontrolle von oben und unten, Dienst am Volke getan hatten, lernten nun als Prokonsuln Prätoren Präfekten an Unterworfenen verantwortungslose Macht üben, waren bald schlimmer als persische Satrapen assyrische Vizekönige phönizische Kondottieren gewesen waren.

Der römische Bürger verlernte zu arbeiten: er ließ iberische oder numidische Sklaven die italischen Felder pflügen. Die ehedem angestrebte Gleich-

Augustus

heit an Rechten und Nutzungen machte den krassesten Unterschieden Platz. Die heiß begehrten Ämter, Macht und damit Geld bringend, wurden in einem engen Kreis von Familien ausgeteilt — die breite Masse hatte nur das Recht des Stimmzettels und des Straßentumultes, welche Machtmittel sie allmählich zu münzen lernte. Neben dem phantastischen Reichtum der Kriegsgewinner und Verwaltungsschieber Heereslieferanten und Kornwucherer Zollerpresser und Monopoldefraudanten stand die stinkende Armut eines völlig besitzlosen Proletariats.

Aber auch dieses wurde vom Rauschgift arbeitslosen Einkommens entnervt: allmählich wurde es zur Gewohnheit, den süßen Pöbel der Hauptstadt aus den Tributen und Blutgeldern der Provinzen zu nähren zu herbergen zu amüsieren. Als Cäsar zur Alleinherrschaft gekommen war, schenkte er — wie Sueton erzählt — jedem römischen Bürger zehn

Augustus

Scheffel Getreide zehn Pfund Öl vierhundert Sesterzen. Außerdem für dauernd die Hausmiete. Gab anläßlich seines Triumphzuges zwei große Gratisessen an denen zweihunderttausend römische Bürger teilnahmen. Veranstaltete Fechterspiele Zirkus-

vorstellungen Athletenwettkämpfe Seegefechte Tierhetzen. Freilich hatte er vorher dem unterworfenen Gallien einen Jahreszins von vierzig Millionen Sesterzen auferlegt, und wohl außerdem dort sowie in Spanien Afrika Ägypten durch geeignete Maßnahmen für seine eigene Bereicherung gesorgt. Zumindest berichtet Sueton, er habe — der ein Dutzend Jahre früher ein tief verschuldeter politischer Streber war — nach den fünf Jahren gallischer Verwaltung einen so ungeheuren Überfluß an Gold besessen, daß er es auf offenem Markt unterm Preis veräußerte. Mit trockener Sachlichkeit schildert dieser kleingeistige, aber in der Überlieferung von Anekdoten und Klatschgeschichten zuverlässige, Schriftsteller die diversen Methoden der Bereicherung und urteilt schließlich über den sonst von ihm im höchsten Maße verehrten großen Mann: er habe weder in seinem Militärkommando noch in seinen Zivilämtern Uneigennützigkeit bewährt.

Kein Wunder daß die Schwindler Gaukler Hochstapler Abenteurer der ganzen Welt nach der Metropole strömten. Der tüchtige Stamm der alten Quiriten verrottete allmählich im Menschenabschaum den die verfaulten Städte des Orients ausspien. Auf den Foren in den Gerichtshallen in den Thermen Roms lungerte das Misch-Gesindel herum. Bald war Rom keine Staatszelle mehr, sondern nur noch Verwaltungszentrum Austauschplatz Bordell der ganzen Mittelmeerwelt.

Eine so tiefgehende Änderung des Staatswesens mußte notgedrungen auch eine Änderung der Staatsform nach sich ziehen. Es ist Voraussetzung für den gesunden Bestand von Republiken, daß wenn nicht alle so doch die tatkräftigen Bürger in einem sittlichen Verhältnis zur Gemeinschaft stehen, verant-

wortungsbewußt und verantwortungsgewillt sind, von lebendigem Staatsgefühl erfüllt. Sonst entarten Republiken sehr rasch in Korruption Demagogenwirtschaft Bürgerkrieg Anarchie. Sie werden endlich zum Raub entschlossener Willensnaturen, und es ist Sache des Zufalls, ob der neue Herr der Gesamtheit zu Heil oder zu Unheil gerät.

Es war Roms Glück, daß Derjenige, der aus den — bald nach der Ausdehnung zur Weltmacht beginnenden, das römische Volk während hundert Jahren zerfleischenden — Kämpfen um die Macht im Staate schließlich als Sieger hervorging, Cäsar, an die beste Tradition römischen Wesens anknüpfte, ja sogar als die letzte und höchste Verkörperung echten Römertums angesehen werden kann. Er griff nach der Herrschaft, weil es Zeit war. Er erkannte daß nur eine weithin sichtbare Spitze, der Glaube an eine Person gestützt auf das allein noch organisierbare Gebilde, das Heer, dem wahllos zusammengewürfelten Völkerchaos des unübersehbaren Reiches etwelchen Bestand verleihen konnte. Und so schuf er — der einzige geniale und schöpferische Römer von Format — in den wenigen Jahren seines Herrschertums dem alten Staatswesen die neue Form, die noch immer so viel vom echten Römergeist bewahrte, daß das Imperium durch vierhundert Jahre standhielt, und trotz der furchtbaren Krämpfe einer kreißenden Welt, trotz der verbrecherischen Unfähigkeit eines großen Teils seiner Herrscher, imstande war die große Mission Roms so lange zu erfüllen, bis die neuen Völker herangewachsen waren in deren Hände fortan die Geschicke Europas übergehen sollten.

*

Sie ist keine Ehrentafel der Menschheit, diese

Nero *Photo Alinari*

Liste von etwa vier Dutzend römischer Cäsaren. Kaum irgendwo in der Geschichte findet man solche Ansammlung von Gemeinheit Grausamkeit Feigheit Wollustraserei, von jeder Art menschenmöglicher Entartung. Dazwischen freilich stehen ernst und still wie Erzfiguren Herrscher in denen der Geist des alten Römertums lebendig war, letzte Erben von Cäsars Verantwortungsernst und Selbstbeherrschtheit gegen die Versuchungen der Macht.

Die Demokratie hatte den Anforderungen der neuen Notwendigkeiten weichen müssen; aber die Römer blieben doch mit mehr als nur einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt. Es ist bezeichnend daß die Machthaber — mochten sie sich sonst noch so despotisch gebärden — es sorgfältig vermieden sich König zu nennen, sondern sich mit neutraleren Titeln begnügten: sie nannten sich Imperator, also schlechtweg Herrscher; oder Cäsar in Erinnerung

Heliogabal *Photo Alinari*

an den großen Mann, der gezeigt hatte daß man König sein kann ohne König zu heißen.

Aber ob gute Herrscher, ob böse Herrscher: das machte für die Beherrschten so großen Unterschied nicht aus; wenn nur das System funktionierte, das Räderwerk der Staatsverwaltung halbwegs ungestört lief. Und die römischen Offiziere und Beamten versahen ihren Dienst auch als die Fäulnis der Hauptstadt schon weit gediehen war. Den Zeitgenossen fehlt ja die verdichtende Perspektive des historischen Blickes, so daß dem Nacherlebenden die Übel einer Zeit gehäufter, das Leben in ihr peinlicher erscheint als dem Miterlebenden. Der Masse der Römer war es sicher ziemlich gleichgültig, wenn der Bluthund Caracalla ab und an ein paar Dutzend Optimaten abschlachten ließ um sie zu beerben. Wenn er nur aus der Erbschaft eine alle bisherigen an Größe Prunk und Komfort übertreffende Therme hinbaute, oder Gladiatorenspiele und Tierhetzen ver-

anstaltete derengleichen an Umfang Dauer und Grausamkeit die Kapitale noch nicht gesehen hatte: so war das Volk des Regimentes zufrieden. Von den fernen Provinzen ganz zu schweigen, die ja das eigentliche Imperium darstellten, den Körper auf dem der Wasserkopf Rom saß. Ihnen war allein die Sicherheit der Landstraßen die Höhe der Abgaben die Ordnung des Rechtsverkehrs wichtig. Für ein Imperium ist der Monarch vor allem eine Polizeieinrichtung.

So singt denn auch Horaz in der vierzehnten Ode des dritten Buches dem zurückkehrenden Augustus zu:

„Dieser Tag ist mir wahrlich ein Fest, verscheucht mir die schwarzen
Sorgen! Nicht brauch ich mehr Straßentumulte zu fürchten,
Noch auch zu sterben durch Totschlag solange du, Caesar,
Herrscher bist!"

Das sind keine sehr erhabenen Motive monarchischer Begeisterung; aber sie sind einleuchtend und dürften der politischen Weltanschauung der Mehrzahl des römischen Volkes entsprochen haben. Der hundertjährige Bürgerkrieg hatte alle Lebensverhältnisse so heillos verwildert, daß jeder Zustand besser erschien als der bisherige.

Begreiflich genug daß sich der Bürger und Steuerzahler an die Deklamationen der unentwegten Republikaner über die verlorene Freiheit nicht weiter kehrte, sondern die neugewonnene Ordnung als das Heraufziehen des goldenen Zeitalters begrüßte. Pax romana, den römischen Frieden, nannten die gequälten Völker diese gesegnete Zeit. Und in der Befriedung der ihm eingegliederten Länder liegt die sittliche Bedeutung des Imperiums.

Der erste legitim gewordene Kaiser, Cäsar Octavianus Augustus, ein gerechter kluger, so strenger als milder, aber im ganzen ein ziemlich philiströser Regent, wurde wie ein Heiland begrüßt. Es stellte wohl die allgemeine Stimmung dar, wenn in der kleinasiatischen Stadt Priene — also fern vom servilen Rom, wo Speichelleckerei gewohnheitsmäßig betrieben wurde — zu Beginn der augusteischen Regierung folgende Ergießung zu ewigem Gedächtnis in einen Denkstein eingegraben wurde: „Er hat nicht nur alle Wohltäter vor ihm übertroffen, sondern auch unter den Künftigen keine Hoffnung auf Höherleistung übriggelassen. Der Geburtstag dieses Gottes war für die Welt Beginn der Evangelien, die um seinetwillen solche sind."

Es ist eine der seltsamsten historischen Duplizitäten, daß während der Regierung dieses so überschwenglich begrüßten Erdenheilands der wirkliche Heiland der Welt geboren wurde, in dessen Namen nachmals jenes andere Imperium entstand — auf den Trümmern des goldenen Rom, auf den Trümmern des Imperium des Schwertes, auf den Trümmern der antiken Welt: die Romkirche.

*

Von außen gesehen war die Zeit der Kaiser für die Stadt Rom eine Zeit unerhörten Glanzes und ungestörten Wohlergehens. Jeder seiner Gebieter wollte durch umfangreiche Wohlfahrtseinrichtungen wie durch blendende Repräsentationsbauten die Taten aller Vorgänger in Schatten stellen, sich dadurch Popularität und Ruhm sichern.

Den unwahrscheinlichsten Gottheiten wurden Tempel errichtet, welche die Heiligtümer von Athen von Olympia von Pergamon nicht nur getreu

Titus *Photo Alinari*

nachahmen, sondern an Größe und Pracht weitaus übertreffen sollten. Kaufhäuser und Gerichtshallen Theater und Stadien Thermen und Brunnen Paläste und Ehrenpforten wurden in unheimlicher Schnelle und in erdrückender Menge erbaut. Die ganze Welt wurde geplündert um Säulen Friese Wandbekleidungen Bodenmosaiks Statuen Malereien Geräte Schmuck nach Rom und in die Landpaläste und Seebadvillen der Vornehmen Reichen Mächtigen zu schleppen. Eine ungeheure Kulturinflation fand statt. Wie es schon Art künstlerisch kulturloser Emporkömmlinge ist: die Römer und Neu-Römer — die antiken Raffkes — glaubten durch Wertschätzung der Kunstwerke und der Künstler ersetzen zu können, was ihnen an innerer Beziehung zur Kunst abging. Kunst wurde die große Mode. Sie wurde Luxusgenuß, wie hochgezüchtete Pferde geschmeidige Tänzer schöne Flötenbläserinnen gemästete Muränen und Lampreten.

ROMKIRCHE

Inzwischen pochten an die Grenzen des Reiches immer ungestümer junge und unverbrauchte Völker, begehrten Einlaß in das irdische Paradies. Und in den Tiefen sickerten vom Osten herüber Rinnsale und Bäche von Geheimlehren Religionssystemen mystischen Ekstasen, an denen sich der Durst Jener stillte welche die innere Leere und seelische Hohlheit dieser angefaulten Welt empfanden, die sich immer ausschließlicher am Genuß, am Taumel der mit Geld zu kaufenden Güter berauschte. Immer weitgehender zermorschten und zermürbten die Pfeiler und Stützen des gesellschaftlichen und staatlichen Baus.

Während oben im Licht eine Scheinwelt des Reichtums und der Macht prangte und prunkte, glänzte und gleißte, wie sie auf Erden kaum je geschaut worden, und alle Märchenträume versunkener Orientalenstädte wieder erwachten: waren im Dunkel der Keller und Hinterzimmer Krypten und Katakomben namenlose Kräfte am Werk, ein Zellengebilde zu errichten das sich allmählich unsichtbar über das ganze Reich hin verbreitete, Staat und Ver-

waltung Gesellschaft und Geistesleben durchsetzte, den ganzen Staatsbau gleichzeitig unterhöhlte und stützte, so daß, als schließlich das entseelte und entsinnte römische Reich zusammenkrachte, die Fundamentmauern eines neuen römischen Reiches gefugt und gemauert sich aus dem Schutt erhoben: die Kirche.

*

Wiederum war es das altrömische Prinzip der Demokratie das den Mörtel dieser neuen Gemeinschaft abgab. Die einzelnen Christengemeinden stellten durchaus Staatszellen republikanischen Charakters dar, wie ehedem die städtischen Kommunen. Aus der Masse der Gläubigen erhob sich eine Glaubensaristokratie, nicht durch Geburt und Geld, sondern allein durch Glaubenseifer Bekennermut Charakterstärke Führerkraft bestimmt. Die Presbyter können mit den Senatoren, die Diakone mit den Volkstribunen verglichen werden. Auf Reinheit der Sitten auf Selbstlosigkeit im öffentlichen Dienst wurde gehalten wie nur irgend im Rom des Cato oder des Cincinnatus. Und das gesunde römische Staatsgefühl errichtete alsbald Dämme gegen die Uferlosigkeit orientalischer Glaubensschwärmerei, indem es an die Stelle der mystischen Versenkung, wie sie sich in den Hunderten gnostischer enkratitischer montanistischer Sekten äußerte, das starre aber tragfähige Stahlgerippe des Dogmas, den strengen und unabweislichen kanonischen Kirchenglauben setzte.

Es ist kein Zufall, sondern Auswirkung des gleichen Geistes der die Quiriten zu politischen Führern der antiken Welt gemacht hatte, wenn nach einem Jahrhunderte dauernden Ringens schließlich die Führung der Christenheit auf die Gemeinde Rom überging, und ihr jeweiliger Wahlkonsul, der römi-

sche Bischof, Haupt der mediterranen Glaubenswelt wurde — zumindest der westlichen, nachdem sich die römische Imperialmacht in die neue Metropolis, Byzanz, gerettet hatte.

Aber auch dieses zweite Rom erlag der Versuchung der Schlange. Der neue Glaube, der allmählich alle Völker der Mittelmeerwelt und Europas umspannte und sich so unumschränkt der Seelen der Menschen bemächtigte, wie wir Heutigen uns kaum mehr lebendig machen können, erwies sich als eine Macht die der des Schwertes ebenbürtig, ja überlegen war. Der Wunsch nach dem ewigen Heil war in den Menschen jener Zeit so stark, daß sie um deswillen freudig das zeitliche in die Schanze schlugen. Den Schlüssel aber zu jenem erhofften ewigen Leben hatten die Priester in Händen, die sich — wie immer und überall auf Erden — alsbald als die allein legitimen Mittler zwischen Glaubende und Geglaubtes schoben. Zusammenhang und Verkörperung der gesamten Priesterschaft aber, ihre sichtbare Spitze, wurde der Bischof von Rom, der sich zum Kennzeichen seiner Oberhoheit den schlichten Namen Vater Papa Papst zulegte. Dieser Name wurde alsbald zu einem ähnlichen Symbol höchsten Herrschertums in der geistlichen Welt, wie der Name Imperator in der irdischen.

*

Aber es scheint den Völkern unseres Kulturkreises nicht gegeben, in rein geistigen Sphären zu leben, in einem Reich das nicht von dieser Welt. Also in einem tieferen Sinn Religion zu haben, das heißt, den Menschen und seine Schicksale nicht als Mittelpunkt des Weltgeschehens zu fühlen, sondern ihn demütig einzureihen in das unerkennbare Gewebe

des All. Gewiß waren die Römer und Rom-Erzogenen solcher Seelenlage am allerfernsten. Und so war es Schicksal und wurde es Schicksal daß die Führung der christlichen Glaubensgenossenschaft an Rom fiel.

Der sichere politische Instinkt der Römer erfühlte bald welche Möglichkeiten diese in den breiten Schichten des Volkes erwachte Kraft des Glaubens an eine jenseitige Macht für die Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft bot. Welch unermeßliches Machtmittel, wenn man das oberste Zepter statt in die Hand eines menschlichen Imperators — dem nur die Praetorianer gehorchten, und die nicht immer — in die eines Allerhöchsten Herrschers legte der selbst den himmlischen Heerscharen gebot! Wenn in dessen Namen und Stellvertretung Herrschaft geübt wurde! Welche unausdenkbare Machtfülle verlieh es, wenn Lohn und Strafe in ein unkontrollierbares Jenseits verlegt waren, und über die Schlüssel zu Himmel und Hölle der Priester gebot!

Und so machte sich mit Bienenfleiß der zielgerichtete römische Kollektivinstinkt daran, ein System auf metaphysischer Grundlage ruhender Erdenherrschaft auszubilden, das man als eine grandiose Metamorphose des Christentums bezeichnen kann. Aus einer Theophanie, einer Offenbarung Gottes, wurde eine Theokratie, eine Gottesherrschaft — überaus ähnlich der ehedem im Judentum aufgerichteten. Auch dieses hat Gott zum Imperator des auserwählten Volkes gemacht, der bis ins Letzte das irdische Leben regelte und regierte. Speisegesetze und Ehegesetze Warenverkehr und Rechtsprechung Festordnung und Kleiderordnung, Alles unterstand dem Gebot und der Prüfung der theokratischen In-

Petrus *Photo Anderson*

stanzen, dort wie hier. Und dort wie hier waren Oberpriester und Leviten nicht nur geistliche sondern auch weltliche Autorität.

Wie im jüdischen Gottesstaat diese Autorisierung unmittelbar von Gott an den ersten Hohepriester, Moses, erfolgte, so wurde nicht minder im christlichen Gottesstaat die Autorität der Priesterschaft und ihres Oberhauptes auf ein persönliches Gebot des Herrn zurückgeführt.

Die neuere Bibelkritik hat zur Gewißheit erhoben, daß die berühmte Bekleidung Petri mit der Gewalt des Schlüssels — sie findet sich bekanntlich allein

in dem Evangelium das auf den Namen Matthäus geht — eine späte Einfügung ist. Irgendein eifriger Scholiast hat diese Worte Jesu in den Text eingetragen um den noch bestrittenen Anspruch des römischen Bischofs auf den Primat in der Christenheit wirksam zu unterstützen. Derartige fromme Fälschungen waren in der damaligen Zeit — und auch noch später — durchaus nicht selten. Man kennt eine ganze Reihe durch christliche Autoritäten selbst beglaubigte, wie etwa die vom Kirchenvater Tertullian nachdrücklich betonte Fälschung der Paulus-Akten. Daß der Zweck die Mittel heilige war eben zu allen Zeiten und in allen Ländern tiefgefühlte kirchenpolitische Überzeugung.

Diese Einfügung des namenlosen Autors wurde aber geglaubt und entsprach demnach dem bis dahin ungeworteten Willensziel der Mehrheit der Christenheit: und so wurde sie Wirklichkeit. Die Geschichte dieser Fälschung ist das bewunderungswürdigste Beispiel dafür, daß sich die Menschen Das schaffen was sie brauchen, und daß es in Glaubensdingen nicht auf die sogenannte Wahrheit ankommt, sondern darauf daß das Geglaubte in Übereinstimmung mit dem Richtungsziel des dumpfbewußten Willens steht. Glauben ist Glaubenwollen. Darum wurde das vorgebliche Wort des Herrn zum tragfesten Fundament für den grandiosesten und dauerhaftesten Bau den Menschen je errichtet haben: die römische Kirche. Und rechtens prangt im Petersdom unter der Kuppel die mannshohe goldene Inschrift:

TU ES PETRUS ET SUPER HANC PETRAM
AEDIFICABO ECCLESIAM MEAM ET TIBI
DABO CLAVES REGNI COELORUM.

*

Diese Bischöfe und Päpste die auf dem Stuhl Petri saßen müßten nicht Römer gewesen sein, wenn sie die himmlische Schlüsselgewalt nicht zu irdischer Machtentfaltung gebraucht und mißbraucht hätten. In den etwa tausend Jahren seit Papst Gregor — den die Kirche mit Recht den Großen nennt — die weltliche Herrschaft des Papsttums begründete, bis zu jenem Aufstand des deutschen Geistes der ihr ein Ende machte, war die europäische Welt erfüllt von dem ungeheuren Kampf zwischen Schlüssel und Schwert um die Obermacht.

Die römische Idee des Imperiums, der Weltgewalt, war wiederum in all ihren Prächten auferstanden. Aus ihren Gräbern stiegen die Caesaren auf. Sie legten die Toga ab, hüllten sich in den Purpur der Kardinäle und in das papale Silbergewand. An Stelle des schmalen Herrscherreifs stülpten sie sich die Bischofs-Mitra auf, bekrönten sie sich mit dem Dreireif der Tiara. Konnten sie nicht kraft Rechtes der Gewalt herrschen, so herrschten sie kraft Rechtes der Demut. Wie sie früher die reinen Quellen der Berge einfingen, in enge Kanäle zwangen, ihren nicht immer reinen Zwecken dienstbar machten: so fingen sie jetzt die reinen Quellen des Geistes ein, leiteten sie auf ihre Mühlen, zwangen sie zur Arbeit für ihre Zwecke. Alle die großen wie die furchtbaren Gestalten jener römischen Imperatorenreihen finden sich wieder in diesem neuen Imperium: Augustus wie Caracalla Trajan wie Nero Marc Aurel wie selbst Heliogabal.

Wiederum war Rom das Haupt der Welt. Wiederum zogen die Legaten hinaus gründeten Kolonieen eroberten Provinzen: freilich nicht vom Kriegsgesang der Kohorten — sondern von Bußgesängen

Sarkophag Hadrian IV. *Photo Alinari*

dienender Brüder begleitet; nicht mit dem Zenturionenschwert bewaffnet, vom Legionsadler umrauscht — sondern mit dem Krummstab bewehrt, vom Zeichen des Kreuzes überglänzt. Wiederum strömten von allen Enden der Erde Tribute und Abgaben nach Rom, wiederum erstand daselbst eine Scheinwelt von Reichtum und Glanz von Weltgier und Fäulnis. Wiederum erhob sich in Rom Tempel an Tempel, von denen jeder die andern an Umfang Pracht und Prunk übertreffen sollte — Symbole nicht der Frommheit und der Weihe sondern der imperialen Macht und Größe. Und wiederum wurden Kunstwerke und Künstler aus allen Teilen der Welt herangeholt, die Metropole der Christenheit zu schmücken wie ehedem die Metropole des Weltreichs Rom.

*

Städte sind Lebewesen. Auch sie stehen unter dem großen Gesetz der Charakterbeständigkeit das über allem Lebendigen waltet. Alle Lebewesen entwickeln sich gemäß den Sternen unter denen sie angetreten.

Sarkophag Bonifaz VIII. *Photo Alinari*

Wie aus gleichem Keim immer wieder gleiche Formgestaltung erwächst — die Linde immer wieder Lindenblätter treibt, dem Ei des Pfauenauges immer wieder ein Schmetterling mit den gleichen befremdlichen Ringen und Streifen Formen und Farben entschlüpft; und wie auf gleichem Boden den auf ihm gedeihenden Früchten stets gleiches Aroma und gleicher Charakter zuströmt: so hat auch die aus gleichem Keim entsprossene, von gleichem Boden genährte Römerkirche die gleiche Entwicklung durchlaufen die gleichen Früchte getragen das gleiche Aroma enthalten, wie das Römerreich.

Wie dieses nur einen Gedanken denken konnte und ihm sein ganzes Tun und Trachten angepaßt war: politische Gemeinschaft zu schaffen, Ordnung Maß Gesetz und Recht zur Geltung zu bringen, die auseinanderstrebende Willkür der menschlichen Interessen in den Bau einer geordneten Gesellschaft zu bändigen und zu gliedern — so war auch der eine große Gedanke der römischen Kirche, die auseinanderstrebende Willkür der Glaubenstriebe in einen einzigen, alleinseligmachenden, alle Menschen um-

fassenden, also in einen „katholischen" Glauben zu befrieden und zu einen.

Ein leuchtender Bogen verbindet die beiden Imperien: das Kapitol mit der Peterskirche. Es ist eine große Idee, die zweimal aus diesem Boden Rom erwuchs und weithin ihre Äste über die Menschen hinbreitete: die Menschen in eine Gemeinschaft höchster Ordnung zu binden, in der sich alle Gegensätze der Menschen und ihre Gruppenbildungen in Harmonie auflösen.

*

Doch die großen Ideen gehen nur über Irrwege ihren Weg.

Die Idee der zentralen Völkerbeherrschung im Sinne des römischen Imperiums mußte an der Unzulänglichkeit der Einzelpersonen, an der Verführbarkeit der menschlichen Natur, an der Lebenskraft stammesmäßiger Zusammenhänge scheitern; aber die Idee der menschlichen Kulturgemeinschaft, wie sie das römische Reich vertrat, bricht sich weiter Schritt um Schritt Bahn, über alle Gegensätze Widersprüche Rückschläge hinweg.

Die Idee der Seelen- und Lebensbeherrschung im Sinne des Papst-Imperiums mußte am menschlichen Trieb zu geistiger Freiheit zerbrechen; aber die Idee der menschlichen Seelengemeinschaft, die Idee des Christusglaubens, wächst über alle Rückschläge und Irrwege hinweg weiter und wird immer mehr das geistige Band der weißen Rasse.

PAPALES ROM

PAPAL-STIL

Kirchen sind immer und überall wichtige Stationen des Verweilens: sind sie doch wesentlich Ausdruck des Gemeingefühls. Kein Wunder daß der Romwanderer sich mit erregter Spannung auf die Besichtigung der Kirchen stürzt. Denn hier an der Stätte der ältesten christlichen Tradition müßten sich, meint er, die Entwicklungen und Wandlungen des religiösen Gefühls und seiner kirchlichen Gestaltung am deutlichsten und eindrucksvollsten darbieten.

Diese Erwartung wird, um es gleich vorweg zu sagen, aufs bitterste enttäuscht. Denn nirgends weniger als in Rom, der historischesten aller Städte, ist Tradition gewahrt. Hier ist die kirchliche Baukunst der früheren Perioden fast völlig von der „rezenten Schicht" überlagert, wie das die Geologen in der Wissenschaft von den Erdzeiten ausdrücken. Die römischen Kirchen sind überwiegend moderne Bauwerke — sie sind nach der großen Zeitwende um Fünfzehnhundert entstanden. Die ehrwürdigen mittelalterlichen Dome, die allüberall im sonstigen Europa Zeugnis ablegen von der christlich-mysti-

schen Seelenstimmung mit der jene erstaunlichen Jahrhunderte erfüllt waren: sie blicken verächtlich herab auf diese Produkte einer neuen Zeit, in der dieses Geistes kein Hauch mehr wehte.

Die Kunstgeschichte — die mit ihren Namensgebungen eine erstaunlich linke Hand erweist — nennt den Stil der im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entstandenen römischen Kirchenbauten Hochrenaissance und Barock. Man sollte ihn besser als Papal-Stil bezeichnen: denn er verkörpert aufs vollkommenste Geist und Wollen der Päpste als sie sich auf dem Gipfelpunkt ihrer Macht wähnten — und in der Tat das geworden waren, was sie in zähem Jahrhundertringen erstrebt hatten: weltliche Könige.

*

Das Gesellen- und Meisterstück dieses Geistes ist der Petersdom. Es gehört zu den tragisch-symbolischen Geschehnissen der Geschichte, daß der Grundstein zu diesem als Siegesdenkmal des Christentums gedachten Bauwerk fast genau in dem Augenblick gelegt wurde, als der Reif zersprang durch den die mittelalterliche Kirche — zu Segen wie zu Unsegen — tausend Jahre lang die abendländische Menschheit umspannt gehalten hatte. Schon formten sich in dem rebellischen Augustinermönch im fernen Germanien die Gedanken die er ein Dutzend Jahre später an die Wittenberger Kirchentür hämmert. Der Sankt-Peters-Bau wurde selbst zum unmittelbaren Anlaß, der die schon lange drohende Schneewächte der Reformation zum Abbruch brachte: der Tetzel-Ablaß war zu dem Ende ausgeschrieben um die Mittel zu dem Riesenbau beizutreiben den der wilde Mut des Papst-Imperators

Julius begonnen hatte. Daneben freilich auch damit der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg von seinen geliebten Schäfleins die Riesensumme wieder bekäme, die der jugendliche Erzbischof von Magdeburg an die päpstliche Kasse zahlen mußte um die — nach Kirchenrecht unzulässige — weitere Bekleidung mit dem Erzbistum Mainz zu erlangen, welche Summe er sich zu dicken Zinsen von den Fuggers entliehen hatte. Es ist ein herzerhebender Anblick wie nach jeder Ablaßpredigt der Opferstock in Gegenwart von Delegaten des Papstes des Erzbischofs und des Bankhauses geöffnet wurde, und jeder seine Quote am Konsortialgeschäft an sich nahm.

*

Um dem Siegesmal des neuen Kirchengeistes Platz zu machen hat der ehrfurchtlose Sinn des Imperators das heiligste Bauwerk der Christenheit, die uralte Peters-Basilika, niedergerissen. Auf das Grab des Apostelfürsten herab polterten die vergoldeten Bronzeziegel des Daches, ehedem vom Hause der Roma und Venus geraubt. Die antiken Säulen, die zuvor das Gebälk heidnischer Göttertempel getragen, wurden umgestürzt und zur Schmückung profaner Bauten verwandt. Die Mosaiken, auf denen Taten der Heiligen und Väter zu ewigem Gedächtnis abgebildert waren, wurden herausgebrochen und in die vier Winde zerstreut. Die Marmorplatten über den Gräbern schlichter Diener des Höchsten zersprangen und gaben ihren Inhalt rohen Scharwerkern preis.

Das durch die Verehrung der Jahrhunderte geheiligte Bauwerk, vor dem die plündernden Westgoten Alarichs die Vandalen Geiserichs die Germanen-

Sankt Peter *Photo Anderson*

haufen Ricimers die Ostgoten Totilas ehrfurchtscheu zurückgewichen waren; darin der große Leo den Angelkönig Kadwalla getauft, Gregor den siegreichen Langobarden Liutprand zu freiwilligem Fußfall veranlaßt, Stefan den Franken Pipin gesalbt, Leo den großen Karl zum römischen Kaiser gekrönt; das Stolz und Demütigung ganzer Generationen von Päpsten und Kaisern in seinen Mauern erblickt und die Stürme eines Jahrtausends überdauert hatte: es fiel dahin vor der Großmannssucht und dem Weltsinn entarteter Nachfolger der in Taten wie Irrtümern großgesinnten Vorfahren.

Verloren gegangen sind zumeist die Sarkophage in denen die Großen der abendländischen Kirche den ewigen Schlaf schliefen, nur wenige der zahllosen im alten St. Peter Bestatteten fanden in den Kellern der neuen Kirche zwischen Trümmern und Brocken, spärlichen Resten der alten Kirche, Unterkunft.

Gesù (Vignola) *Photo Alinari*

Aber oben in Prunk und Pracht des neuen Petersdoms brüsten und breiten sich die großsprecherischen und theatralischen Denkmäler gleichgültiger Oberhäupter der katholischen Rumpfkirche. Zu Füßen Pauls des Dritten und Urbans des Achten lagern — üble Nachahmungen von Michelangelos Grabfiguren — Marmorgestalten als Symbole niegeübter Tugenden; auf dem Protzengrab des siebenten Alexander, das Bernini keine Ehre macht, tummeln sich üppige Weiber ehedem nackt nun mit weißgestrichenen Blechmänteln bedeckt, während ein Totengerippe mit Stundenglas und Hippe unter den schweren Falten eines porphyrenen Teppichs hervorlugt; Clemens Rezzonico kniet auf einem von Canova angefertigten Aufbau, an dem zwei Löwen ein Todesengel mit gesenkter Fackel und eine hochgegürtete Dame mit Strahlenkrone, die aussieht wie die Königin der Nacht in der Zauberflöte, für den erforderlichen Tiefsinn sorgen.

Aber nicht nur Häupter, sondern auch verdienstvolle und zahlungsfähige Kinder der Kirche fanden in dieser Galerie der Eitelkeiten ihre prunkvolle Niederlassung: so die Markgräfin von Tuskien, auf deren Schloß Canossa die ewig denkwürdige Demütigung deutschen Kaiserstolzes unter päpstliche Herrschsucht sich abspielte; die bizarre Tochter Gustav Adolfs, die Apostatin Christine; drei späte Stuartsprößlinge; und Clementine Sobieska, deren Rokokodenkmal in der Hauskapelle eines Mätressenschlößchens an einem deutschen Duodezhofe gute Figur machen würde.

Für diese Denkmale von hohen und höchsten Herrschaften bildet die sonstige Ausstattung des Domes den angemessenen Hintergrund. Granitsäulen glänzen Bronzekapitelle glitzern Mosaiks flirren Marmorpfeiler spiegeln Gewölbekassetten strahlen. Dreihundertneunzig — versichert rühmend der Guida — Statuen und Figuren aus Marmor Erz Travertin Stuck füllen Nischen lehnen an Pfeilern hängen an Bogen blicken aus Medaillons. Aufdringliche Helle flutet durch den ganzen Raum, spiegelt und flimmert aus tausend Flächen zurück, eine gleißende Unruhe verscheucht jegliches Gefühl von Weihe Andacht Größe.

Daher wirken auch die riesigen Ausmaße des Domes nur gewaltig aber nicht groß. Sie treten ins Bewußtsein ein, nicht ins Gefühl. Ein gewaltiger Entwurf fand ein kleines Geschlecht. Vielleicht hätte die Glaubensinbrunst früherer Jahrhunderte und eines andern Volkes diese Raumvision mit Sinn und Gehalt erfüllen können; vielleicht die dämonische Ichsucht Julius des Zweiten, der den Petersdom als Rahmen seines eigenen Giganten-Grabmals erträumt

hatte, ein über alles Menschenmaß aufragendes Werk zu schaffen vermocht, wenn ihm und seinen Künstlern Kraft und Zeit weit über Menschenmaß hinaus vergönnt gewesen wären. So aber bleibt der Eindruck einer ungeheuren unerfüllten Leere.

Der Petersdom sollte das Wahrzeichen der triumphierenden Kirche werden. Aber als er eingeweiht wurde, da tobte im Norden bereits seit acht Jahren der große Krieg der die abendländische Christenheit endgültig in zwei unvereinbare Hälften spaltete; da waren bereits allüberall die Kräfte des Wissens und Schaffens sieghaft geworden die der Erdenmacht der Kirche ein Ende bereiteten. Der den Bau begonnen hatte durfte sich noch als König der Könige fühlen, mit überstolzem Finger die Bestallungsformel des „Tu es Petrus" hinschreiben; aber als der Rauch des ersten Meßopfers vom Prunkaltar des Barbarini-Papstes zur unermeßlichen Höhe der Kuppel aufkräuselte, da hatten jene Worte schon hohlen Klang.

Dieser imperiale Satz, in strahlender Taghelle mit kristallklaren lateinischen Lettern die Kuppel umrundend, hat seine Geltung verloren. Wir neigen uns demütig vor der unbegreifbaren Macht die im All wirksam ist wie in unserer Seele, die All und Seele ist. Aber wir weigern uns in wessen Händen immer das Amt zu sehen, zu binden und zu lösen, die Schlüssel zum Reich der Himmel zu verwesen: denn Himmel und Hölle wissen wir allein in unserer eigenen Brust.

*

Das einzige Denkmal das aus der alten Peters-Basilika in den neuen Petersdom übernommen

San Ignazio (Algardi) *Photo Alinari*

wurde ist die erzene Gestalt Petri. In der ungeheuren Leere sitzt der Menschenfischer auf bischöflichem Marmorstuhl, in strenger Haltung aus weit offenen Augen durch die Jahrhunderte blickend, Bart und Haupthaar in archaische Locken gelegt. Die Kunstgelehrten wollen auf Grund bestimmter Anzeichen in ihm ein Werk des Dugento erkennen. Aber die Tradition sieht in dieser Statue jenes Bildnis, das Leo der Große aus der Erzfigur des Jupiter Capitolinus, dem Idol des alten Rom, gießen ließ, nachdem es ihm mit sichtbarlicher Hilfe Gottes gelungen war Attila und seine Hunnenhorden vom Zug nach Rom abzuhalten. Dies Bildnis wurde das Idol des neuen Rom. Mit leidenschaftlichem Ernst nahm es Papst Gregor in seinen Schutz als der bilderstürmende Kaiser von Byzanz, Leo der Isaurier, das widergöttliche Bildnis der Vernichtung preisgeben wollte.

Von den Schicksalen und der Verehrung von fünf-

Lateran (Galilei) *Photo Alinari*

zig Menschenaltern ist es umwittert. Millionen Lippenpaare haben seine erzene Zehe blank geküßt. Noch heute geht keine Römerin an diesem erlauchten Abbild vorüber ohne den geweihten Fuß mit flüchtiger Lippe zu berühren. Fremd und fragend steht das altersbraune Idol der Jahrhunderte inmitten dieses Prunksaales, der in all seiner Gewaltigkeit doch nur ein kleines Menschenwerk ist. Der Petersdom ist so groß als Menschenmacht langen kann; er ist der Körper eines Giganten; aber ihm fehlt die große die wirkende die göttliche Seele.

*

Ein Neungestirn von Künstlern hat das Riesenwerk errichtet: Bramante und Raffael die Umbrier; Peruzzi der Sienese; Sangallo Michelangelo Vignola die Toskaner; der Lombarde della Porta; Maderna der Ticinese; und Bernini der Neapolitaner. Man sieht: es sind lauter Nicht-Römer am Werk. Es ist

die Signatur dieser großen Kunstzeit Roms, genau wie des Rom der Antike: der Machtwille imperatorischer Naturen, ihre Gier sich noch über das Leben hinaus Geltung zu schaffen, ihre verantwortungslose Verschwendung erpreßter Reichtümer einer Welt ziehen von überall her die schöpferischen Künstlernaturen an. Ihnen bot sich hier nie wiederkehrende Gelegenheit ihren Wirkungswillen zu betätigen. Aber kein einziger Künstler von Rang wurde in Rom geboren.

Die grundlegende Idee zu dem gewaltigen Werk ist Bramantes Eigentum. Ihm schien eine Zentralkirche mit allbeherrschender Riesenkuppel die Verkörperung von des Papstes Julius herrscherlicher Dämonie. Michelangelo hat diesen Grundgedanken noch kraftvoller zusammengerafft, die Nebenkuppeln gestrichen, die ragende Silhouette der Kuppel auf dem schlanken Tambur entworfen.

Leider blieb das Werk der beiden Großen nicht unangetastet: Raffael zuerst hatte die Unglücksidee das gleicharmige, sogenannte griechische, Kreuz des Grundrisses durch Verlängerung eines Armes in ein lateinisches zu verwandeln; Peruzzi verwarf den Gedanken; Sangallo nahm ihn wieder auf; Maderna führte die Verlängerung des Westschiffes durch und lagerte einen breiten wuchtigen Portikus vor, der die Reinheit des bramantesken Baugedankens empfindlich stört.

*

Dieser Grundriß der Kuppelkirche mit Kreuzarmen hat für die weitere Entwicklung der papalen Baukunst Geltung behalten. Als Barockkirche hat sich dieser Typus mit erstaunlicher Schnelle über

die ganze Welt verbreitet. Er war eben der vollkommenste Ausdruck eines neuen und starken Gefühls und Willens: der absoluten imperialen Macht, des Gottesgnadentums.

Die Allmacht Gottes war auf die Erde herabgestiegen und hatte sich in zahllose irdische Allmächtigkeiten eingekörpert. Schlüssel und Schwert begruben den jahrhundertalten Streit und teilten sich in schönem Einvernehmen in die Herrschgewalt. Sie hatten einen gemeinsamen Feind: die Freiheit des Christenmenschen. Während des ganzen Mittelalters waren die beiden Mächte — die irdische und die geistliche — im Vertragen wie im Befehden streng geschieden. Jetzt gingen sie eine Art mystischer Ehe ein. Thron und Altar: das war die neue Formel zur Ordnung der menschlichen Gesellschaft.

Dieser neue Machtwille fand in dem neuen Stil seinen sichtbaren und überzeugenden Ausdruck. Gotteshaus und Thronsaal gehen unmerklich ineinander über, sind kaum mehr voneinander zu unterscheiden. Prunk und Glanz sind die Kennzeichen so der göttlichen wie der weltlichen Majestät. Die Dekoration wird immer mehr Wesensbestandteil der Architektur, überwuchert schließlich den Bau-Kern. Die Fassade macht sich selbständig, gewinnt an Bedeutung und Gewicht. Der große Raumgedanke der Kuppel verliert den Charakter einer mit fast übermenschlicher Kraft aufgewuchteten Wölbung — wie beim Pantheon beim Florentiner Dom beim Petersdom — sondern wird immer mehr zu einem scheinbar schwerelosen selbstherrlichen von Untertanen getragenen Prunkstück, zu einem problemlosen Abschluß, zu einer durch göttliche Gnade verliehenen Krone.

Sankt Petri Vorhof *Photo Anderson*

Die Dombaumeister Sankt Peters und ihre Helfer haben selbst zu Rom diesen Typus ausgebildet. Bramante im Tempietto, Maderna in Santa Susanna und Andrea della Valle, della Porta in Madonna del Monte, Fontana in Santi Apostoli. Vor allem Vignola in Gesù, Rainaldi in Santa Maria in Campitelli, Werke, in denen der beschwingte Schmetterling barocker Baukunst den starren Hülsen der Hochrenaissance bereits völlig entschlüpft ist.

Aber nicht nur mit ungezählten Originalwerken wird Rom in dieser gesegneten Zeit begabt: auch bestehende werden nach der neuen Baugesinnung umgebaut. Die uralte Basilika Santa Maria Maggiore wird von Fundi ringsum nach neuer Mode eingekleidet. Die ehrwürdige Laterankirche muß sich tiefgehende Modernisierungen gefallen lassen, Innocenz der Zehnte liefert sie dem wilden Borromini aus, der die Stammkirche der Bischöfe Roms in einen Barocksaal umwandelt.

Sankt Petri Kuppel *Photo Anderson*

Aber auch Michelangelo hat sich nicht zu schade gefunden einen Umbau vorzunehmen. Er wählte die Ruinen der Diokletian-Thermen. Die riesigen Wölbungen der Badesäle kamen seiner Phantasie gerade recht, und so schuf er das ehemalige Tepidarium zum Riesenschiff von Santa Maria degli Angeli um. Den Einfluß antik-profanen Baugefühls auf seine Bauphantasie spürt man noch in Sankt Peter: die

gewaltigen Tonnengewölbe die ungeschlossene Anlage des Kuppelraums verleugnen nicht ihre Herkunft aus andern als den Bereichen religiösen Fühlens.

*

Sankt Peter wäre nicht Sankt Peter ohne den von Bernini geschaffenen Platz.

An sich fehlt dem Dom die beherrschende Lage. Er ist in einer Talmulde errichtet, auf drei Seiten durch die Hügel Vatikan und Janikulus überhöht, von Norden tritt der riesige Baukomplex des Vatikan ganz nahe an ihn heran. Dessen endlose ungegliederte Mauern überwuchten ihn fast, dem durch seine reiche Gliederung bei allen seinen gewaltigen Ausmaßen eine gewisse Leichtigkeit eignet. Vollends aber die unselige Verlängerung des vorderen Kreuzarmes und die viel zu hohe und breite Fassade bewirken, daß für den auf die Front Zuschreitenden die zu riesiger Höhe aufragende Kuppel immer mehr versinkt und schließlich hinter der Maderna-Kulisse fast verschwindet.

Diesen Nachteil der Lage hat der geniale Entwurf Berninis ausgeglichen. Durch zwei Halbkreise wird ein ungeheurer Platz gebildet, dessen Maße durch den in der Mitte stehenden Obelisken durch die beiden Fontänen durch die geometrischen Muster des Pflasters sinnfällig werden. Die Kolonnaden selbst bestehen aus vier Reihen mächtiger in ihrer Einfachheit überaus streng wirkender Säulen aus Muschelkalk, und dieser Wald von Säulen, zu nichts dienend als den Pilger zum Allerheiligsten zu geleiten, wehrt in seiner majestätischen Ruhe das Zudringen der profanen Welt ab. In gleichem Sinne wirkten ja auch die endlosen Alleen von Sphinxen

und Säulen die in Ägypten den Heiligtümern vorgelagert waren.

Anschließend an diesen wahrhaft imposanten Platz führen zwei geschlossene Galerien bis an die Front des Doms, bilden mit diesen einen zweiten riesigen Vorhof von dem breite Stufen hinaufführen zu den heiligen Pforten.

Durch dieses System von Umringungen werden die ungefügen Massen des Vatikan und all die andern den Dom umlagernden Bauten von ihm abgetrennt und in ein nicht zugehöriges Außerhalb verwiesen. Dem Platzraum ist die Domfassade eingegliedert, erscheint ihm zugehörig. Sie wirkt als großartiger Abschluß des Vorhofes, nicht mehr als Teil des Doms, der nun als letztes innerstes Geheimnis hinter die sakrale Wucht dieses einzigartigen Gesamtraumes zurücktritt.

*

Den stärksten Eindruck vom Dom selbst, wie er von Bramante und Michelangelo geplant war, gewinnt man vom Sakristeiplatz aus. Ein Travertingebirge reckt sich riesenhaft auf, in klaren ruhigen Umrissen geführt, edel gegliedert so daß die Massen wuchtig aber nie massig erscheinen. Von dem köstlichen Goldbraun des durch seine grobe Körnung belebten Gesteins setzt sich das matte Grün der Kuppel ab, darüber das Veilchenblau des Sommerhimmels — ein Farbendreiklang von beglückender Harmonie.

Von einer der Anhöhen hinter dem Dom wird man gewahr wie sich Michelangelo die Kuppel gedacht hat. Sie sieht aus wie das Innere des Pantheon nach außen gewendet. Ein Kranz von riesigen Doppelsäulen, zwischen denen ein energisch geführtes Gesimse läuft, trägt eine mächtige Attika. Von dieser aus,

Spanische Treppe *Photo Anderson*

auf vorspringende Pfeiler aufgesetzt, steigen sechzehn kraftvoll betonte Rippen in schlankem Bogen auf, wie Meridiane zum Pol zusammenlaufend. Hier werden sie von einem Ring umschlossen auf dem sich, leicht und luftig, die Laterne erhebt. Über ihr verliert sich die zart gegliederte Spitze in unendliches Blau.

BASILIKEN

Neben den zahllosen Denkmälern des Papalstils steht eine kleine Zahl von Kirchen die auf den altchristlichen Typus zurückreichen: auf die römische Basilika. Einige von ihnen haben nur noch antiquarischen Charakter; einige aber haben sich über die Jahrhunderte weg ziemlich unversehrt erhalten.

Mit diesen altchristlichen Basiliken hat es eine seltsame Bewandtnis. Es wäre an sich das Natürliche gewesen wenn der neue Kult sich einfach der alten Kultstätten, der Göttertempel, bemächtigt hätte. Aber diese erwiesen sich als völlig ungeeignet für den neuen Dienst. Der antike Tempel ist das Haus eines bestimmten Gottes dessen Abbild sich in der engen Cella befindet. Zu ihr hatte nur die Priesterschaft Zugang um daselbst Opfer und Weihen darzubringen. Das Volk blieb außerhalb des Heiligtums. Kulthandlungen einer Gemeinde von Gläubigen gab es nur innerhalb vereinzelter Mysterienverbände.

Der neue Christuskult hingegen legte gerade das größte Gewicht auf die Versammlung der Gemeinde. Predigt Textlesung Abendmahl waren die wichtigen Dienste dieses Glaubens. Sie brauchten andere Räume als die antiken Tempel waren, geschlossene Lokale möglichst großen Umfangs.

Es fanden daher nur selten antike Tempel sondern meist andere Baulichkeiten Verwendung für altchristliche Kulträume. So der von Säulen getragene Rundbau auf dem Macellum Magnum, dem Fleischmarkt, heute San Stefano rotondo. Oder das Mausoleum der Töchter Konstantins, ein Kuppelbau von ansehnlichem Umfang, heute Santa Constanza. Die erst unlängst aus dem Schutt hervorgezogene Santa Maria Antiqua war im Atrium Minervae, einer Art Militärarchiv, einquartiert. Santa Maria in Via Lata fand Unterkunft in einem Kasino der Zenturionen, der Saepta Julia, wo der heilige Paulus gefangen gesessen haben soll. Und die Basilika in Porta Maggiore, die vor einigen Jahren acht Meter unter dem Geleise der Eisenbahn entdeckt wurde, hatte sich in einem richtigen Mysterienheiligtum eingehaust das schon im Rom der Kaiserzeit verbotenen magischen Kulten diente.

*

Vor allem aber waren die „Basiliken" dem neuen Kultus diensam, so daß dieser Name allmählich für die christlichen Kult-Orte allgemeine Verwendung fand, an Stelle der ursprünglichen Bezeichnung Ecclesia, das ist Versammlung.

Die Gelehrten sind sich nicht ganz einig darüber, was im alten Rom die Basiliken eigentlich waren. Vermutlich war das überhaupt ein genereller Name für Bauten verschiedener Verwendungszwecke, der gemäß dem Wortsinne „königlich" so etwas wie Festsaal bedeutet haben mag. Es gab öffentliche Basiliken, deren Reste man auf den Foren findet, die wohl eine Art von Versammlungsräumen Gerichtshallen Börsen darstellten. Und dann private Basiliken, die prunkvollen Festsäle in den Palästen der

römischen Großen. Gerade diese Stätten der Eitelkeit und der Sinnenlust mochten häufig als Versammlungs- und Kulträume dem neuen Glauben zur Verfügung gestellt worden sein wenn eine der reichen Patrizierfamilien zum Christentum übertrat. So wurde San Lorenzo im Hause der Matrone Lucina untergebracht. San Pietro in Vincoli in einem Palast der Kaiserin Eudoxia, die den Ketten Petri eine würdige Stätte bereiten wollte. Santa Prassede und Santa Pudenziana stehen auf den Mauern von Palästen die dem Vater dieser beiden Heiligen, dem Senator Pudens, gehörten. Und vollends die Laterankirche wird vor ihrem Barockumbau den Charakter eines Festsaales in fürstlichem Hause getragen haben; denn der ganze Baukomplex, den Konstantin dem Bischof von Rom als Residenz überwies, hatte ehedem der reichen Patrizierfamilie der Laterani gehört, war dann durch Erbschaft an seine Gattin Fausta gelangt, nach der der Palast auch Domus Faustae hieß.

Dieser Festsaaltypus der neuen Kirche, ursprünglich aus dem Bedürfnis des Augenblicks entstanden, entsprach aber wohl überhaupt dem Repräsentationsbedürfnis der Römer, das sich bald auch innerhalb des neuen Glaubens geltend machte. Trat doch zu Rom mit reißender Schnelle eine Entseelung der urchristlichen Religion ein sobald sie unter den höheren Ständen Mode wurde, und gar als sie zur Staatskirche, zum Glaubensbekenntnis von Kaiser und Hof geworden war. Beim heiligen Hieronymus kann man Schilderungen lesen über das weltliche Gehaben in den vornehmen Christenkreisen Roms, das fatale Ähnlichkeit hat mit der nachmaligen Abbéwirtschaft am Hof des Sonnenkönigs. Es ist die stets hervorbrechende römische Natur mit ihrem Drang zur Welt-

San Stefano Rotondo *Photo Alinari*

lichkeit Machtausübung Prachtentfaltung. Ob Kaiserzeit ob Bischofsprimat ob Papstkönigtum: es ist immer derselbe Geist.

Die altrömische Basilika, der Festsaal, wurde denn auch in kaum veränderten Formen für die neuen Kirchenbauten übernommen die zu Ehren der großen Heiligen errichtet wurden — genau wie ehedem repräsentative Tempel zu Ehren des Jupiter der Minerva des Herakles errichtet worden waren. So entstand die Basilika von Sankt Peter über dem Grab des Kirchengründers; Sankt Paulus vor der Mauer über dem Grabe des großen Dogmatikers; San Clemente zu Ehren des dritten Papstes, der an einen Anker gebunden ins Schwarze Meer versenkt worden ist; Santa Maria Maggiore, der erste Marientempel der Christenheit, zur Erinnerung an den ephesischen Sieg über den Patriarchen Nestorius, der sich leidenschaftlich gegen die Vergottung der Mutter Jesu gestemmt hatte.

*

San Lorenzo fuori *Photo Alinari*

Die Umwandlung der übernommenen antiken Elemente zu neuem Bauausdruck für den neuen Seelenzustand hat sich außerhalb Roms vollzogen, überall dort, wo das religiöse Bekenntnis zu starkem religiösen Fühlen wurde, und wo es mit schöpferischer Veranlagung zusammentraf. So verschieden die Wege waren, das Ziel war dasselbe: die christliche Seele wollte in dumpfem Trieb ein Abbild schaffen ihres Gottesgefühls, und sie fand es in der Gestaltung von Raum.

Raumgestaltung, Raumgefühl: das war es was schöpferischer Christensinn erstrebte, wohin er schrittweise mit verschiedenen Mitteln gelangte. Raum als Symbol des unbegrenzten und doch begrenzten Wesens der Welt; der in die Endlichkeit verschlungenen Unendlichkeit; der metaphysischen, jenseits des Erkennbaren begründeten, Verschmelzung von Gott und Mensch im Christus; der magischen Überhöhung unseres Erdendaseins: dieses mystische, unbegreifliche, die Wurzel jeder echten Reli-

giosität darstellende Gefühl sollte im Gotteshaus Ausdruck finden.

Von solchem Raumgefühl weht in der römischen Basilika keine Spur. Diese glänzenden Säulen mit ihren klaren übersichtlichen Kapitellen sind Wesen aus einer problemlosen Welt des Lichts. Sie sind jeder Raumbildung feind. Das Gewände des Mittelschiffs gewährt mit nüchterner Unmittelbarkeit dem Tageslicht Einlaß. Goldstrahlende Kassettendecke spiegelnder Marmorboden glänzende Säulenreihen vereinen sich zu einem statischen Gefühl der Horizontalität, eines sicheren Auf-der-Erde-Ruhens.

*

Es ist höchst erregend zu verfolgen wie diese antiken Elemente in anderem Seelenklima allmähliche Umbildung erfahren, für unsere Augen am deutlichsten sichtbar im germanisch-fränkischen Kulturkreis: wie die stolze antike Säule mit ihren Akanthuslocken zur demütig sich einordnenden Tragsäule mit dem wuchtigen Haupt des Würfelkapitells wird; wie Bogen Gurten Gewölbe Zwickel Lisenen Pfeiler Dienste Maßwerk den Raum heben gliedern rhythmisch machen; wie sich die Gewände und Fenster mit einer magischen Farbenwelt überziehen: bis schließlich der in sich weihe-erfüllte Raum der romanischen, der gotischen Kirche um uns steht.

Einen andern Weg zu gleichem Ziel ist die orientalische Christenheit im byzantinischen Kulturkreis gegangen. Sie hat die ebenfalls im antiken Rom vorgebildeten Bau-Elemente der Kuppel und des Mosaik ihrem unbewußten Drange dienstbar gemacht.

Es ist bezeichnend für römischen Geist und Ungeist daß diese beiden Elemente im römisch-christlichen Kreis unentwickelt geblieben sind. Die Kup-

pel, deren vollkommenstes Beispiel, das Pantheon, in Rom stand, hat die römischen Baumeister bis auf Bramantes und Michelangelos Genius nicht zur Gestaltung eines Weihehauses Gottes angeregt: der Orient war es der die Raumwirkung von Kuppelräumen empfand und zum Ausdruck des Gottesgefühls erwählte. Und dort war es auch daß die in Rom beheimatete Mosaikkunst zu einer Verwendung erhoben wurde, der die Erweckung magischen Raum-Eindruckes in höchstem Maße eignet. Dort wurde die Goldgrundtechnik wenn nicht erfunden, so zum Prinzip erhoben; dort wurde der, in den alten römisch-christlichen Mosaiks noch deutlich fühlbare, antike Naturalismus verlassen und die Eindruckskraft unwirklicher überwirklicher Figuration erfühlt; dort wurden zuerst die sphärischen Räume ganz mit dem magischen Element der musivischen Malerei überdeckt, wodurch eine seltsame Auflösung der Raumgrenzen stattfindet und jener Eindruck metaphysischer Enthobenheit entsteht, der für unser Fühlen den Ausdruck von Religiosität mit künstlerischen Mitteln darstellt.

*

Das Bau-Antlitz Roms weist also in seinen — gerade für die Zentrale der europäischen Christenheit wichtigsten — Dokumenten, den Kirchenbauten, nur zwei bestimmende Züge auf: die auf unveränderter antiker Grundlage ruhende Basilikalarchitektur; und die aus dem Geist des imperialen Papsttums geborene Papalarchitektur. Die wenigen Kirchenbauten mittelalterlichen Stils — wie etwa San Giovanni und Paolo lombardischen, oder Santa Maria sopra Minerva florentinisch-gotischen Charakters — sind nur gelegentliche Abschweifungen die in von außen wirkenden Einflüssen begründet sind. Es ergibt sich also das

San Constanza *Photo Alinari*

überaus befremdliche Bild, daß während des ganzen Mittelalters, in dem das von Rom ausstrahlende und von hier aus gelenkte Christentum die Geister universal beherrschte, in dessen Ablauf in ganz Europa eine gewaltige spezifisch christliche Kunstübung auf allen Gebieten entstand, von Skandinavien bis Sizilien unvergängliche Denkmäler sich erhoben: daß in dieser Höhenzeit europäisch-christlichen Geistes, in diesem heiligen Frühling europäischen Kunstschaffens allein Rom tatenlos blieb und nicht ein einziges Dokument von irgendwelchem Belang aus dieser Zeit in der Metropole der Christenheit sich anfindet.

*

Aber Kunst ist ja nur eines der Ausdrucksmittel der menschlichen Seele, sie tritt nie allein ans Licht, sondern ist immer nur eine der vielen Äußerungen des lebendigen Lebens. Man wird also aus diesem völligen Mangel an Kunstleben im römischen Mittelalter auf eine allgemeine kulturelle Leere der Stadt

San Paolo fuori *Photo Alinari*

schließen dürfen, deren stolzer Name wie eine Fata Morgana durch die Jahrhunderte hinleuchtete. Und in der Tat: erschreckend ist die völlige Unfruchtbarkeit dieses Bodens für jegliche Art kulturellen Schöpfertums. So wenig das Wort vom finsteren Mittelalter auf diese Jahrhunderte des grünenden schossenden blühenden reifenden europäischen Geistes zutrifft: so völlig paßt es auf den Zustand Roms im Mittelalter.

Welch ungeheure Ernte höchsten Dichtertums wurde in diesen gesegneten Jahrhunderten allüberall in die Scheuern gebracht. Die französische und englische Heldendichtung, die deutschen höfischen Epen, das Nibelungenlied, der Cid schilderten Sitte und bildeten sie. Edda und Völuspa berichteten Vorzeit, verkündigten Zukunft. Die Lieder und Lais der Trouvers und der Minnesänger streuten Freude am Leben am Dasein über die vom dunklen Dogmenwahn verängstigte Welt. Dante zog die ungeheure Summe der

vergangenen Zeit; er selbst Petrarca Boccaccio führten die neue herauf. Und in dieser schwellenden Zeit hat Rom nicht einen Dichter und Singer hervorgebracht!

Der europäische Geist erwachte allmählich aus der Betäubung, in die ihn der Zusammenbruch der antiken Welt gestürzt hatte, mühevoll rang er sich empor zur Bewußtwerdung seiner selbst. Die Scholastiker, an ihrer Spitze der deutsche Grafensohn aus Aquino, versuchen die immer offenbarer werdende Kluft zwischen Dogma und Geist, zwischen Kirche und Leben zu überbrücken. Die Pioniere der Seele, der Schotte Duns der große Albertus der Cusaner Meister Eckhart, steigen in die eigene Brust hinab und finden dort die Wurzeln der Welt vergraben. Petrarca Marsilius Pico Alberti führen die verschollenen Wissenschaften und Künste der Alten herauf. Aber selbst diese Wiedergeburt der Antike geschieht fern von den sieben Hügeln in den Bibliotheken Akademiesälen Gelehrtenstuben von Florenz.

Allüberall regte sich der Geist der Forschung und des Wissens. Ein Dutzend Hochschulen waren bereits geraume Zeit in Frankreich England Deutschland Spanien Italien gegründet, ehe sich Rom zögernd entschloß eine kümmerlich hinvegetierende Universität zu errichten. In Deutschland wurden die Feuerwaffen die Uhren das Leinenpapier die Buchdruckerkunst erfunden. In England Brabant Florenz entstehen mächtige Industrien, weitreichende Handelszentren. Lombarden schaffen die geistige Großtat der doppelten Buchführung. Portugiesen Genuesen Venezianer ziehen aus die unbekannte Erde zu erforschen, entdecken neue Weltteile. Die

Engländer legen mit der Magna Charta die Grundlage zur völligen Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft.

Rom aber, Rom trägt nichts nichts nichts bei zu diesem Wachstum und zu dieser Befreiung der europäischen Seele. Rom hegt nur den einen Gedanken: Herrschaft. Die Päpste wenden ihren gewaltigen Willen und die Riesenkräfte der Kirche nur an die Durchführung des ungeheuerlichsten Rechtsstreites der je auf Erden ausgefochten wurde: Kirche contra Europa. Die Hüter des lebendigen Wortes Christi wandeln sich in lauter Schriftgelehrte und Rechtsgelehrte um.

Gewiß, auch im antiken Imperium war Recht das große Stichwort: aber es war Folge der Herrschaft, es war deren sittliche Idee. Römisches Recht war Mittel zur Ordnung Gliederung Organisierung von Ländern und Völkern, genau so wie römischer Straßenbau. Und wie auf römischem Straßennetz noch heute die großen Verkehrslinien des europäischen Kulturkreises beruhen, so stellt auch römisches Recht einer der wichtigsten Fundamente europäischer Rechtsgestaltung und damit Gesellschaftsordnung dar.

Dem christlichen Religions-Gedanken aber ist der Begriff des Rechtes durchaus wesensfremd: er entspringt aus dem Ur-Gefühl der Liebe und sollte allein in ihr verhaftet bleiben. Aber das kirchliche Imperium wollte aus Recht Herrschaft ableiten. Mit Bienenfleiß und bewundernswerter Umsicht wurden Dekretalien — echte und falsche — gesammelt, auf ihnen der Riesenbau des kanonischen Rechtes aufgebaut.

In der „Stanza della Segnatura" hat Raffael auf des Papstes Julius Geheiß zwei Bilder gemalt, die

Santa Maria in Trastevere *Photo Anderson*

deutlich dartun auf welchen sittlichen und seelischen Grundlagen sich Christi Kirche ruhen fühlte: „Justinian übergibt dem Trebonius die Pandekten." Und: „Gregor der Neunte übergibt einem Advokaten des heiligen Konsistoriums die Dekretalien."

PAPST-KÖNIGE

Die Päpste erreichten das zäh erstrebte Ziel: sie wurden Imperatoren. Mit Nikolaus dem Fünften ist der große Prozeß beendet, scheinbar zugunsten des Papsttums entschieden. Er feiert im Jahre 1450 ein wahrhaftes Jubeljahr, dieses aus der altjüdischen Theokratie bis in rituelle Einzelheiten übernommene Priesterfest.

Von nun an beginnt im Sinne äußerer Machtentfaltung, in Hinsicht auf sichtbares Königtum, die große Zeit der Päpste. Und alsogleich stellen sich alle, aber auch alle, Merkmale der Imperialität ein. Die gewaltige Bauphantasie der römischen Kaiser wird in ihren Nachfahren wach. Nikolaus will aus Rom wieder eine Prunkstadt machen. Ein gewaltiger Plan für die Leonina wird entworfen. Eine Burg ein Konklavehaus ein Riesensaal für die Kaiserkrönungen ein gewaltiges Theater eine Triumphpforte sollen errichtet werden: der Vatikan als Seitenstück zum Palatin! Und schon taucht der Gedanke auf, die ehrwürdige Petrusbasilika abzubrechen und an ihre Stelle eine alles bisher Dagewesene übertrumpfende Riesenkirche zu bauen. Diese großen Planun-

gen kommen freilich vorerst nicht zur Ausführung: aber die Erneuerung Roms aus einer Ruinenstadt zu einer glanzvollen Papst- und Kardinalsresidenz war durch ihn begonnen; seine Nachfolger haben sie vollendet. Die Errichtung des Konservatorenpalastes auf dem Kapitol, die Wiederherstellung der Aqua Virgo, der Bau der vatikanischen Bibliothek waren sein Werk. Dieser Papst blieb trotz seiner königlichen Leidenschaften, des Bauens und Büchersammelns, noch ganz Priester und Mönch: er behält eine reine und bedürfnislose Lebensführung auch auf dem Thron der Throne bei.

*

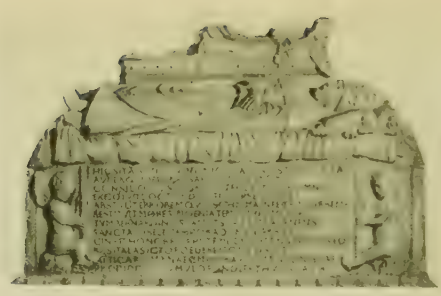
In Pius Piccolomini wird zum erstenmal der weltläufige Gelehrte und Lebenskünstler, dieser echte Renaissancetypus, mit der Tiara gekrönt. Mit ihm ergreift Frau Welt unsichtbar Besitz vom Thronsitz Petri. Noch wurde er nicht von caesarischer Entartung befleckt: aber schon wurden die Triebe wach, die nur zu bald den Hochsitz der Christenheit als ein Chaos von Laster und Glanz umbranden werden: Bereicherungssucht Eitelkeit Familienpolitik. Bevor er Papst wurde ein mittelloser Literat und politischer Agent in der Soutane, hat er in den sechs Jahren seines Pontifikates sich und seine ausgebreitete Familie, wenn auch nicht mit besonders anstößigen Mitteln, reich gemacht. Das Denkmal seines Ruhmwillens steht fern von Rom in der Öde von Corsignano.

*

Mit Sixtus dem Vierten ist die Entwicklung des Hohepriesters zum theokratischen Imperator vollendet. Nur mit leisem Grauen kann man auf der herrlichen Tumba des Pollajuolo diese eherne Caesarenmaske betrachten, geschmückt mit den In-

signien des Hirten von Christi Herde. Vor aller Augen, ohne jede Scham, wird jegliches Laster weltlicher Despotie vom Statthalter Gottes auf Erden geübt. Tiberius scheint in ihm auferstanden. Schaudernd liest man im Tagebuch eines Zeitgenossen, des redlichen Notars Infessura, dessen wilde Anklagen. Nach genauem Tarif werden die geistlichen Ämter verschachert. Neue Kirchenämter werden erfunden um neue Handelsobjekte zu haben. Unerträgliche Steuern werden unter dem Titel des kirchlichen Zehnten erpreßt. In Zeiten der Teuerung betreibt der Papst übelsten Getreidewucher. Wie sein antikes Alterego sieht er vom Balkon seiner Wohnung dem Messerkampf zweier Soldaten der Leibwache mit blutlüsternem Behagen zu. Seine perversen Beziehungen zu diesem und jenem seiner Günstlinge sind stadtbekannt. Den Sohn seines Barbiers, einen schönen Knaben, macht er zum Kardinal. Pietro und nach dessen Tod Girolamo Riario sind seine erklärten Nepoten, die er auf Kosten der Kirche unermeßlich bereichert.

Dieser Trieb lenkt alle seine Entschließungen. „Bei seinen Unternehmungen, sagt Infessura, war sein Sinnen und Trachten immer auf das eine Ziel gerichtet, irgendeinen Staat ein Land eine Herrschaft für den Grafen Girolamo zu erwerben." Als dieser neue Tiberius stirbt bricht der Tagebuchschreiber in die Worte aus: „An diesem glückseligsten Tage hat der allmächtige Gott seine Macht auf Erden gezeigt und das christliche Volk aus den Händen dieses gottlosesten und verbrecherischesten Tyrannen befreit, der keine Gottesfurcht kannte, keine liebevolle Hingabe an die Leitung des christlichen Volkes, kein Gefühl christlicher Barmherzigkeit und Liebe, der einzig und allein immer und ununterbro-



Nicolaus V. *Photo Alinari*

chen von gemeiner Sinnlichkeit sich beherrschen ließ, von Habsucht und Prachtliebe und leerer Ruhmsucht, und der nichts anderes im Herzen trug."

Aber mit diesem tiarageschmückten Ungeheuer kommt die Entwicklung des papalen Rom, also des Rom das wir noch heute sehen, zu vollem Durchbruch. Straßenzüge werden angelegt, Kirchen errichtet, der Vatikan ausgebaut. Sixtus legt die erste Antikensammlung im Konservatorenpalast an. Die Vatikanische Bibliothek wird erweitert. Botticelli Ghirlandajo Perugino Signorelli werden gekauft, müssen die Privatkapelle des Papstes mit Fresken auszieren. Diese Kapelle, die nachmals das größte bildnerische Werk Europas aufnahm, ist — ein Hohn auf die Hoheit der Kunst — für ewige Zeiten mit dem Namen dieses Scheusals auf Petri Thron bemakelt.

*

Wie auf Tiberius Nero, so folgt auf Sixtus Alexander Borgia. Mit ihm, dem Vater der Lukrezia und des Cesare, diesen düstersten Gestalten der Renaissance, hat sich der Antichrist vollends der Statthalterschaft Christi bemächtigt. Die Schlüsselgewalt scheint nur um deswillen dem Petrus verliehen, um diesem Papst Mittel und Macht zu jedem Laster

Sixtus IV. Rovere (Tizian) *Photo Alinari*

jeder Eitelkeit jeder Selbstsucht jedem Verbrechen an die Hand zu geben.

Die Kardinäle sind nicht besser als das Oberhaupt. Ungeheure Einkünfte strömen ihnen zu: denn sie haben — allen Bullen gegen die Simonie zutrotz — ihre Stimme bei der sich alle paar Jahre wiederholenden Papstwahl zu verkaufen. An Glanz und Prunk und Verderbnis sucht es einer dem andern zuvorzutun. Eine verrottete Aristokratie um einen gewissen- und hemmungslosen Despoten.

Das Patrimonium Petri wird zum Hausgut der Familie Borgia. Gelage Intrigen Verrat Dolch Gift, wie an einem orientalischen Königshof. Kunst — nicht mehr im Dienst einer großen Idee, also im Sinne des Mittelalters der Religion — wird zum privaten Luxusdienst erniedrigt. Die Gemächer des

Papstes seiner Tochter seiner Mätresse, die beide im Vatikan residieren, die Appartamenti Borgia, werden von Pintoricchio mit Fresken ausgemalt. Über einer Türe wird noch heute eine Lünette gezeigt, der Papst vor einer Madonna knieend welche die Züge seiner Geliebten, der ruchlosen Giulia Farnese, trägt. So behauptet wenigstens Vasari: aber schon daß diese Anekdote geglaubt wurde macht sie wahr.

Die Regierungszeit dieses sardanapalischen Papstes wird von einem Ereignis symbolhafter Bedeutung beglänzt. Der König von Spanien schickt eine Gesandtschaft zu ihm, macht ihm Mitteilung von der großen Entdeckung des Columbus und bittet das Oberhaupt der Kirche, ihn mit den neuen Ländern zu belehnen. Mit großartiger Gebärde zieht der Papst auf dem Globus einen Strich von Pol zu Pol und verteilt die Erde. Der Papst als Arbiter mundi: ein tausendjähriges Ringen ist durch diese Geste königlich gekrönt. Und als wolle er den neuen Herrn der Erde grüßen steigt nach tausendjährigem Schlaf der feile Gott der Schönheit und der Künste, der Apollo vom Belvedere, aus der Erde auf.

*

Man ist geneigt in Julius dem Zweiten und Leo dem Zehnten erlauchte Papstgestalten zu sehen um ihrer angeblichen Verdienste um die Kunst willen; der Glanz ihrer Lieblings-Sklaven Michelangelo und Raffael hat einen blendenden Nimbus um sie gewoben.

In Wahrheit hat Julius Rovere, befleckt durch die Gönnerschaft seines Oheims, in seiner Art nicht weniger zur Untergrabung des Papsttums beigetragen als die Sixtus und Alexander. Er war ein Willensdämon, der als sein eigener Feldherr mit halb Italien Krieg führte, gelegentlich den Krummstab mit dem

Schwert vertauschte, die eroberte Stadt auf der Sturmleiter als Erster erstieg. Als Michelangelo seiner für Bologna bestimmten Statue ein Buch in die Hand geben will wehrt er ab: man möge ihn lieber mit einem Schwerte abbilden, mit drohender Geste statt mit segnender. So war dieses Haupt der Christenheit. Er unterschied sich in nichts als im Format von den sonstigen Thron-Briganten, den Montefeltre den Sforza und tutti quanti.

Mit Giovanni Medici wurde Petri Stuhl vollends zu einer Filiale des Florentiner Bankhauses. Die Kommerzialisierung des Pfründenverkaufs, die Ausnützung der Schlüsselgewalt, nahm wahrhaft gigantische Formen an. In seinem Namen wird der Riesenablaß für den Petersdom ausgeschrieben. Liest man die Schilderung des Krönungsaufzuges, den der Medici-Papst veranstaltete, glaubt man sich in die Zeit der Triumphzüge und Thronfeste der römischen Kaiser zurückversetzt. Und wie deren ungeheure Kosten von den Provinzen erpreßt wurden, so wurden auch diese Propagandakosten von dem geschäftstüchtigen Bankpapst alsbald auf andere Schultern abgewälzt: er ernennt auf einen Sitz nicht weniger als einunddreißig Kardinäle, aus welchem Anlaß der Großalmosenier etliche hunderttausend Dukaten als Einnahme buchen kann.

*

Aber je tiefer die höchsten geistlichen Ämter entwürdigt werden, je vollkommener jegliche Spur religiösen Fühlens in dem Oberhirten der Christenheit erstickt ist: desto üppiger schmückt sich die Stadt Rom — die nun in Wahrheit den apokalyptischen Titel der babylonischen Hure verdient — mit Kirchen und Kunstwerken. Die tiefe Verderbnis und

Alexander VI. Borgia (Pintoricchio) *Photo Alinari*

geistige Unfruchtbarkeit der Zeit wird durch einen grandiosen Kunstbetrieb überdeckt, ihr Verwesungsantlitz, ihre in jedem Sinne schmachvolle Verworfenheit, von Werken hoher Kunst übertüncht. Der Boden Roms öffnet sich und ein Volk von Marmorgestalten steigt ans Licht. Sie, die ehedem die Paläste ruchloser Kaiser und parasitischer Großen geschmückt hatten, sie schmücken nun die Säle des Vatikan der Papstnepoten der Kardinäle der römischen Hofwucherer. Und es ist als stiegen mit ihnen die Miasmen jener verwesten Zeiten auf, sie lagern sich in Schwaden über die ewige Stadt, vergiften die Seelen, verhärten die Herzen.

Dieser römische Boden ist freilich für die Hervorbringung schöpferischer Künstler jetzt ebenso unfruchtbar als ehedem und immer; kein Künstler von Belang ist diesem vom Kulturschutt der Jahrtausende gedüngten Erdreich entwachsen. Aber Glanz Verschwendung und Macht des päpstlichen Hofes treten

Giulia Farnese (?) (Bart. da Venezia) *Photo Städel*

in den Mode gewordenen Wettlauf um den „Besitz" von Künstlern und Gelehrten ein. Ein ganzes Architektengeschlecht wandert nach Rom und findet dort ein unermeßliches Feld des Wirkens. Die großen Maler und Bildhauer von ganz Italien geben Gastrollen in der ewigen Stadt; die zwei größten sind Römer geworden.

Der eine freilich nur durch Zwang. Nach noch nicht zweijährigem Aufenthalt in Rom war eines Tages Michelangelo, empört durch des Papstes launische despotische völlig kunstfremde Behandlung, Knall und Fall nach Florenz geflohen. Julius läßt bei der Republik alle Minen springen um des Flüchtlings wieder habhaft zu werden. Der Gonfaloniere dringt mit Güte und Gewalt in den Tiefverwundeten, Florenz könne doch nicht wegen eines Künstlers in Krieg geraten mit dem wilden Julius. Da macht sich dieser königliche Mann auf zu seinem Canossagang, nach Bologna. „Ich ging mit dem Riemen um den

Hals" schreibt er aus tiefster Bitterkeit heraus an seine Leute.

*

Wie fern ist die überhitzte Treibhausluft der römischen Renaissance dem heiter-sonnigen Klima der florentinischen! Am Arno eine in Freiheit geeinte Republik von Gelehrten Künstlern Kunstfreunden, an deren Wirken die ganze Stadt Anteil nimmt; am Tiber eine hochmütige Macht- und Geld-Despotie, die sich Künstler und Gelehrte hält wie vergoldete Sklaven. Das Volk von Rom — ein Haufe von rohen Schwertjunkern und proletarischem Gesindel, zwischen denen nur ein schmales Rinnsal altrömischen Bürgersinns sich erhält — steht völlig außerhalb des künstlerischen Lebens. Kein Fall der Anteilnahme des Volkes am Schaffen eines Künstlers wird berichtet, wie es die Verbringung der Maestà des Duccio aus dessen Werkstatt nach dem Dom gewesen ist, oder die Aufstellung des „Giganten" vor der Signorie in Florenz.

Die Kunst in Rom ist in befremdlicher Weise privatisiert. Raffael malt die päpstlichen Staatsgemächer aus zu denen niemand Zutritt hat als ein engster Kreis, oder die Luxusvilla des Bankherrn Chigi, die Farnesina. Er malt Madonnen für die Oratorien, Porträts für die Empfangssäle der geistlichen und weltlichen reichen Herren. Eine große öffentliche Aufgabe wird ihm nicht zuteil.

*

Und wie war es mit der Förderung, die Michelangelo durch seinen päpstlichen „Gönner" erfährt? Michelangelo, in dem sich sämtliche Künste verbunden zu haben scheinen um zum vollkommensten Ausdruck ihrer selbst zu gelangen? Michelangelo, in dem

sich zum erstenmal der künstlerische Ausdruckswille im Menschen ganz rein ganz klar ganz unabhängig verkörpert? Julius wurde die unwahrscheinliche Gnade, diesen Genius in seinen Dienst nehmen zu dürfen: aber er hat ihm keine seiner würdige Aufgabe gestellt!

Zuerst war der Papst entflammt von dem Gedanken sich durch ihn ein Grabmal für den neuen Petersdom errichten zu lassen. So überstolz, so fern christlicher Demut dieser Gedanke war: auch Michelangelo entzündete sich an ihm und entwarf ein Gebilde das über seinen nichtigen Zweck weit hinauslangte, ein gigantisches Mal das würdig gewesen wäre von den Pfeilern Bramantes umrahmt, von seiner Kuppel überwölbt zu werden. Aber bald verließ den Papst die Laune, trotzdem der Kontrakt gemacht, die Marmorblöcke in Carrara gebrochen waren. Der Plan wird geändert verschleppt, nach Julius Tode von den Erben wieder aufgenommen, wieder geändert wieder verschleppt: bis das klägliche Flickwerk entsteht das heute in San Pietro in Vincoli zu sehen ist.

Aus den paar fertiggewordenen Figuren und der erhaltenen Planskizze kann man ermessen, welches Wunderwerk die Launenhaftigkeit des Papstes zerstört hat. Der sterbende Sklave, das vielleicht schönste Bildwerk aller Zeiten, und sein sich gegen die Fesseln bäumender Kamerad, die nach Frankreich verschachert wurden weil sie bei einer der Planänderungen „überflüssig" wurden; die Giganten, die heute verloren in der Florentiner Akademie frieren, dem Chaos des Steins sich qualvoll entringende Gestalten: sie sollten an den Sockelpfeilern des Monumentes einen tragischen Chor der in der Tiefe wirkenden Mächte darstellen. Über ihnen aber soll-

Julius II. Rovere (Raffael) *Photo Alinari*

ten, in jedem Sinne groß und furchtbar, die Übergestalten der Propheten und Sybillen ragen, von denen nur eine beendet wurde: der gewaltige Moses, dieses ewige Sinnbild schaffenden Zorns.

Welch elendes Geschlecht wimmelte und wuselte aber auch um den Schöpfergenius! Diese Päpste ohne große Ziele; die geilen Kardinäle; die überspitzten und schlüpfrigen Literaten; die verschwenderischen Kurtisanen; die servilen Gelehrten; die gedankenlos in diesen Gewässern umherplätschernden Künstler: was sollte unter diesem Volke der Einsame, der mit seinen Gesichten Ringende, der Chaos-Entstiegene?

*

An die Küsten dieser glänzenden und prangenden Welt klatschen bereits hörbar die Wellen, die den nahenden Sturm verkünden und ihren Zusammenbruch ahnen lassen. Wie zur Zeit der antiken Kaiser ziehen unerkannte Barbarenfürsten nach dem golde-

Leo X. Medici (Raffael) *Photo Alinari*

nen Rom, blicken mit ungeblendetem Auge auf diese dem Untergang geweihte innerlich ausgemorschte Welt, kehren heim, dunkle Wolken ballen sich am Horizont, dumpfes Grollen wird immer lauter hörbar, fahles Wetterleuchten kündet das nahende Gewitter. Erasmus Reuchlin Kopernikus Hutten Luther: sie alle waren in Rom, brachten den Abscheu nach Hause gegen das Babel des Christentums.

So dichtet Hutten:

„Wie? Der menschliche Geist, ein Funke des göttlichen Lichtes,
Von Gott selber ein Teil, läßt so durch Wahn sich verblenden?
So sich verfinstern? Kein höherer Strahl zerstreute den Irrtum?
Julius, dieser Bandit, den sämtliche Laster beflecken,
Er verschlösse den Himmel nach Willkür diesem, und schlösse

Jenem ihn auf? Sein Wink beseligte oder verdammte?
Mut, ihr Deutschen, gefaßt! Ermannen wir uns in dem Glauben,
Daß wir das göttliche Reich durch redliches Leben erwerben;
Daß nur eigenes Tun, und nimmer der Heilige Vater
Selig uns macht; daß Tugend allein den Himmel uns aufschließt,
Nicht der Schlüssel Gewalt mit denen der römische Gaukler
Klappert, und so das Volk, das arme betrogne, sich nachzieht."

Und Luther, der als gläubiger Ordensbruder nach Rom reist um sich in einer untergeordneten Streitfrage, die sächsischen Augustinerklöster betreffend, Entscheid zu holen: der pflichtgemäß die dem Romwanderer vorgeschriebenen sieben Wallfahrtskirchen besucht, demütig die heilige Stiege zur Lateran-Basilika auf den Knieen hinaufrutscht, schreibt nach seiner Heimkehr:

„Welch ein greulich Volk ist das gewest! Ich hätt nit geglaubt, daß das Papsttumb so ein großer Greuel sei, wenn ich den römischen Hof nit selbst gesehen hätt! Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut."

*

Aber auch in den bunten Kreisen dieser selbstgefälligen hochmütigen daseinsgewissen Gesellschaft kam ab und an Einem die Erkenntnis, wie wurzellos wie zusammengerafft wie innerer Wachstumskraft bar diese glanzvolle Epoche war. Paulus Jovius, einer der antikisierenden Poetaster am Hofe des poetenhungrigen Leo, schreibt in seinem Lobgedicht „Elogia":

„Es scheint durch den Wechsel der Gestirne

geschehen zu sein, daß jener eiskalte Nordhimmel Deutschlands die einst rohen und trägen Geister gemildert und erregt hat. Sie begnügen sich nicht mehr mit dem alten Kriegsruhm, der festen Zucht und trotzigen Kraft, durch die sie die Ehre des Mars den Römern entrissen haben; sondern auch die Zierden des Friedens der Wissenschaften und die Blüte der Kunst haben sie dem ausgebrannten Griechenland und dem entschlafenen Italien geraubt. Denn noch zu unserer Väter Zeiten wurden zuerst Baumeister, dann Maler Bildhauer Mathematiker Brunnenmeister und Feldmesser, aus Deutschland geholt. Kein Wunder, da sie uns die erstaunliche Erfindung des Buchdrucks und die schrecklichen Geschütze aus Erz gebracht haben.

Doch ist dieses feindliche Jahrhundert ihnen nicht so ganz eine segensreiche Mutter, uns nicht so ganz eine unmilde Stiefmutter, daß uns nichts von dem alten Erbe übrigbleiben sollte. Wenn wir uns nach dem fast gänzlichen Verlust der Freiheit noch ein wenig rühmen dürfen, so halten wir ja noch das Kapitol der Beredsamkeit, in dem wir, wenn es den Musen gefällt, den reinen echt römischen Geistesadel gegen die Fremden verteidigen. Auf diesem Posten muß jeder Bürger sorgsam wachen, damit wir unter der Fahne des Bembo und Sadolet den Rest der großen Hinterlassenschaft unserer Väter heldenhaft behaupten. Aber ach! Diese Frist unseres Elends ist fast nichtig; denn nicht ohne unser Verschulden ging die bei uns zerstörte Freiheit unter, und nur sie ist die Ernährerin der Studien, welche alles Edle und Schöne erwecken und verbreiten kann."

*

Innocenz X. Pamphili (Velazquez) *Photo Alinari*

Im Ablauf von nur etwa fünfzig Jahren übergipfelt sich und bricht zusammen das zweite römische Imperium, die mittelalterliche Kirche. Wie im wohlgebauten fünften Akt einer Schicksalstragödie drängen sich die glänzendsten und furchtbarsten Ereignisse zusammen. Als Katastrophe steht am Schlusse, zehn Jahre nach dem Thesenanschlag Luthers an der Wittenberger Kirche, die Eroberung Plünderung Verwüstung Roms durch die spanischen und deutschen Heerhaufen Karls des Fünften.

Wie unter das erste Imperium die Erstürmung Roms durch die Goten Alarichs den Schlußstrich zieht — so unter das zweite dieser „sacco di Roma". Die Ähnlichkeit dieser beiden geschichtlichen Ereignisse liegt nicht nur in der Grausamkeit und Raubgier, mit denen die Horden in der Metropole wüsteten. Hier wie dort ist kennzeichnend das chaotische, scheinbar ziellose, durcheinanderwirrende Drängen und Schieben geschichtlicher Gewalten.

Clemens VII. Medici (Sebastiano) *Photo Alinari*

Die deutschen Landsknechte Frundsbergs fühlen sich als Lutheraner und glauben der deutschen Auflehnung gegen die Papstgewalt zu dienen wenn sie als erste die Engelsburg ersteigen: aber sie fördern nur die Macht des in Madrid residierenden Autokraten, der nachmals seine Netze über Deutschland werfen wird und die schrecklichsten Zeiten deutscher Zerfleischung und Verwüstung einleitet. Dieser Namensvetter des großen Karl vernichtet die

Idee der kirchlichen Universalgewalt indem er dem Papsttum seine tiefste Erniedrigung zufügt: aber er ordnet die geistige unzerstörbare Macht der Kirche der Idee der weltlichen Universalgewalt ein.

Die Krönung Karls des Fünften in Bologna ist eine tragische Farce der Weltgeschichte: der Weltbeherrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, küßt dem Manne den Fuß und hält ihm den Steigbügel, den er eben noch dem Johlen seiner Soldateska preisgegeben hatte. Aber die beiden Komödienspieler wußten wohl, daß sie einen gemeinsamen Feind hatten, gegen den sie sich verbündeten: die europäische Seele, die gegen jede Form so geistlicher wie weltlicher Absolutie sich aufzulehnen, um ihre Freiheit zu kämpfen begann. Noch ein Vierteljahrtausend dauert dieser Endkampf: Gegenreformation Hexenhammer Dreißigjähriger Krieg Inquisition Gottesgnadentum französische Revolution sind seine Phasen.

Aber welche verschlungenen wirren grausamen Wege auch immer weiterhin die Gestaltung der europäischen Seele nehmen sollte: wenige Jahre, nachdem Alexander mit kühner Geste die Welt verteilt hatte, war das tausendjährige Reich des zweiten römischen Imperiums dahingesunken.

*

In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens war der römische Bischofsthron in der Tat der Felsen Petri inmitten der wilden Brandung welche die antike Kultur zu verschlingen drohte. Die Kirche war in jedem Betracht Führerin und Förderin der europäischen Kultur, die große Lehrerin der europäischen Völker. Der feste Sinn der großen Päpste ihre Klugheit ihre Achtung der Vergangenheit hat wesentlich dazu beigetragen daß sich aus dem

Chaos der Völkerwanderung neues Land erhob. Sie waren in den Zeiten da nur rohe Gewalten herrschten als Vertreter der geistlichen Macht auch Bannerträger der Macht des Geistes. Ihre Emissäre und Legaten trugen zugleich mit dem Christentum die lebendigen Keime der antiken Ordnung und Kultur bis in die entferntesten Wälder und Sümpfe. Die heldenmütige Pionierarbeit der Kirche bildet allüberall in Europa das Fundament von Gesittung und geistiger Entwicklung.

Aber in tragischer Verschuldung irrten die Seelenherrscher ab von dem leuchtenden Wege, den Derjenige gewiesen dessen Willensvollstrecker zu sein sie beanspruchten. Sie verstrickten sich heillos in die Kämpfe und Krämpfe der europäischen Werdezeit, griffen über auf alle Bereiche des Weltlebens, beanspruchten in vollstem Sinne das Arbitrium mundi, die Beherrschung der Erde.

Und als endlich die Renaissance-Päpste vollends die christliche Demut entthronten und Frau Welt auf den Stuhl Petri erhoben, aus Führern der Seele irdische Fürsten wurden, sich in nichts mehr von den italienischen Duodez-Tyrannen unterschieden: da wankte Petri Fels, stürzte, begrub unter sich eine große Vergangenheit.

Der ehrwürdige Papst Leo der als Vertreter der europäischen Kultur furchtlos Attila entgegentritt, und der große Gregor der sich vor das Abbild Petri gegen den Kaiser von Byzanz stellt; der siebente Gregor der in Canossa den König und Kaiser der Deutschen demütigt, und der unselige Bonifaz den in Anagni französische Haufen und rebellische Orsini gefangennehmen; Alexander der seine Geliebte als Himmelskönigin anbetet, Julius der die altheilige Peters-Basilika niederreißt, Clemens der die

Sixtus IV. (Pollajuolo) *Photo Anderson*

Engelsburg mit Kartaunen und Hakenbüchsen verteidigt: mit diesen Streiflichtern ist der Kreis umschrieben, den die christliche Universalkirche in tausend Jahren durchlaufen hat.

Das große kirchliche wie geistige Schisma beginnt. Was immer nachmals die Idee der Kirche, der religiösen Gemeinschaften für das Leben der europäischen Seele bedeutet hat, in Zukunft noch bedeuten wird: der Anspruch der Kirche auf Beherrschung des Lebens ist endgültig verfallen. Ein ungeheures Erbe haben die Verwalter eines großen Gedankens vertan.

HISTORISCHER EXKURS

ROM DEUTSCHES SCHICKSAL

Mit der Geschichte des römischen Hierarchats ist die Geschichte des deutschen Volkes aufs engste verflochten. Kein anderes ist mit Rom und Italien in Wirkung und Gegenwirkung so eng verbunden. Ohne die politischen und geistigen Romzüge ist deutsche Geschichte und deutsche Geistesentwicklung nicht zu verstehen. Rom ist ein deutsches Schicksal. Man kann als Deutscher Rom und Italien nicht erleben ohne tiefer und leidenschaftlicher Deutschland zu erleben. Allüberall in Italien, am stärksten in Rom, klingt deutsches Erinnern auf. In Liebe und Haß, in Geben und Nehmen, zu Gedeih und Verderb laufen ungezählte Fäden zwischen Süden und Norden hin und zurück. Und so wird dem Nachdenklichen eine Italien-Reise in Wahrheit eine Reise nach Deutschland.

*

Als im Jahre 936 in der Pfalz von Aachen die Herzöge von Franken Schwaben Bayern Lothringen den Herzog von Sachsen, Otto, zum König wählten, darauf der Erzbischof von Mainz ihn salbte und krönte: da war Epoche.

Dies war die Geburtsstunde des Reiches „Deutschland". Oder richtiger gesagt: es hätte Geburtsstunde sein können.

Kurz zuvor trat zu den alten Herzogschaften noch Lothringen hinzu das sich aus dem Verbande von Westfranken gelöst hatte. Damit war ein überragendes deutsches Machtgebilde entstanden, innerlich nahe genug verwandt um ein Volk eine Nation zu werden, wenn starke einheitliche zielsichere Führung es durch gemeinsames Geschichtserleben führte.

Gott — oder wer immer sonst für die Weltgeschichte verantwortlich zeichnet — schien es mit diesem werdenden Deutschland gut zu meinen. Otto, nachmals der Große genannt, hatte das Zeug in sich Schmied eines Volkes zu werden. Siebenunddreißig Jahre führte er das Regiment. War von unbeugsamer Gesundheit. War willensstark, durchgreifend, aber auch klug und wendig. Und, was für einen Herrscher eine so nötige Charaktereigenschaft ist: er hatte Glück.

*

Das Grund- und Endproblem jeder menschlichen Gesellschaft, jeden Staates: wie wird er organisiert und geführt damit er den Interessen und dem Willen möglichst aller seiner staatsbewußten Glieder dient? — muß von jeder Gesellschaft für jede Zeit neu gelöst werden. Die Staatsformen eines Volkes ändern sich, in allmählichen Übergängen oder in deutlich sichtbaren Stufen.

Das patriarchalische Königtum der Merowinger und Karolinger hatte sich überlebt. Noch Karl der Große konnte seine Lande verwalten wie ein Großbauer seinen Gutsbesitz. Setzte auf die verschiede-

Sarkophag Otto II. (Vatican-Grotten) *Photo Alinari*

nen Höfe und Vorwerke Verwalter Meier Grafen ein. Regierte im Umherziehen, sprach Recht, satzte Ordnungen. Wenn der Hausvater starb wurde das Gut geteilt, jeder der Erben erhielt sein Teilstück.

Inzwischen hatte in dem weiten Bereich des Landes eine gewisse organische Gliederung eingesetzt: Grafschaften Bistümer Klöster Städte bildeten Kristallisationskerne, die sich wiederum zu Übereinheiten, den Herzogtümern, zusammenballten. Der Organisationsgedanke war der feudalen Lehenswesens.

*

Dieses ganze Lehens-System war freilich reichlich labil. Es war sozusagen eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Das Gesellschaftsverhältnis konnte jederzeit von einem unzufriedenen Partner gekündigt werden — und von diesem Kündigungsrecht wurde bei großen wie bei geringen Anlässen häufig genug Gebrauch gemacht. Gemein-

schaftssinn, Erkenntnis daß das Interesse der Übereinheit — des Stammes des Volkes der Nation — den Interessen der Einzelindividuen vorzugehen habe, ist, zumal bei den hochaktiven individualistisch veranlagten Westvölkern, keine Natur-Anlage sondern Ergebnis langreichender staatsbürgerlicher Erziehung. Diese Erziehung nennt man Geschichte.

Die Lehrer eines Volkes in diesem Erziehungsgang — lernende Lehrer freilich — sind seine Fürsten. Und wenn irgendwo die Reife eines Schülers mehr von der Befähigung seiner Lehrer als von der des Schülers Zeugnis ablegt: für die Völker-Lehrer ist diese Satzung in voller Kraft.

*

Otto war ein Völker-Lehrer von hoher Qualität. Und außerdem, wie schon erwähnt, er hatte Glück. Kluge Heiratsverbindungen unerwartete Todesfälle unzeitige Rebellionen, genug an dem: ein knappes Dutzend Jahre nach seiner Wahl zum Vorsitzenden des Herzogvereins war er wirklicher deutscher König. Sein Sohn Rudolph wurde durch seine Gattin Herr von Schwaben; der Herzog von Lothringen war sein Schwiegersohn; sein Bruder Heinrich wurde Herzog von Bayern; das Herzogtum Franken war verwaist und wurde durch einen Pfalzgrafen verwaltet; in Sachsen hatte er den treuen Gefolgsmann Billung als seinen Stellvertreter eingesetzt; und mit dem mächtigsten Nachbarn, dem König von Westfranken, war er durch seine Schwester Geberga verschwägert.

Ungeahnte Machtfülle vereinigte sich so in Ottos Hand. Und er war ganz der Mann Macht in Wirken umzusetzen. Eine große Aufgabe stand vor ihm: die deutsche Aufgabe. Zum Greifen nahe stand sie,

und seine Kräfte wären ihr voll gemäß gewesen: ein deutsches Reich, ein deutsches Volk zu schaffen.

*

Verheißungsvoll waren die Anfänge. Zielbewußt trug er die Grenzen des Reiches gegen die Wenden vor. Neue Bistümer bis ins Posensche und Holsteinische errichtete er als Kulturexposituren, das Erzbistum Magdeburg wird Hochburg in den neugewonnenen deutschen Provinzen. Und zehn Jahre später spielt ihm das Glück noch eine einzigartige Gelegenheit in die Hand, die deutschen Stämme zum deutschen Volk umzuhämmern: den Ungarnkrieg, die große gemeinsame Kulturgefahr die er auf dem Lechfelde durch einen fulminanten Sieg zu bannen verstand. Da hatte er, ein wahrhafter Führer und König, die Stämme zu großem nationalen Tun unter seine Fahne versammelt.

Aber schon war er unlöslich in sein Verhängnis verstrickt, das noch weit mehr das Verhängnis Deutschlands wurde. Das Verhängnis heißt: Italien und Kaiserkrone.

*

Es mag ununtersucht bleiben, welchen Nutzen und welche Nachteile es mit sich gebracht hat daß Karl der Große die römische Kaiserkrone sich aufs Haupt setzte. Daß er und seine Nachfahren, Kaiser von Papstes Gnaden, auf stets wiederkehrenden Romzügen Gut und Blut nach Italien trugen. Das Karolinger Reich war vorüber, das Reich der Franken war zerfallen. Nun war neue Zeit. Mit Otto beginnt recht eigentlich erst deutsche Geschichte. Der große deutsche König konnte wählen: ob er in treuer Arbeit an dem ihm vom Gott der Deutschen verliehenen Werke wirken — oder ob er Träumen und Abenteuern nachjagen wollte.

Er ist dem Nebeltraum der römischen Kaiserkrone nachgejagt. Er hat die Abenteuer im bunten Süden vorgezogen. Und so ritt er über die Alpen, heiratete in zweiter Ehe die schöne Adelheid die Erbansprüche an das norditalische Königreich hatte, ließ sich in Pavia zum König der Langobarden krönen, strebte die römische Kaiserkrone an.

*

Prompt, wie in einem gutgebauten Drama, zeigen sich die unheilvollen Wirkungen dieses unheilvollen Schrittes. Die deutschen Herzöge, trotzdem sie Söhne Brüder Vasallen Ottos sind, kündigen ihm, unzufrieden mit seiner Ehe und seiner Italien-Politik, die Gefolgschaft. Er muß zurück, führt mit ihnen Krieg, ruft die Markgrafen und Grafen gegen ihre Oberherren auf, siegt schließlich. Aber das von ihm so groß begonnene Werk ist im Mark erkrankt. Die Zentralmacht, die in seinen Händen der eiserne Reif hätte werden können die deutschen Stämme zu einem deutschen Volk zu umschließen, ist rissig und brüchig geworden. Dieser Krieg Ottos gegen die Seinen ist das Präludium der jahrhundertelangen Kämpfe Deutscher gegen Deutsche. An der Schwelle seines Aufstiegs zur Größe hat das werdende deutsche Volk einen Bruch wegbekommen, von dem es sich nie mehr erholen konnte da seine Könige auch weiterhin im Italien-Wahn verstrickt geblieben sind.

*

Noch ein zweites Mal zieht Otto über die Alpen, wird in Rom vom Lüderpapst Johann zum Kaiser gekrönt, erhält von ihm — was zweifelhafte Rechte und unzweifelhafte Pflichten in sich schloß — eine Art Oberhoheit über Rom. Und ein drittes Mal muß

er nach Italien gehen. Er bleibt sechs Jahre — sechs Jahre! — von Deutschland weg. Das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Seinen wahren Aufgaben entfremdet gibt sich dieser große Herrscher mit fremden Aufgaben ab. Statt deutsche Politik treibt er italische. Nur um zu sterben kehrt er nach Deutschland zurück.

*

Italien wird das Grab seiner Nachfahren. Den Adelheid-Sohn hatte er mit einer byzantinischen Prinzessin, Theophano, verheiratet. Der zweite Otto wird gleich nach des Vaters Tod tief in italische Fragen verwickelt. Die Sarazenen kommen von Afrika herüber, fallen in Unteritalien ein. Otto tritt ihnen entgegen, erleidet in Kalabrien eine schwere Niederlage. Zu Hause empören sich daraufhin die Wenden, fallen vom Reich ab, der König will nach Deutschland, aber er stirbt in Rom, wo er in der Peterskirche begraben liegt.

Sein Sohn, der dritte Otto, dreizehn Jahre unter der Vormundschaft seiner griechischen Mutter lebend die auch das deutsche Reich verwest, fühlt sich schon völlig als Römer. Baut sich einen Palast auf dem Aventin. Ist halber Papst mit seinen schwärmerisch geliebten Freunden Gregor und Sylvester. Steht ganz im Banne des heiligen Nilus und anderer chiliastischer Schwärmer. Die mystische Ekstase des Jahres Tausend bringt ihn völlig aus dem Gleichgewicht. Später verlobt er sich mit einer griechischen Prinzessin. Aber vor einer römischen Revolte muß er fliehen, stirbt zweiundzwanzigjährig in Paterno, einem einsamen Kastell bei Todi.

Mit ihm stirbt das Manneshaus aus das mit dem großen Otto so hoffnungsvoll begonnen hatte. Es mutet wie das Geschehen in einer Schicksals-Tragö-

die an, daß Italien den Sohn und den Enkel des großen deutschen Königs in der Blüte ihrer Jahre hinabgeschlungen hat.

*

Der große Papst Innozenz hat einmal Papsttum und Kaisertum mit Sonne und Mond verglichen. Das Gleichnis ist schief und einseitig. Besser wird man diese zwei Zentralgewalten mit einem Doppelgestirn vergleichen können wie sie zuweilen im Weltraum einander umkreisen: jeder der beiden Sterne strahlend und bestrahlt, anziehend und angezogen, kreisend und umkreist, im Kampf und doch verbunden.

Als das Geschlecht der karolingischen Kaiser hinabstieg sank auch das Papstgestirn. An dem wieder aufsteigenden deutschen Kaisertum erstarkt auch die Papstgewalt. So sehr, daß sie es wagen konnte das Kaisertum zum Entscheidungskampf herauszufordern. Fast während der ganzen hundert Jahre der salischen Herrscher geht dieser Kampf als Streit um die Investitur hin und wider. Mit seinem katastrophalen Tiefpunkt, als Heinrich der Vierte im Bußhemd von Gregor in Canossa Bannlösung erfleht; mit seinem triumphalen Höhepunkt, als der fünfte Heinrich den Papst Paschalis mit allen Kardinälen gefangensetzt. Aber in Niederlage und Sieg: nie vorher und nie nachher waren deutsches Kaisertum und römisches Papsttum so eng ineinander verschlungen als in der Zeit der drei Heinrich.

In diesem Kampf zermürbte die Idee des deutschen Königtums. Die Teilgewalten, Helfer bald auf dieser bald auf jener Seite, wucherten in Macht und Unabhängigkeit. Und statt auf dem Wege über eine erstarkende Zentralgewalt zu einheitlichem Volktum, zum Begriff der Nationalität vorzuschreiten, geriet

das deutsche Volk immer mehr auf den Irrweg der stammesmäßigen und dynastischen Zersplitterung.

*

Aber nochmals hatte es den Anschein, als wollte das Schicksal Deutschland auf den Weg zu seiner Einheit bringen. Es sandte ihm in den Staufern ein Geschlecht von Königsnaturen, stark und groß genug alle drei um als wahre Führer und Lehrer ihr Volk zur Bewußtheit seiner selbst zu bringen.

Aber diese Fürsten, sehr deutsch in ihren Tugenden, waren auch sehr deutsch in ihren Fehlern. Wieder ist es die unselige Neigung zur Romantik zu großen Worten zu verblasenen Idealen, die den gewaltigen Barbarossa mit der ganzen Leidenschaft seiner ungebärdigen Seele nach Italienherrschaft und nach der Kaiserkrone langen ließ. Fünfmal während seiner langen Regierungszeit zieht er über die Alpen, bleibt jahrelang unten. Statt Hand in Hand mit dem stolzen Vasallen Heinrich dem Löwen, dem großen Kolonisator und Städtegründer, das deutsche Reich nach innen und außen zu festigen und auszubauen: schlägt er sich in Italien mit Krethi und Plethi herum.

Allmählich bildet sich dort etwas wie eine nationale Partei, die Guelfen, gegen die fremden Beherrscher Italiens und ihre Parteigänger, die Ghibellinen. Der lombardische Städtebund steht wider Barbarossa auf. Dieser zerstört Mailand, schleift die Stadt. Der Papst schlägt sich auf die Guelfenseite. Friedrich zieht wieder nach Rom, erobert die Stadt, stürmt Sankt Peter. Auf dem Heimweg ereilt sein Heer die Pest, nur Wenige kehren zurück. Einige Jahre später geht er wieder nach Italien. Da kündigt ihm der Löwe die Gefolgschaft. Nun ereilt den

Sarkophag Heinrich VI. (Palermo) *Photo Alinari*

alten Adler sein Schicksal: die Städtehaufen schlagen ihn bei Legnano. Der Kommunalgedanke siegt über den Autoritätsgedanken. Der Kaiser muß sich vor dem Papst beugen, küßt ihm in Venedig den Fuß.

Aber der Traum der Südherrschaft ist noch nicht ausgeträumt. Friedrich verlobt seinen neunzehnjährigen Sohn Heinrich mit der dreißigjährigen Constanze, der letzten Normannenkönigin. Auch die Kreuzzugromantik lockt den siebzigjährigen Recken.

Sarkophag Friedrich II. (Palermo) *Photo Alinari*

In Kleinasien findet er, im reißenden Saleph badend, den Tod.

*

Das stolzbewimpelte Schiff der Staufer, falsch gesteuert, stürzt unaufhaltsam der Klippe zu an der es zerschellen wird. Der leidenschaftliche und geniale sechste Heinrich verbringt sein kurzes Tatleben fast ganz im Kampf um das sizilische Erbe. Es lockt diesen Gewaltmenschen mehr, in dem vom Zauber des Orients überglänzten Südland wirklicher

Herr und Erbkönig zu sein, als im nordischen Nebelland sich mit den Ansprüchen Intrigen Eifersüchten der groß gewordenen Teilgewalten, der Herzöge Markgrafen Bischöfe Städte, herumzuschlagen. Wie anders schmeichelt es dem Ehrgeiz seiner romantischen Natur, wenn der König des fernen Zypern, des sagenhaften Armenien, dem König von Sizilien huldigt; wenn gar das altberühmte byzantinische Kaiserreich dem stolzen Staufer Tribut sendet. Den sechsten Heinrich hatte der Süden ganz umstrickt. Als der Zweiunddreißigjährige stirbt wird er im Mosaikdom von Monreale beigesetzt.

*

Dort liegt auch der dritte der drei großen Staufer in schmucklosem Porphyrsarg bestattet, nachdem er sich fast vierzig Jahre mit feindlichen Gewalten herumgeschlagen hat. Das italische Königtum dieser unbotmäßigen Menschen erschien den Päpsten als eminente Gefahr. Wie der siebente Gregor mit Heinrich, so führt der neunte mit dem zweiten Friedrich Kampf bis aufs Messer.

Der verwirrt sich immer tiefer in das Labyrinth des Südens. Er heißt zwar noch deutscher König, ist es aber nicht mehr. Er spricht nicht einmal deutsch. Nur selten zeigt er sich in seinem angestammten Land. Ein normannisch-arabisch-griechischer Hof mit allem Glanz und aller Üppigkeit des Orients umgibt ihn. Er ist einer von den ganz großen Fürstennaturen des Mittelalters; aber er steht auf verlorenem Posten.

An Italien geht er zugrunde, nach ihm sein ganzes Haus. Die lombardischen Städte, die er zehn Jahre früher bei Cortenuova aufs Haupt geschlagen, besiegen ihn bei Vittoria, nehmen seinen Sohn, den

blonden Ritter Enzio, gefangen, lassen ihn zwanzig Jahre im Turm vermodern. Nach Friedrichs Tod flackert die wilde Stauferflamme noch einmal auf: aber sein Lieblingsbastard Manfred fällt bei Benevent gegen den neuen französischen Herrn von Süditalien, Karl von Anjou; seines Sohnes Konradin Haupt fällt nach der Schlacht von Tagliacozzo auf dem Schafott. Nicht viel mehr als wieder hundert Jahre hat es gedauert und das stolze und unselige Geschlecht der Staufer war von Italien verbraucht.

*

Es ist natürlich leicht als rückwärtsgewandter Prophet vermoderten Königen vorzuhalten welche Politik sie hätten treiben sollen. Die Gefahr historischer Kannegießerei liegt nahe. Gleichwohl kann man mit Bestimmtheit sagen, daß dieser Trieb nach dem Süden, von dem die beiden so großen und begabten Herrschergeschlechter der Ottonen und der Staufer besessen waren, nie wieder gutzumachendes Unglück über das deutsche Volk gebracht hat. Die dreihundert Jahre, etwa vom Beginn der Ottonen bis zum Ende der Staufer, waren die Pubertätsperiode und Genialitätsepoche der Völker Europas. Überall regen sich neue Kräfte, neue Saat sprießt auf, neues Werden kündigt sich an. In dieser Zeit war straffe Führung nötig als Gegengewicht zu den auseinanderstrebenden Trieben. In diesen Jahrhunderten haben in unermüdlicher Arbeit die französischen und englischen Könige aus stammes- und sprachenverschiedenen Ansammlungen von Landschaften Grafschaften Stadtschaften Fürstenschaften die Grundlagen zur Werdung eines Volkes geschaffen, einer Nation, die allmählich in ihrer Gesamtheit zum Macht- und Kulturfaktor wurde.

Aber das deutsche Volk, das zu Beginn dieser Periode allen andern Völkern weit vorausstand, dem die Berufung zur Größe an die Stirn geschrieben war: als die Staufer hinstarben stand dieses Volk zerrissen und zerrüttet da, in den einzelnen seiner Glieder und Personen groß, als Gesamtheit machtlos und klein. Hätten ein Otto ein Barbarossa die ganze Wucht ihrer Persönlichkeit ihrer Tatkraft ihres Willens an die eine große Aufgabe gewandt, Könige der Deutschen zu sein; hätten sie darin einen größeren Ruhmestitel gesehen als in dem romantischen Glanz einer fremden Kaiserkrone: es ist nicht auszudenken was dann Deutschland geworden wäre. Statt dessen haben sie ihre und des Landes beste Kraft in Italienzügen und Italienkämpfen vertan, in denen die tatkräftigsten lebendigsten Elemente des deutschen Volkes von Fieber Schwert Dolch Gift hekatombenweise hingemäht wurden. Und durch Rückschläge und politische Einbrüche Roms wiederum wurde die politische Struktur des deutschen Volkes auf immer zerspalten und zerschlissen.

Statt ein überragendes geistiges kulturelles gesellschaftliches Zentrum in deutschen Landen zu schaffen, eine deutsche Königstadt, etwa eine der sagenberühmten Rheinstädte, wie Worms oder Speyer: übten die deutschen Könige ihr Gewerbe im Umherziehen aus, waren jahrelang von Deutschland abwesend, entfremdeten sich deutschem Wesen äußerlich und innerlich, verstreuten ihre Gebeine über halb Europa. Ein Reich ohne Hauptstadt ist kein Reich. Aber daß dieses Reich keine Hauptstadt bekam, das war die Schuld seiner Könige die von Italien und Rom nicht losgekommen sind.

*

Sarkophag Heinrich VII. (Pisa) *Photo Alinari*

Dieses Versagen seiner Fürsten wurde Deutschlands Schicksal. Politisch ungerüstet trat dieses mächtigste und begabteste Volk Europas in die Periode der nationalen Machtkämpfe ein. Als ein Verhängnis blieb ihm der schillernde Kaiserreif um die Stirn geschmiedet. Seine Krone war nicht der ruhende Pol im Gewirr der inneren Kräfte, sie wurde der Spielball der widerstreitenden Interessen. Sie war nicht Ausdruck des unbewußten Gesamtwillens der werdenden Nation, sondern Gegenstand schlimmster Schachermachei und fremder Machtansprüche. Es gibt keinen kläglicheren Anblick in der ganzen Weltgeschichte, als daß Träger des höchsten deutschen Machtausdruckes zahllose Male außerdeutsche Fürsten gewesen sind.

Kulturentwicklung und politische Macht klafften heillos auseinander. Noch die größte deutsche Geistestat, die Reformation, die Befreiung des geistigen Europa von der Zwangsherrschaft römisch-imperialen Machtwillens, wurde durch seine Fürsten

heillos verdorben. Und am Ende der Mannwerdungsperiode der europäischen Völker, heute, steht dieses deutsche Volk mit leeren Händen da, ohne andere Macht und Kraft als sich selbst, als seine unzerstörbare deutsche Seele. Es ist wie ein Symbol für den innersten Grund seiner Krankheit an der es tausend Jahre gelitten hat: daß sein letzter König wiederum berauscht und benebelt von dem mystischen Glanz der Kaiserkrone dieses Volk in den Abgrund geführt hat.

*

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. In weiser Beschränkung haben die Fürsten und Führer der andern Völker die Geschäfte ihrer Völker besorgt, sie zu Nationen gemacht, sie zu sich selbst erzogen, bis sie mündig waren und fähig, sich selbst — das heißt durch die von ihnen selbst und aus sich selbst bestellten Mandatare — zu lenken. In den Jahrhunderten da die bewohnte Erde verteilt wurde haben sich die andern Nationen gewaltige Anteile zu sichern gewußt. Als geschlossene Einheiten stehen sie auf festgegründeter Erde. Nur das deutsche Volk, das am reichsten und am längsten mit Fürsten gesegnet war, steht als der arme Vetter zwischen seinen reichen Verwandten. Es allein muß erdulden daß Brüder seiner Art in fremden Staatsverbänden ein Leben nationaler Verbannung fristen müssen.

Hier liegt ein ungeheures Verschulden. Tausend Jahre Traum deutscher Kaiserkrone. Der Traum ist ausgeträumt. Hoffentlich für immer. Aber von welch unzerstörbarer Kraft muß dieses Volk sein, wenn es an diesen tausend Jahren deutscher Fürsten nicht zugrunde gegangen ist!

ANTIKES ROM

TRÜMMER

Rom ist eine völlig moderne Großstadt, sie unterscheidet sich von andern höchstens durch mehr Betriebsamkeit und Lärm. Nirgends, so scheint es, schwirren mehr Autos durch die Straßen, wie Schwalben flitzen die schmalen niedrigen Wagen, so verwegen als sicher gelenkt, um die Ecken. Der angeborene Drang der Italiener zu geräuschvollen Gesten kann sich in unaufhörlichem Hupen ausleben. Das hohe spitze Gequäke verursacht in den engen Straßen ein geradezu infernalisches Getöse.

Auf und ab die historischen Hügel ziehen sich endlose Straßenzüge mit gleichgültigen Überallhäusern. Esquilin und Viminal werden von riesigen Ministerien gekrönt. Kolonien von Hotels ziehen sich den Pincio hinauf. Glänzende Läden breiten in der Via Babuino den Luxus von Paris und London in den Schaufenstern dar, aus den Kaffees tönen die neuesten Jazzschlager von Wien und Newyork, grelle Plakate preisen das bekömmlichste Aperitif den besten Kaugummi die schönste Filmdiva den vertrauenswürdigsten Abgeordneten.

Das römische Idyll, dem deutschen Menschen von

Kindesbeinen vertraut und ans Herz gewachsen durch die Schilderungen der Goethe Gregorovius Hehn und hundert Anderer, ist einer robusten Modernität zum Opfer gefallen. Die Erinnerung an die verführerischen Stiche der Piranesi und die Bilder der römischen Vedutenmaler, auf denen Rosen um Ruinen wachsen und Ziegen melancholisch zwischen gestürzten Säulenstümpfen weiden, wird man gut tun aus der Erinnerung zu streichen. In den siebzig Jahren, seit Rom die Metropole des geeinten Italien wurde, ist im antiquarischen Rom gründlich Ordnung gemacht worden. Die Weinberge innerhalb der aurelianischen Mauern, darin sich, Fossil der Jahrtausende, die übergrünten Trümmer gestürzter Riesenhallen erhoben, sind inzwischen von tüchtigen Unternehmern bebaut und in Proletarierquartiere umgewandelt worden; das Fossil aber wurde säuberlich mit einem eisernen Zaun umgeben und mit einer Namenstafel versehen. Wenn wir auf alten Stichen den Lateran erblicken, wie ihn noch Goethe sah, in einsamer Öde, auf leerer Hügelkuppe ragend, weit außerhalb der Stadt: so weht uns etwas von dieser auf immer verlorenen klassischen Idyllenluft an. Aber moderne Großstadtentwicklung nimmt keine Rücksicht auf die Gefühle empfindsamer Reisender.

Nur die Schwalben Roms — die wirklichen — taumeln seit je und eh mit klirrendem Gezwitscher durch den blauen Abgrund der sich über den sieben Hügeln wölbt; und die römischen Brunnen plätschern unbeirrt durch den Wandel der Zeit ihr ewiges Lied in die moosüberwachsenen Schalen.

*

Allein auf dem Palatin herrscht noch jenes antiquarische Idyll das in unserer Vorstellung mit dem

Begriff Rom verknüpft ist. Wie eine Klippe ragt er inmitten der Brandung der Stadt. Kein Wohnquartier ist auf ihm angesiedelt. Ein Gewirr von Überresten erzählt von stolzer Vergangenheit. Riesige Stützmauern, Teilstücke ungeheurer Wölbungen, massige Pfeiler aus dichten römischen Ziegel-Lagen, dunkle unterirdische Gänge und Kavernen, da und dort eine Säule mit schön gebildetem Traghaupt, eine geglättete Stukkowand auf der überladene Scheinarchitekturen und mythische Szenen gemalt sind.

Hier stand das Ur-Rom, die erste Ansiedlung, die sogenannte Roma quadrata. Dieser Hügel war denn auch zur Siedlung besonders geeignet: steil fielen seine Tuffwände in die Tiefe, auf einer Seite bespülte der Tiber seinen Fuß, die andern umgab sumpfige Niederung. Besonders die Talsenkung, um die rings die Hügel Palatin Kapitol Quirinal Esquilin Viminal Caelius stehen, an deren tiefster Stelle heute das Forum liegt, war bis zur Errichtung der Kloaka maxima — die noch heute nach zweieinhalb Jahrtausenden Dienst tut — ein undurchschreitbarer Sumpf. An diese Vergangenheit gemahnen noch heute die Reste zweier Heiligtümer: eines der Quellnymphe Juturna geweiht, und eines der Venus mit dem befremdlichen Beinamen Cloacina.

Auf dem Palatin wird der Begriff der Stadt auf den sieben Hügeln sinnfällig der sonst völlig verwischt ist. Die natürliche Ablagerung von Verfallschicht auf Verfallschicht sowie planmäßige Aufschüttungen haben die tiefen Täler, die ehedem die steilwandigen Hügel trennten, eingeebnet, ein dicker Teppich von modernen uniformen Bauten ist darüber hingebreitet bis weit hinaus in die Ebene. Ehedem stürzten wohl alle Hügel in steilen Felswänden ab, wie noch heute Kapitol und Palatin. Auf ihnen siedelten verschie-

Forum *Photo Anderson*

dene Stämme die sich nachmals zu einer Abwehrgemeinschaft zusammenschlossen, sich mit Wall und Graben umwehrten: die nach einem angeblichen König Servius Tullius genannte Mauer. Die Akropolis, die Burg dieser nunmehrigen „Stadt", war das Kapitol auf dem drohend und segnend das Heiligtum des obersten Jupiter in die sich rings dehnende Campagna hinausglänzte.

*

Vom Forum ist nichts erhalten geblieben als die beiden Triumphbögen des Severus und des Titus, die Erinnerungssäule an den letzten römischen Kaiser Phokas, ein paar Säulengruppen von den Tempeln des Saturn des Vespasian des Castor und Pollux. Am Nordrand ragen riesig die durchgeschnittenen Wölbungen der Basilika des Konstantin in die Luft, Reste eines antiken Warenhauses sozusagen. Im Osten lagert, breit massig den Jahrtausenden

Caracalla-Thermen *Photo Anderson*

trotzend, das von den Flaviern gebaute Amphitheater, vom Volksmund Kolosseum getauft.

Die Archäologen haben mit Bienenfleiß auf diesem berühmtesten aller Trümmerfelder gewirkt, und wenn man vom Palatin herunterschaut so sieht man wie auf einem sauber ausgeführten Grundriß Fundamente und Säulenbasen und Treppenlinien und Sockel, einen ordnungsvollen Wirrwarr von Trümmern, in dem die Linien der vormaligen Baulichkeiten deutlich erkennbar sind. An der Hand des Planes sieht man genau die sechs Pfeilerreihen der riesigen Basilika Julia; die Fundamente des gewaltigen Hauses der Vestalinnen und der Basilika Emilia; die Grundlinien der zahllosen Tempel: der Konkordia der göttlichen Julia des Romulus der Vesta. Dazwischen spärliche Reste von Triumphbögen und Reiterstatuen und Ehrensäulen und Denktafeln und Rednerbühnen und Wachlokalen.

*

Als das Forum noch das Herz der Riesenstadt war, gleichzeitig Versammlungs- und Abstimmungslokal des gehätschelten Volkes, Ruhmstraße des sieggekrönten Feldherrn, Markt der Prunksucht und der Eitelkeiten; als alle diese Tempel und Triumphbögen und Denkmäler noch aufrecht standen und in frischem Materialglanz erstrahlten; als die Kuppen und Hänge von Palatin und Kapitol noch mit Riesenpalästen und Göttertempeln bedeckt waren in deren goldenen Bronzedächern sich die Sonne spiegelte: da muß das Ganze einen wahrhaft fürchterlichen Anblick dargeboten haben!

*

Wir machen uns ja im allgemeinen keine richtige Vorstellung vom ehemaligen Aussehen und Eindruck der antiken Bauten. Wir sind, auch über besseres Wissen hinweg, völlig befangen in der Ruinenromantik die von ihren Überresten ausgeht. Der heutige Eindruck der Tempelbauten von Paestum Girgenti Olympia hat mit dem von ehedem sehr wenig zu tun. Nur die Umrißlinien der Rhythmus sind geblieben, durch den Verfall vielleicht noch klarer herausgearbeitet. Aber die erhabene Einsamkeit um sie, die Melancholie des Todes, der Trotz des Widerstandes gegen die Vernichtung; die wunderbare Patina der Jahrtausende, die goldockerne Farbe des Steins, die Riefen und Runen der Zeit in sein ehemals glattes Antlitz gekerbt: all das sind sentimentalische Einwirkungen auf Gemüter unserer Zeit und unserer Art, sie lagen nicht in den ursprünglichen Absichten und Wirkungen dieser Bauten.

In ihrem Urzustand hätten die römisch-griechischen Repräsentationsbauten unsere Augen vermutlich zu Tode beleidigt. Sie flirrten in Weiß, glänzten

in Gold, strahlten in bunten Farben. Der moderne ästhetische Begriff der Materialechtheit war weiter zurückliegenden Kunstzeiten durchaus fremd. Die riesigen Säulentrommeln und Quadern aus Travertin, die uns heute an den alten Tempeln beglücken wegen ihrer satten Bräune und dem wechselvollen Spiel ihrer Körnung: sie waren ehedem mit weißem Marmorputz überzogen und glattgeschliffen. Die Kapitelle waren vergoldet oder bemalt. Die Reliefs in den Metopen in den Giebeln waren zumindest farbig getönt. Die Triglyphen und sonstigen Zierstücke am Gebälk waren schreiend bunt in hart aufeinandergesetztem Rot und Blau und Weiß und Gold. Alles in allem müssen diese Baulichkeiten weit mehr einen fröhlichen und festlichen als einen erhabenen Anblick gewährt haben.

Versuche man einmal unter diesem Gesichtspunkt das Forum zu „rekonstruieren". Ein Gedränge von glänzenden Schaufronten, ein Wald von glitzernden Säulen, ein Getümmel von vergoldeten Reiterfiguren; einige Dutzend Triumphbögen Denkmäler Trophäen, in weißem Marmor gleißend, mit Reliefs und Skulpturen überschüttet; drüben das Kolosseum gefugt und geglättet, ohne den eindrucksvollen Riß in der Rundung, sondern in öder Symmetrie und Gesundheit rundum prangend, im ungestörten Weiß des jugendlichen Steins, in jedem der 360 Bögen die Kopie eines alten Bildwerkes aus Marmor oder vergoldetem Erz: eine Orgie in Marmor und Bronze und Kunst und Protz, daß wir heutigen Beschauer die Flucht ergreifen würden.

Einen ähnlichen Anblick wie ihn das Forum von ehedem geboten hat, freilich geringeren Ausmaßes, kann man noch heute in Rom genießen: am Viktor-Emanuel-Denkmal das jenseits des kapitolinischen

Rom, Forum Romanum (Rekonstruktion) *Photo Stödtner*

Hügels aufgebaut ist. Ein riesiges Warenlager von Säulen Friesen Altären Quadrigen Treppen Reliefs, in Tragantweiß und Flittergold gleißend und glänzend. Mögen immerhin die Einzelheiten auf dem antiken Forum von besserem Geschmack gewesen sein: der Gesamteindruck war sicherlich ganz ähnlich. Dort wie hier verwirrende Häufung von künstlerischen Elementen zu eitlen Repräsentationszwecken, der banausische Drang zur Quantität und Kolossalität, wie er immer Zeiten eignet denen Kunst nicht mehr der natürliche Ausdruck ihres innersten Wesens ist.

*

Über die Ausmaße dieser Quantitätenkultur gibt ein Inventar der öffentlichen Bauten und Kunstdenkmäler Aufschluß, das sich in der „Notitia" aus dem Rom des Kaisers Honorius erhalten hat. Danach befanden sich in der Stadt — die damals freilich eine Weltstadt von annähernd zwei Millionen

Viktor Emanuel-Denkmal *Photo Anderson*

Einwohnern war — 2 Kapitole 2 große Rennbahnen 2 Markthallen 3 Theater 2 Amphitheater 4 Kampfspieltheater 5 Naumachien 15 Nymphäen 856 öffentliche Bäder 11 große Thermen 1352 Brunnen und Wasserbecken 2 große Säulen 6 Obelisken 423 Tempel 28 Bibliotheken 11 Fora 1797 Paläste.

Neben diesen öffentlichen und privaten Prunk- und Prachtbauten standen die Elendsquartiere die dem Whitechapel und der Bowery der heutigen Riesenstädte Ehre machen würden: die sogenannten „Insulae", enge stickige Straßen mit sieben bis achtstöckigen Häusern, in denen sich die Bewohner wie Wanzen drängten.

Freilich ist Elend im Süden minder elend als Elend im Norden. Das italienische Volk lebt noch heute zu gutem Teil auf der Straße, geschweige im alten Rom. Zwischen Forum und Theater, zwischen Politik und Vergnügen spann sich das Leben dieser begüterten und unbegüterten Nichtstuer hin, die sich den stolzen Adelstitel Civis Romanus anmaßten. Wir

können uns heute nur schwer eine Vorstellung machen von der Großstädtischkeit, der Asphalthaftigkeit sozusagen, dieser Bevölkerung. Denn die Zusammenpferchung der Massen in die bebaute Steinwüste wurde noch nicht, wie das heute der Fall, durch entwickelte Verkehrsmittel gemildert. Die Reichen freilich hatten ihre Villen und Landgüter und modischen Badeorte; aber der Pöbel lebte und starb im Weichbilde der Urbs, er wußte und wollte es nicht besser.

*

Aber er hatte die Bäder und die Thermen.

Die moderne Aufforderung „bade zu Hause", die Bestrebung unserer Zivilisation daß möglichst jeder Stadtbewohner eine Badestube besitze, würde den antiken Römern unverständlich gewesen sein: denn für sie — wie übrigens auch für die Völker des Orients und, in bescheidenem Maße, auch für die Deutschen im Mittelalter — war Baden eine öffentliche Angelegenheit. Die Bäder waren dem römischen Städter Klub und Kaffeehaus und Börse und Spaziergang und Sportplatz und Sommerfrische. In ihnen verbrachte er den größten Teil des Tages, traf Bekannte erfuhr Neuigkeiten erzählte Lügen schloß Geschäfte ab holte sich politische Informationen genoß das Dasein. In steigendem Maße wandten die öffentlichen Machthaber, besonders die auf Gewinnung der öffentlichen Meinung bedachten Kaiser, dieser Einrichtung ihre pflegliche Obsorge zu. In der „Notitia" stand zu lesen, daß sich im spätantiken Rom nicht weniger als 856 öffentliche Bäder und 11 Thermen befanden. Von diesen sind die zwei größten, die des Diokletian und des Caracalla, in ihren Resten so weit erhalten, daß man sich

einen guten Begriff von der Beschaffenheit dieser großartigen Einrichtungen machen kann.

Schon die Größe des Baukomplexes ist imposant: die Thermen des Caracalla bedeckten etwa 40 Morgen, waren also eine kleine Stadt. Das „Caldarium", der Heißluftraum, war ein Kuppelgewölbe von 35 Metern im Durchmesser, also nicht viel kleiner als die Peterskuppel. Und dieser Raum wurde vom „Tepidarium" und „Frigidarium", den Räumen für laue und kalte Bäder, an Umfang und Höhe noch gewaltig übertroffen. Es gibt nichts Eindrucksvolleres in ganz Rom als die riesigen Ruinen der Caracalla-Thermen: Tonnengewölbe von unwahrscheinlicher Spannweite, Pfeiler von Giganten aufgeführt, ehedem überdachte Räume von den Ausmaßen eines öffentlichen Platzes. Einige tausend Menschen konnten gleichzeitig baden, wohl an die zehntausend sich in allen Räumen verteilen ohne sich zu drängen. Für alle Bedürfnisse von Leib und Seele war vorgesorgt: außer den raffinierten Einrichtungen zur Reinigung und Gesundheitspflege waren da Räume für jegliche Art von Sport zu Lernung Übung Wettkampf. Aber es fehlten auch nicht Bibliotheken und Vortragssäle. Sogar ein Mithras-Heiligtum war vorhanden um dem Gott der gnadenvollen Sonne dankbare Verehrung zu erzeigen.

*

Von der Prachtentfaltung der Thermen vermag man sich aus den überkommenen Resten einige Vorstellung zu machen. Die Fußböden waren mit Platten und Fliesen in geometrischen Ornamenten ausgelegt; die Wände mit bunten spiegelglatten Marmorplatten inkrustiert; die Wölbungen und Nischen mit Mosaiks verkleidet, und aus diesem Bedürfnis nach einer

Titus-Bogen *Photo Anderson*

gegen feuchte Schwaden widerstandsfähigen Dekoration stammt die im antiken Rom zu so hoher Blüte gediehene musivische Kunst; die Kuppeln hatten wohl, wie das Pantheon, erzene vergoldete Kassetten.

Dann aber standen allüberall erlesene plastische Kunstwerke. Die Haupt- und Staatsstücke etlicher

Tempel der Vesta *Photo Anderson*

Skulpturensammlungen, z. B. der ehemals farnesischen, stammen aus Thermen: so etwa der auf die Keule gestützte Muskelprotz Herkules in Neapel, oder die Dioskuren, die eben im Begriff sind ihre böse Stiefmutter zu Tode zu schleifen, der sogenannte Farnesische Stier. Man würde diesen etwas gewaltsamen Darstellungen gerechter, wollte man

sich daran erinnern daß sie nicht dazu bestimmt waren als „Kunstwerke“ im neutralen Licht von Museumsälen zu stehen und von Reisenden mit Brille und Baedeker bewundert oder kritisch betrachtet zu werden; sondern daß sie robuste Dekorationsstücke waren um dämmerige Nischen in riesigen Badehallen oder die Mitte einer sonnigen Palästra zu schmücken, umgeben von einer schwatzenden lachenden gestikulierenden Menge nackter Südmenschen.

BILDWERKE

Überhaupt können einem diese antiken Skulpturen leid tun, die heute dazu verurteilt sind ihr Leben in der sauerstofflosen Luft der Museen zu verbringen. Bei Bildern ist der Abstand zwischen ursprünglicher Bestimmung und heutiger Verwendung weit weniger fühlbar: denn das Tafelbild ist durch seinen Rahmen von seiner Umgebung symbolhaft abgegrenzt, bildet eine geschlossene Welt in sich. Und so entbehrt selbst das ins Massenquartier versetzte Altarbild nicht in dem Maße der Atmosphäre, aus der heraus es geschaffen in die hinein es bestimmt ist, als das plastische Bildwerk, das losgelöst von seiner Umgebung ein Dasein unter völlig widernatürlichen sinnraubenden Bedingungen führt.

*

Aber wir Menschen von heute stehen ja überhaupt zur „Kunst" in einem ganz verkehrten und widernatürlichen Verhältnis. Die Kunst hat sich selbständig gemacht, der Künstler ist aus der Gemeinschaft der übrigen Menschen herausgetreten und hat sich seelisch als Zeitgenossen anderen, vermeintlich

Eros (Vatican) *Photo Alinari*

höheren, Ranges als die übrige Menschheit aufgetan. In den älteren naiveren Zeiten war das anders. David war ein solider König der mitten im Leben stand und sein Amt tüchtig wahrnahm — und hat nebenher eine Reihe von Gedichten geschrieben deren Verbreitung und Auflageziffern jeden Kollegen mit blassem Neid erfüllen können. Phidias und Riemenschneider waren geschätzte Handwerksmeister, die ihr Gewerbe verstanden und Werke schufen welche den seelischen Bedürfnissen ihrer Zeitgenossen entsprachen; Riemenschneider war sogar Bürgermeister und in den reformatorischen Läuften eifrig bemüht. Shakespeare war ein mit allen Hunden gehetzter Theaterdirektor, dem es nicht beifiel „Kunstwerke" schaffen zu wollen, sondern der für die Gründlinge im Parterre zugkräftige Theaterstücke schrieb und sich gar kein Gewissen daraus machte — genau so wenig wie sein Kollege Sophokles — beliebte Stoffe, ja beliebte Stücke, neu zu bearbeiten oder umzu-

Priesterin von Anzio (Thermen) *Photo Anderson*

arbeiten. Und nur nebenher sind ihm bekanntlich bei diesem Gebaren allerlei Werke der Unsterblichkeit geraten — weil er eben neben seinem Metier auch noch ein Dichter war.

Nach der mehrerwähnten „Notitia" standen in Rom nicht weniger als 3785 eherne Bildwerke von Kaisern und berühmten Römern, insonderheit werden angeführt: 2 Kolosse 22 Reiterstatuen 50 vergoldete und 74 elfenbeinerne Götterstatuen. Von den tausend und aber tausend Marmorfiguren die auf Straßen und Plätzen in Gärten und Friedhöfen in Tempeln und Privathäusern sich herumtrieben, gar nicht zu reden. Ein zweites Geschlecht in Stein und Erz bevölkerte die Stadt. Nicht anders war es natürlich in den Duodez-Roms der italischen Marken, in den Neu-Roms der fernen Provinzen, in den Landschlössern der Großen, in den Badevillen der Reichen. Es kann nur ein ganz winziger Teil des ehemaligen Bestandes sein der heute als „antike Pla-

stik" in den Museen ein freudloses Dasein führt. Natürlich haben nicht nur die Meisterwerke den Sturm der Zeiten überdauert: und so sind denn die römischen Museen mit spätantiker Marktware angefüllt, unter der sich nur ab und zu ein wirkliches Edelwerk anfindet.

*

Man tut diesen Arbeiten gewiß nicht unrecht wenn man sie als Kunsthandwerk, oder vielleicht als Handwerkskunst bezeichnet. Genau so war die Kathedralplastik des frühen, die Holzschnittplastik des späten Mittelalters in Deutschland Handwerkskunst, und zu großem Teil nur Kunsthandwerk. Die unzählbaren Venus-Darstellungen der Antike sind so viel und so wenig „Kunstwerke" als die zahllosen gemeißelten geschnitzten gemalten Madonnen des Mittelalters. Sie sind, dem seelischen Bedürfnis eines Volkes und eines Kulturkreises entsprungen, gleichsam ununterbrochene Ströme von Venus und Madonna von Hermes und Christus. Ab und zu steht Einer auf und gibt dem Strom eine ein wenig andere Richtung: diese Richtungsänderung wird dann auf den Namen Phidias oder Skopas oder Lainberger oder Meister der Georgenschranken getauft. In dieser neuen Richtung wird eine Zeitlang weiter gewerkt, eng oder weniger eng im Anschluß an das Vorbild. Denn die Begriffe von Original und Anlehnung und Plagiat sind ja erst eine Erfindung der Neuzeit, seitdem Kunst nicht mehr Ausdruck eines Gemeinfühlens sondern Ausdruck einer Persönlichkeit geworden ist, vor allem als solcher in Wert und Ansehen steht.

Wenn also in den Museen eine auf italischem Boden gefundene „Antike" mit mehr oder minder guten Gründen als „Kopie nach Praxiteles" oder

ähnlich bezeichnet wird, so dürfen wir uns nicht einbilden nunmehr wirklich ein Abbild dieses Werkes vor uns zu haben, eine treue Wiedergabe des heiligen Originals, wie sich solche ja gerade bei skulptierten Werken in höchster Angleichung herstellen läßt. Man kennt eine Reihe von antiken Skulpturen die offensichtlich auf dasselbe Original zurückgehen, aber gleichwohl untereinander recht erhebliche Verschiedenheit aufweisen: in Stellung Kopfhaltung Gewandung Ausdruck, so daß sie fast anmuten wie Variationen über ein gegebenes Thema.

Da nun aber die im antiken Italien tätigen „marmorarii", Marmorarbeiter wie sie wenig respektvoll im mittelalterlichen Rom genannt wurden, auf einer erstaunlichen Höhe des Handwerklichen standen — genau wie die Handwerkskünstler des Mittelalters, und sehr im Gegensatz zum Großteil der Kunstkünstler unserer Zeit — und da sie auf den von den wahrhaften Künstlernaturen vorgetretenen Pfaden nachtraten: so entstand jenes beglückend hohe Gesamtniveau der uns überkommenen antiken Kunst, trotzdem sie bis auf wenige Ausnahmen aus dritter Hand ist. Aber diese Werke weisen eben doch auch die Handschrift ihres unmittelbaren Verfertigers, nicht nur die ihres geistigen Urzeugers, auf: und so haftet den Werken der Antike in den italienischen Museen fast durchweg eine gewisse Fläue an. Die Wünschelrute unserer modernen Seele schlägt nun einmal erst an wenn sie die Metall-Ader echten Künstlertums fühlt.

*

Aber nicht nur der Umstand daß die meisten der uns überkommenen Antiken handwerkmäßige Kopistenarbeiten und nicht Originale sind gibt uns ein völlig falsches Bild der antiken Skulptur: noch ein

Spartanerin (Vatican) *Photo Alinari*

Apollo vom Tevere (Thermen) *Photo Anderson*

zweiter hat dieses Bild, und noch weit gründlicher, verfälscht. Nämlich die irrtümliche Meinung, die antiken Bildwerke seien farblos gewesen.

Das bleiche entwurzelte Volk, das sich in den Antikenmuseen herumtreibt, gibt nur gerade so viel Vorstellung von der lebendigen Wirkung der antiken Skulptur, als die Umrißzeichnungen des Raffael Mengs nach den Bildern seines Namensvetters von diesen. Aber es entsprach ja dem fatalen Geschmack der klassizistischen Periode, das Abbild zu nehmen für das Wesen, den Umriß für die Farbe, den verblaßten Marmor — und als dessen Ersatz den Gips — für den getönten Stein.

Diese Ersatzästhetik, diese Gipsästhetik hat unsere Augen so völlig verdorben, daß farbige Skulptur gegen unser Gefühl verstößt. Wir haben uns allmählich wenigstens daran gewöhnt die deutsche Schnitzplastik farbig zu sehen; es ist aber noch nicht lange her, daß selbst leidenschaftliche Freunde deutscher Schnitzkunst — wie etwa der verdienstvolle Sammler von der Lorenzer-Kapelle in Rottweil — originale farbige „Fassung" rüstig ablaugen ließen bis das ungetönte Holz zum Vorschein kam. In solchem Zustand befinden sich die antiken Skulpturen durch natürliche Einflüsse.

*

Man weiß heute daß die antiken Bildwerke farbig waren. In welchem Ausmaße freilich steht nicht fest. Der tausendjährige Aufenthalt in Erde und Wasser hat den dünnen, auf dem glatten Stein schlecht haftenden, Farbenauftrag so völlig vernichtet, daß die Tatsache der Farbigkeit lange überhaupt nicht erkannt wurde.

Vermutlich waren die antiken Bildwerke nicht so ganz bemalt wie etwa gotische Schnitzfiguren oder

ägyptische Kalkstein- und Holzplastik. Der gelbliche warme Ton des griechischen Marmors — dem plebejischen Weiß seines Namensvetters aus Carrara in keiner Weise zu vergleichen — dürfte als Farbenwert zur Darstellung des nackten Körpers gegolten haben, und nur da und dort durch Tönung vertieft worden sein. Aber Haare Schmuckstücke und Kleidung sind, wie aus erhaltenen Spuren ersichtlich, starkfarbig übermalt gewesen. Vor allem aber war das Auge — dessen seelenkündende Eigenart sich der plastischen Darstellung völlig entzieht und allein nur der malerischen Wiedergabe zugänglich ist — entweder auf die Augäpfel gemalt oder durch eingesetzte emaillierte Metallplatten naturgetreu dargestellt. Einige wenige Bildwerke dieser Art sind vollständig erhalten: so etwa der bronzene Wagenlenker in Delphi, der Alexander-Sarkophag in Konstantinopel. Auf einigen anderen finden sich verblaßte Spuren der aufgemalten Augensterne. Alle übrigen sind mit den farblos gewordenen Augäpfeln, oder mit leeren, ihres Inhaltes beraubten, Augenhöhlen überkommen.

Es leuchtet ein welch tiefgehende Veränderung ein Bildwerk durch solche Blendung erfährt. Der Eindruck von „edler Einfalt und stiller Größe", der nach den verderblichen Worten Winckelmanns für uns buchgläubige Deutsche ein Jahrhundert lang die Signatur nicht nur der antiken Skulptur sondern der antiken Kunst überhaupt war: er ist auf diese Blicklosigkeit und Farblosigkeit der antiken Bildwerke zurückzuführen.

*

Versucht man sich diese Bildwerke in ihren ursprünglichen Zustand, an ihren ursprünglichen Aufstellungsort, in ihre ursprüngliche Umgebung zurück-

Venus velata (Thermen) *Photo Anderson*

Venus von Kyrene (Thermen) *Photo Alinari*

zuversetzen, so ergibt sich ein wesentlich anderer Eindruck. Die sentimentale Nebengefühle aufrufende Torsoromantik fällt ab und wir sehen im Glanz einer gütigen Sonne und eines freudwilligen Himmels auf Straßen und Plätzen in offenen Säulenhallen in umfriedeten Höfen zwischen immergrünen Büschen und unter schattenden Pinien ein Volk aus nackten und halbnackten Gestalten seine herrliche Körperlichkeit zur Schau stellen, wie dies nur in solchem Klima und unter solchem südländischen Freiluftvolk als natürlich und selbstverständlich denkbar ist. Die göttliche Erhabenheit dieser Gestalten, die uns die Schwärmer und Magister aufgeredet haben, fällt gegenüber dieser lachenden Farbigkeit und diesen lebendig blitzenden Augen in nichts dahin. Dagegen wird um so deutlicher fühlbar die problemlose Diesseitigkeit dieser Welt von Göttern und Halbgöttern und Übermenschen. Nach ihrem Bilde haben die Mittelmeergriechen ihre Götter geschaffen — nach ihrem Bilde schufen sie sie. Nie vorher nie nachher hat ein Volk so freimütig so unbedingt ja gesagt zur Göttlichkeit seines eigenen Körpers. Es hat in jahrhundertlangem Bemühen sich immer mehr der immanenten „Idee" dieses Körpers angenähert, das Typische aus dem Individuellen ausgesiebt, und solcherart das Paradigma für die Körperschönheit des abendländischen Menschen überhaupt geschaffen. Wie ein hochgezüchteter unverbildeter selbstgewisser Körper auszusehen hat um im abendländischen Kulturkreis als „schön" zu gelten: das haben die Griechen in einer Handvoll unvergänglicher Typen aufgezeigt. Darin besteht das größte ihrer Verdienste.

Und da — nach einem tiefen Paradoxon Wildes — Kunst nicht die Natur, sondern Natur die Kunst nachahmt: so sind diese großen griechischen Bild-

ner — Polyklet Phidias Skopas Praxiteles Lysipp — durch zwei Jahrtausende hindurch in viel höherem Maße Lehrer des Körperlebens, als Lehrer bildnerischer Darstellung gewesen.

*

Die Bildnerei der Deutschen — von den Abirrungen der sogenannten deutschen Renaissance und des Klassizismus abgesehen — ist grundsätzlich andere Wege gegangen als die der Griechen: sie wollte durch den Körper das Seelische, durch das Menschliche das Göttliche ausdrücken. Darum ist der Bereich ihrer bildnerischen Leidenschaft das Antlitz und die innenhafte Geste — im Gegensatz zum nackten Leib und zur außenhaften Gebärde die der antiken Bildnerei und ihren Nachfolgern eignet.

Nur in einem Punkt überschneiden sich deutsche und antike — oder genauer hellenistisch-römische — Bildnerei: in der Porträtbüste. Aber auch in diesem dem unmittelbaren Leben dienstbaren Zweig bildnerischen Kunstwirkens ist deutsche Bildnerei auf Darstellung des Einmalig-Seelenhaften aus, die antike — und nachmals die italienische — auf das Typisch-Repräsentative.

So stehen denn wir heutigen deutschen Menschen, die wir uns von der Winckelmann-Goetheschen Anbetung und Überschätzung der antiken Bildnerei losgelöst und zu den Grundwurzeln deutschen Kunstwesens zurückgefunden haben, mit zwiespältigem Gefühl vor diesen in den Museen aufgestapelten antiken Kopien antiker Kunstwerke. Unserer Seele sagen sie nichts. Die leeren und undurchlebten, oder durch die Blendung leer und leblos gewordenen, die typischen und unpersönlichen Köpfe dieser Gestalten lassen

Mysterien-Altar *Photo Anderson*

uns kalt. Ihre Gesten drücken für uns nichts aus: sie sind reine Körperhaltung — oder artistische Stellung. Mit den Haupt- und Staatsstücken der Begeisterung unserer Altvordern wissen wir vollends nichts anzufangen. Was soll uns dieser posierende Gott vom Belvedere? Das Virtuosenstück des Laokoon? Die prüde Nacktheit der kapitolinischen Venus? Von den Tauben und Krebsen und Putten und Fruchtschalen in Alabaster und buntem Marmor ganz zu schweigen.

*

Aber ab und zu stehen wir vor Gestalten die andern Ranges sind als all die Schönheitsmacherei ringsum; Gestalten, in denen der Urgeist selbst dem Künstler die werkende Hand geführt zu haben scheint; wo wir in tiefer Erschütterung gewahr werden was Gott gewollt hat als er den europäischen Menschen schuf.

Das Thermenmuseum enthält die jüngste der Sammlungen. Sie ist aus einem guten Verstehen für das wahre Wesen der antiken Kunst heraus geleitet

Mysterien-Altar *Photo Anderson*

und hält sich fern von der wahllosen Antikensammlerei welche die vatikanische und kapitolinische Sammlung so erkältend macht. Sie ist in den Räumen des Klosters von Santa Maria degli Angeli untergebracht das sich in den Ruinen der Diokletian-Thermen angesiedelt hatte. Die still-ernsten Räume dieses Klosters bilden für die grabentstiegenen Zeugen der antiken Kunst einen weit würdigeren Rahmen als die lärmig-prunkvollen Säle des Vatikan oder der Borghese-Villa.

Es gibt vielleicht keinen zweiten Ort in ganz Rom der zu betrachtsamer Sammlung so geeignet wäre als — wenige Schritte vom Großstadtgetobe des Termini-Bahnhofs — der große Klosterhof des Thermenmuseums. Ein räumiges Viereck von schlichten Bogengängen umrahmt; Granatbüsche und Tamarisken zittern im flirrenden Mittagslicht; halb von Grün überwuchert stehen reglos Sarkophage und Grabreliefs; im Schatten der Arkaden träumen Torsi von versunkenen Zeiten. Ringsum sind mäßig große

Säle angeordnet darin in sparsamer Auswahl neuere Funde Obdach gefunden haben. Sie lassen fühlen was urgeborener griechischer Kunstwille war, nicht tertiäres römisches Kunsthandwerk.

*

Da ist der sogenannte „Thron der Aphrodite". Frühgriechisches fast noch archaisches Relief, wie man annimmt die figurierten Seiten eines Throns oder Altars. Auf dem mittleren Stück glauben die Archäologen eine Geburt der Venus zu sehen, auf den beiden Seitenteilen eine Braut und eine Hetäre — also gewissermaßen himmlische und irdische Liebe.

Diese Auslegung geht, glaube ich, fehl. Die „Anadyomene" ist ein mythologisches Schaustück mit festem Umriß: als Siegerin entsteigt sie dem Element, die erfolggewisse Göttin. Sicher trägt sie die sonst so wankelmütige Woge, Delphine umspielen sie, Helle und Liebesberückung geht von ihr aus.

Hier ist nichts von alledem. Ein zartes Wesen von kindhaft schmalem Körper mit einem Schleierhemd angetan entmüht sich, sehnsüchtig den Blick zur Höhe gewandt, der bergenden Tiefe. Zwei Helferinnen stehen ihr zur Seite, beugen sich, fassen sie mit der Geste gütiger Frauen unter die Arme. Das Mädchen langt zu ihnen auf, wahrhaft wie Hebammen helfen sie der zum Licht Drängenden aus dem Dunkel empor. Gleichzeitig halten sie ein Tuch wie einen Vorhang vor das Geschehen, so daß das Mädchen von den Brüsten abwärts verdeckt ist.

Diese Beschreibung bringt von selbst die Deutung. Das keusche Mädchenwesen ist nicht Aphrodite, die Liebesgöttin, sondern Kore, die von Hades geraubte Tochter der großen Mutter Demeter, das Kornmädchen, das jährlich im Frühling dem dunk-

len Schoß der Erde entsteigt, Symbol der Geburt der Fruchtbarkeit der Auferstehung. Darum stehen die Helfenden der mühend sich zum Licht Emporringenden bei. Diese ist anscheinend aus tiefem Schlaf erwacht, ein schmerz-seliges Lächeln spielt um die schmalen Lippen. Das bergende Tuch verhüllt dem Neophyten das letzte Geheimnis des Werdens.

Diese Darstellung eines mythisch-mystischen Vorganges mag die Stirnseite eines Altars für einen Geheimkult gebildet haben. Es gab ja in Griechenland solche nur mannbaren Jungfrauen und Müttern zugängliche Mysteriendienste, in denen sich Geburt und Grab, die beiden mystischen Pole des Lebens, ineinander verschränkten. Dazu würden auch gut die beiden Seitenteile passen. Zwei Hierodulen, zwei Tempeldienerinnen, in verschiedenen Ämtern dargestellt: die eine, keusch verhüllt, streut Weihrauch auf die heilige Lampe; die andere, in keuscher Nacktheit, spielt auf der Doppelflöte versonnen die heiligen Weisen vor sich hin. Mögen sie immerhin eine Hetäre und eine noch Unerschlossene darstellen: für griechisches Fühlen waren Spendung von Sinnenlust und Bereitheit zur Empfängnis nur zwei Äußerungen der gleichen Gottheit, über beider Tun war gleiche Weihe gebreitet.

Dieses zarte Werk ist eine der reinsten Äußerungen griechischen Geistes. Hier sind das Natürliche und das Übernatürliche, das Menschliche und das Göttliche noch unlösbar Eins. Hier klafft noch nicht der Riß zwischen Gott und Welt, das unselige Schisma der europäischen Seele. Das Mädchen Kore, der fruchtschwangeren Demeter jungfräuliche Tochter, die immer wieder von Hades geraubt wird, immer wieder aus der untern Welt dem Licht entgegensteigt: sie war der Mittelpunkt solcher my-

Frauen-Akt *Photo Yva*

stisch-erotischen Kulte. In diesem Gleichnis stellt sich das Geheimnis der Geburt, der ewigen Auferstehung, dem Mysten dar, von weihendem Rauch heiligen Harzes umwölkt, von der melancholischen Weise der Hirtenflöte sanft umspielt.

*

Torso der Venus von Kyrene *Photo Anderson*

In Kyrene — eine der griechischen Kolonien an der nordafrikanischen Küste, unter den römischen Kaisern zu Glanz und Macht emporgeblüht, nachmals vom Völkersturm der Vandalen und Araber zerstört, vom Sand der Wüste verschüttet — hat man vor wenigen Jahren ein Aphroditebildnis gefunden,

so unversehrt als hätte eben erst ihr Bildner den letzten Meißel weggelegt. Nur Haupt und Arme fehlen. Aber das ist kaum zu beklagen: denn für uns Heutige ist die griechische Typik des Kopfes und die statuarische Gebundenheit der Gebärde wesensfremd.

Dieses Meisterwerk griechischer Bildnerei, auf den Namen „Venus von Kyrene" getauft, steht allein für sich in einem kleinen Saal, wie in der geweihten Zelle eines Tempels.

Nicht mit Worten zu übermitteln der Eindruck der von diesem Bildnis ausgeht.

Ein Frauen-Akt, nichts sonst. In bewegter Ruhe steht er da. Die Formen ausgereift, der Liebe kundig; aber die unversehrbare Jungfräulichkeit der unschuldigen Natur ist um den Frauenleib. Das Geheimnis des Weibes schläft um den tiefbeschatteten Schoß, der mystische Rausch der Wollust rieselt um die geschmeidigen Flanken. Der Stein atmet lebendige Wärme, spielt nervös im zitternden Licht. Die schmalen Füße die schlanken Schenkel die kraftvollen Schultern die stolze Brust: das ist von beglückender Harmonie.

Dies wunderbar schöne Frauenbildnis ist Natur — und doch auch mehr als Natur. Es ist als sei es ein Wunschbild, vom Weltengeist der schaffenden Natur vorgeträumt, nach dem sie in ewigem Wandel Abbilder schafft. In tief verlorener Schau ist der Künstler bis in jene Höhle vorgedrungen, in der — nach der Vision jenes andern Griechen Platon — die Eidola, die Vorbilder die Ideen, ungreifbar aber immer wieder gesucht, sich als Schatten an der Wand abzeichnen.

PANTHEON UND HADRIANSGRAB

Das Pantheon ist von allen antiken Bauwerken, nicht nur Roms, das am vollkommensten erhaltene. In allen wesentlichen Teilen blieb es unverändert, nur seiner Schmuckverkleidungen wurde es beraubt.

Ursprünglich wurde es von Agrippa, Augustus Freund, errichtet, im Zusammenhang mit den von ihm geschaffenen Thermen. Vielleicht war es zu diesen gehörig wie das Mithras-Heiligtum zu den Caracalla-Bädern. Der Tempel war „Allen Göttern" geweiht und enthielt die Standbilder der Kybele, der Großen Mutter, und der sieben Planetengottheiten. Aber auch die Bildsäule des Divus Caesar war hier aufgestellt, erster Beginn der nachmaligen Kaiseranbetung die der demokratische Augustus noch ablehnte.

Zweihundert Jahre später brannte der Tempel ab. Der große Bau-Kaiser und Friedensfürst Hadrian richtete ihn neu auf, und nun erst scheint er jene Maße und Formen erhalten zu haben durch die er noch heute einzigartig ist.

Unter Constantin wurden seine Pforten — wie die

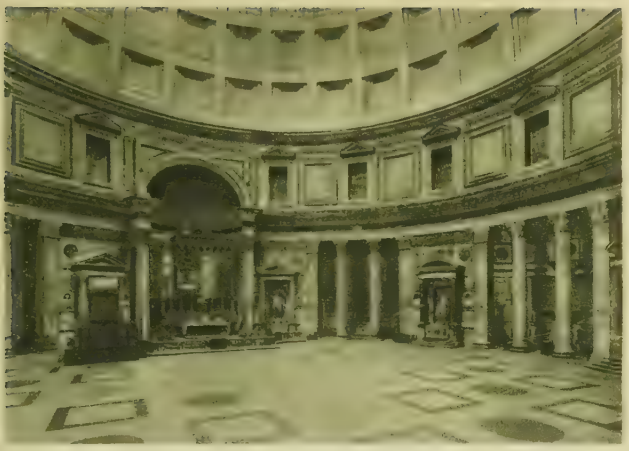
Pantheon *Photo Alinari*

aller Stätten der alten Kulte — geschlossen, aber Papst Bonifaz erbat sich von Kaiser Phokas die verlassene Heiden-Schönheit, und weihte den stolzen Kuppelraum nunmehr — wie üblich in möglichster Anlehnung an die ehemalige Bestimmung — der Weltenmutter Maria und Allen Heiligen. Der Volksmund aber zog es vor die neue Kirche Santa Maria Rotonda zu taufen.

*

Von außen macht der seiner Steinverkleidung beraubte Rohbau einen ungefügen Eindruck. Ein gewaltiger ungegliederter Zylinder, überwölbt von flacher Kuppel — der Außenbau verläuft in andern Linien wie der Innenraum.

An einer Seite ist ein Portikus vorgelagert, sechzehn riesige Granitsäulen, ungerieft und ungefugt, aus einem Block gehauen, mit Basen und Kapitellen aus weißem Marmor. Sie sind in zwei Reihen ange-



Pantheon *Photo Alinari*

ordnet und stellen selbst einen Tempel von respektablen Ausmaßen dar. Die erzenen Giebelgruppen sind verschwunden, desgleichen die Kolossalstatuen des Agrippa und Augustus die in den Nischen neben dem massigen Erzportal standen.

Tritt man durch dieses ein so ist es als träte man in eine andere Welt. Aus der Welt wohlvertrauter dreidimensionaler Verhältnisse in eine darin fremdartige sphärische Geometrie herrscht. Von gewaltigem Rund sind wir umschlossen. Die Wandung, nur durch flache Nischen mit mächtigen Zwischensäulen gegliedert, durch eine ringsum laufende Attika geteilt. Darüber aber erhebt sich eine riesige Kuppel, im Durchmesser die berühmte Peterskuppel noch um einundeinhalb Meter übertreffend, doch nicht wie diese hochgereckt sondern eine regelmäßige Halbkugel bildend. Ihre einzige Zierde sind die Konstruktionsrippen, Meridianen und Breitegraden

vergleichbar, ehedem mit Bronze verkleidet, allmählich sich verjüngende Kassetten bildend.

Dieser riesige sphärische Raum ist nirgends von Fenstern durchbrochen: nur hoch oben im Scheitel ist eine runde Öffnung ausgespart durch die das Licht des Himmels niederbricht und das Dämmerdunkel dieses Raumes und seine Unentrinnbarkeit um so stärker fühlbar macht.

Wie eine flammende Säule steht der Lichtstrom steil in der Mitte, malt eine glänzende Scheibe auf das Mosaik des Bodens, umwandert langsam — magische Sonnenuhr — einen geheimnisvollen Pol. Es ist als sei diese Flammensäule das eigentliche Götterbildnis, das heilige Symbol dieses gewaltigen Weiheraumes, die andern Götterbildnisse rings in den Nischen treten zurück in fahles Dämmerlicht darin der ganze Raum liegt außerhalb der schräg einfallenden Sonnensäule.

*

Die Nischen der Götterbilder von ehedem sind heute von den Gräbern einiger großer Italiener eingenommen deren Auswahl freilich zu wünschen übrig läßt. Hier liegt Raffael zwischen den beiden ersten Königen des geeinten Landes. Der Architekt Peruzzi. Drei Männer Zuccari Vaga Vacca, deren Anspruch auf so ehrenvollen Platz nicht ohne weiteres einleuchtet. Auch die kleine Nichte des Kardinal Bibbiena hat hier eine Gedenktafel, die er so gerne seinem Schützling Raffael vermählt hätte; doch dieser zog die Reize der „Fornarina", der nahrhaften Bäckerstochter, vor die noch heute der Romfahrer drüben in der Barberini-Galerie kontrollieren kann.

Vielleicht wird eine spätere Zeit diesen in der Welt einzigartigen Raum seiner inneren Bestimmung zuführen und in den vierzehn Grabnischen die Erinnerungsmale der wahrhaft Großen des italischen Landes aufrichten, der Geister und Charaktere in denen sich beispielhaft das Werden und Wachsen der italischen Seele darbietet. Etwa Scipio und Caesar, Gregor von Canossa und der heilige Franz, Vergil und Dante, der Aquitaner und Giordano Bruno, Lionardo und Michelangelo, Galilei und Volta, Cavour und der Duce. Ernst und gehalten stünden diese vierzehn Nothelfer im magischen Kreis. In der fünfzehnten Nische, die jetzt der Altar Mariä einnimmt, stünde ein schlichter Stein mit der Inschrift die der Apostel Paulus in Athen gelesen hat: Dem unbekannten Gotte.

Aber in der Mitte des Raumes würde in ewiger Reise, sich selbst genug, umwandern die Flammensäule des ewigen Lichts.

*

Die eindrucksvollste Silhouette Roms ist die Engelsburg, das Mausoleum Hadrians wie sie nach ihrer ursprünglichen Bestimmung auch genannt wird. Breit und massig erhebt sich das Gebäude am jenseitigen Ufer des Flusses, gebräunt und benagt von fast zweitausendjährigem Schicksal. Aber noch ungebrochen steht es da, bereit noch einige Jahrtausende zu überdauern.

An keinem andern römischen Bau hat gleichermaßen die Geschichte der Stadt gebaut, die Hände der Jahrhunderte haben ihn errichtet. Der Wille Hadrians hat Grundriß und Umriß vorgezeichnet Noch steht der viereckige Mauerkranz der den Ehrenhof bildete, in dessen Mitte sich das Mauso-

Hadriansgrab *Photo Anderson*

leum für ihn und die ihm nachfolgenden Kaiser erhob. Noch steht das riesige Rund, in schwarzen Peperinblöcken geschichtet, der Phantasie eines Bauherrn entsprungen die sich an den Ewigkeitsbauten der Ägypter genährt. Aber die Marmorverkleidung ist abgebröckelt, die Statuen und Quadrigen die den Mauerkranz krönten sind verschleppt oder zertrümmert.

Nicht lange hat die Moles Hadriani dem ihr zugedachten Zwecke gedient. Nur von acht Kaisern ruhte die Asche in porphyrenen Urnen in der innersten Kammer dieses gebauten Gebirgs. Der um die Sicherheit der Stadt so sehr besorgte Aurelian erkannte den fortifikatorischen Wert dieser Mauermassen und bezog sie als Bollwerk ein in seinen Mauerbau. Nun war es aus mit der Grabstille welche dieses gigantische Totenhaus gewähren sollte. So kurz dauern die Ewigkeitsplanungen der Menschen.

*

Hadriansgrab *Photo Anderson*

Von nun an war diese stärkste Festung Roms von Sturm auf Sturm überbraust. Hadrians Grabmal wird Gotenburg, Haus Theoderichs wird es eine Zeitlang genannt. Gregor der Große weiht die Feste dem heiligen Michael, dem kriegerischesten der Christengötter, dessen Vision ihm über ihr schwebend erschienen war. Theodora und Marozia residieren daselbst, schöne herrschsüchtige und gefährliche Frauen, die Päpste umgarnen, ihnen Söhne gebären, Päpste erheben, Päpste stürzen. Papst sein war im rauhen zehnten Jahrhundert keine Sinekure: ihrer etlichen wurden im Verfolg von politischem Meinungsaustausch Zunge und Augen ausgerissen und sie hierauf in den Kellern der Engelsburg der Betrachtung über die Vergänglichkeit so irdischer wie geistlicher Größe überlassen.

In den Kämpfen zwischen Päpsten und Kaisern und Bürgerschaft gewinnt die Burg immer mehr Bedeutung als Stütze der Machtbehauptung. Sie wird

mit Zinnen und Wehrmauern, Vorratsmagazinen und kastellartigen Aufbauten versehen. Der Nationalrebell Crescentius verteidigt sie gegen Kaiser Otto den Römischen, bis ihn sein Schicksal ereilt, und noch lange heißt die Burg im Volksmund nach ihm „Turm des Crescentius". Arnold von Brescia, der erste große Ketzer und Kämpfer gegen die Verweltlichung der Kirche, wird hier interniert nachdem ihn der Barbarossa verräterisch gefangen und an den Papst ausgeliefert hatte, von hier zum Holzstoß geführt.

Je mehr die Umwandlung des geistlichen Fürstentums in ein weltliches stattfand, desto mehr bedürfen die Päpste neben dem Schutz des Allmächtigen noch eines praktikableren und zuverlässigeren: das Kastell des heiligen Michael wird ein Vorwerk des Vatikan, Zuflucht des päpstlichen Hofes in Zeiten der Bedrängnis, Gefängnis für die politischen oder geistigen Gegner der Papstgewalt. So haben denn auch besonders die kriegerischen Päpste der Renaissance, vor allem Pius Alexander und Julius, der Ausgestaltung des Grabmals zur Festung pflegliche Sorge gewidmet. Der unselige Clemens wurde in ihr von den französisch-deutschen Truppen einige Monate regelrecht belagert, wie ein richtiger Heerkönig in einer richtigen Burg.

*

Im untersten Geschoß dieses künstlichen Gebirges werden noch heute die finstern Verließe gezeigt, in denen die Opfer der weltlichen wie der geistlichen Gewalt der Papst-Könige ihrem zumeist letalen Schicksal entgegengingen. Etliche dieser Kemenate sind auf den Namen besonders berühmter Bewohner getauft, eine freundliche Gepflogenheit wie

sie auch in manchen historischen Gasthöfen üblich ist.

Hier wurden gefallene Papstgünstlinge von glanzvollem Leben zu schimpflichem Tode gebracht: so der Kardinal Vitelleschi, der Protonotar Lorenzo Colonna, der Erzbischof Floridus, der Kardinal Carafa. Auch die Humanisten Platina und Pomponius Leto waren geraume Zeit hier einquartiert weil die von ihnen begründete Akademie dem Papst Paul gefährlich erschien, und sie entgingen nur mit knapper Not dem ortsüblichen Schicksal. Eines der Logierzimmer heißt nach Giordano Bruno, der ungewöhnlich lange die Gastfreundschaft des Inquisitionsgerichtes genießen durfte. Und ein anderes nach Beatrice Cenci, die einem Anfall von Sittenstrenge des Papstes Clemens Aldobrandini zum Opfer fiel.

*

Die Geschichte der Cenci — beliebter Gegenstand der Poeten, die sich für die herrlich ungebändigten Renaissancemenschen begeistern, aber nach der Polizei rufen sobald sie jemand nur schief ansieht — sei hier kurz wiedererzählt. Es ist immer gut, sich die Sitten und Gebräuche der Zeiten gegenwärtig zu machen deren Kunstreliquien man verstehen will.

Francesco Cenci gehörte einer angesehenen und im Dienste der Päpste zu großem Reichtum gelangten Adelsfamilie an. Politische Ambitionen besaß er nicht, frönte dagegen mit Eifer seinen privaten Leidenschaften. Er war ein Wüstling von selbst für jene gesegneten Zeiten ungewöhnlichen Ausmaßen. Dreimal wurde er wegen Knabenschändung und Mädchenvergewaltigung ins Gefängnis gesteckt,

Lucrezia Cenci (Scipio Pulsone) . *Photo Alinari*

kam aber immer wieder frei, da er über Geld und Beziehungen verfügte.

Seine Laster hinderten ihn nicht mit seiner ersten Frau drei Söhne und zwei Töchter in die Welt zu setzen. Aber diese Früchte normaler Liebesbetätigung verfolgte er späterhin mit geradezu pathologischem Haß. Den Söhnen versagte er trotz seines großen Reichtums den nötigsten Unterhalt und trieb sie aus dem Hause. Die ältere Tochter konnte sich vor seinen Mißhandlungen nur dadurch retten daß sie die Hilfe des Papstes anrief, der ihr auch einen Gatten verschaffte und vom Vater eine standesgemäße Mitgift erzwang.

Mit um so größerer Wut quälte nun das alternde Scheusal die junge Beatrice und die zweite Ehefrau Lucrezia Petroni. Diese mußte zusehen wie er sich in ihrem eigenen Bett mit Knaben und Dirnen vergnügte; die zu großer Schönheit herangeblühte Tochter Beatrice aber vergewaltigte er kurzerhand.

Beatrice Cenci (Guido Reni) *Photo Alinari*

In jener Zeit war die altrömische patria potestas, die väterliche Gewalt, noch recht weitgehend in Kraft, und Frauen und Töchter wurden, wenn es dem Familienoberhaupt so beliebte, wie Gefangene gehalten.

*

Da der Versuch der Frauen, auch für sich beim Papst Hilfe zu finden, fruchtlos blieb, griffen sie zur Selbsthilfe. Mit zwei Brüdern und einem Monsignore, der die junge Cenci liebte, wurde der zeitübliche Plan verabredet den alten Verbrecher aus dem Wege zu räumen.

In dem einsamen Landschloß Petrella kam die Tat zur Ausführung. Beatrice ließ eines Nachts die zwei gedungenen Mörder ein, eiferte die ein wenig zaghaft gewordenen Bravi mit leidenschaftlicher Rede an, und überwachte selbst die Prozedur bei der dem Schlafenden ein großer Nagel durch das

Auge in den Kopf getrieben wurde. Hierauf wurde die Leiche in die Senkgrube geworfen, und es konnte glaubhaft sein daß der Alte bei einem nächtlichen Gang durch einen Fehltritt abgestürzt sei, da die damalige Konstruktion der Gemächer des Schweigens solchen Unglücksfall durchaus ermöglichte.

Kaltblütig zahlte Beatrice den Mördern ihren Lohn gemäß Tarif aus. Als häusliches Mädchen gab sie das blutige Bettlaken, statt es zu verbrennen, zum Auswaschen unter dem Vorgeben, das Blut stamme von anderer, mit ihr selbst zusammenhängender, Ursache. Diese unangebrachte Sparsamkeit wurde das Verderben aller Beteiligten, denn die Waschfrau machte sich Gedanken, und so wurde der Verdacht auf die richtige Fährte gelenkt.

Die drei Geschwister und die Stiefmutter wurden in Anklage versetzt, in die Engelsburg verbracht, der Tortur unterzogen, die Beatrice wie ein römisches Heldenmädchen ertrug. Aber schließlich gestanden Alle die Tat ein. Der mitschuldige Monsignore hatte inzwischen das Weite gesucht und überließ die Geliebte ihrem Schicksal. Der jüngere Bruder, ein Knabe von fünfzehn Jahren, wurde zur Galeere; die nicht viel ältere Beatrice und die Stiefmutter zum Beil; der ältere Bruder zur Vierteilung verurteilt.

Die Hinrichtung fand vor der Engelsburg unter großer Beteiligung des Publikums statt. Wie üblich waren Tribünen für die Zuschauer errichtet, deren eine wegen Überfüllung einbrach wodurch einige Personen zu Tode kamen.

*

Man muß sagen daß die Härte dieses Urteils nicht recht verständlich ist. Morde innerhalb der

guten Gesellschaft gehörten damals zu den alltäglichsten Ereignissen über die sich niemand sonderlich aufregte. Gewisse Arten von Privatjustiz waren sogar als berechtigt anerkannt. So hat beispielsweise Paolo Orsini, der später die schöne Vittoria Accoramboni heiratete, seine erste Frau, eine Tochter des Großherzogs Medici, wegen ehelicher Untreue unter Billigung und im Beisein von deren Brüdern eigenhändig erwürgt, ohne daß diese Tat seinem Ansehen irgend Abbruch tat noch ihn mit den Gerichten in Konflikt brachte. Zudem war der ermordete Cenci als Scheusal bekannt, die Frauen waren den sadistischen Quälereien des Unholdes schutzlos preisgegeben, so daß ihre Tat fast als berechtigte Notwehr gelten konnte. An leidenschaftlichen Versuchen, die Freisprechung der Beatrice aus diesem Grunde zu erwirken, hat es auch nicht gefehlt.

Zur Erklärung dieses von der öffentlichen Meinung als unbillig empfundenen Urteils wurde von der Papal-Partei darauf hingewiesen, daß sich gerade um die Zeit des Prozesses Morde zwischen nahen Verwandten erschreckend gehäuft hatten und der Papst ein Exempel statuieren müßte. Minder wohlwollende Kritiker hingegen wollten seine innere Begründung in dem Umstande sehen, daß nach der Verurteilung sämtlicher natürlicher Erben die Kirche, also der Richter, das namhafte Erbe des alten Cenci antrat — was freilich eine starke Beschwerung richterlicher Unparteilichkeit darstellt. Wie dem auch sei: das Andenken der kleinen Beatrice ist durch ihr trauriges Ende in die Jahrhunderte eingegangen; Papst Clemens Aldobrandini aber durch dieses, sowie durch sein Urteil gegen Gior-

dano Bruno, für immer in die Reihe der bösen Richter eingerückt.

*

In der Barberini-Galerie hängt ein Bildnis das Guido Reni am Tag vor der Hinrichtung von Beatrice angefertigt haben soll: ein liebliches Jungmädchen-Antlitz, von schwermütigem Zauber überhaucht, einen Turban mit unschuldiger Gefallsucht um die blonden Locken geschlungen. Neuerdings haben freilich die Gelehrten ausfindig gemacht, daß dieses Bild gar nicht die Cenci darstellt sondern eine Sibylle. Aber an solche Feststellungen der Wissenschaft kehrt sich niemand, und mit Recht. Dieses Bildnis hat durch dreihundert Jahre als das Bildnis der unglücklichen Beatrice gegolten und es deckt sich gut mit der Vorstellung, die auch die sonstigen Überlieferungen von ihr geben: also ist es in einem höheren Sinn ihr Porträt, und hat es zu bleiben.

BESUCH BEI GROSZEN

GIORDANO BRUNO

Der Platz Campo dei Fiori ist eine jener Stätten zu denen hinzupilgern kein deutscher Romfahrer verabsäumt: hofft er doch daselbst jenen ruhmreichen Einkauf zu tätigen der ihm gleichermaßen die Gloriole des gewiegten Kunstkenners wie des gerissenen Geschäftsmannes verleiht. Der Platz ist mit Zelten und Buden bedeckt wie der Jahrmarkt einer kleinen Stadt, hier wird allerlei Trödel feilgeboten wie ihn jedermann daheim in irgendeiner abseitigen Gasse wohlfeiler und wertreicher erwerben kann. Aber auf dem Campo ist solcher Einkauf von Romantik umwittert, die Spannung des pürschenden Jägers, die Raublust der wildernden Hauskatze macht das Herz höher schlagen: und so ist denn, zumal am Mittwoch, der Platz schwarz von einer kaufenden verkaufenden anpreisenden feilschenden Menge.

Inmitten des Gewimmels steht unbeachtet ein schlichtes Denkmal. Dieser heute so friedfertige Platz mit dem poetischen Namen „Feld der Blumen" war ehedem minder friedlichem Tun gewidmet: er war

die Hinrichtungsstätte, und insbesondere fanden hier die beliebten Schauspiele der Ketzerverbrennung statt.

Eines der ungezählten Opfer glaubensimperatorischer Grausamkeit war der Mann auf dem Denkmal, den Papst Clemens Aldobrandini mit der pharisäischen Phrase, man solle ihn gnadenvoll und ohne Blutvergießen behandeln, der sogenannten irdischen Gerechtigkeit übergab — nicht anders als jener übelberufene Pilatus die gepflegten Hände mit dem Fischerring in Unschuld waschend.

Der Mann auf dem Denkmal ist Giordano Bruno.

*

Zu dieser geweihten Stätte sollte freilich jeder Romwanderer, zumal jeder deutsche Romwanderer, ernsten Sinnes pilgern: denn es war einer der Ruhmes-Augenblicke des Menschentums, als am siebzehnten Februar Sechzehnhundert an dieser Stelle Bruno auf dem Holzstoß stand, verächtlich das Haupt wendend als ihm das Kruzifix — das Abbild seines Schicksalsbruders — entgegengehalten wurde, und er seine Seele an Gott zurückgab. An jenen Gott, von dem er sagte er sei weder groß noch klein; das Größte weil allumfassend, das Kleinste weil in allem gegenwärtig; nicht zerteilt, sondern in jedem Einzelnen ganz, wie der Ton den einen Raum erfüllt. An die unvergängliche Allseele, die in Geburten sich zur Bewußtwerdung ausdehnt, im Tod den ausgeschickten Vorposten wieder zu sich einzieht.

*

Am Sockel des Denkmals befinden sich acht Medaillons mit den Bildnissen anderer Streiter um die Freiheit des Menschengeistes: Erasmus Vanini Paleario Servet Wicleff Hus Sarpi Campanella. Von

Giordano Bruno *Photo Alinari*

diesen wurden vier verbrannt, vier aus Versehen nicht verbrannt.

Die Auswahl ist nicht sehr glücklich, denn diese Männer kämpften zumeist um innerkirchliche Probleme, dogmatische politische nationale Fragen. Bruno hingegen lebte in andern höheren Bereichen. Ihm kam es wenig darauf an, ob den glaubenbedürftigen Menschen der Kelch in dieser oder jener Form dargereicht, mit dieser oder jener Doktrin erläutert wird.

Glücklicherweise ist Michael Servet darunter, zur rühmenden Erinnerung daran, daß Unduldsamkeit Fanatismus Grausamkeit nicht Spezialitäten der römischen Kirche sind, sondern jeglicher Form von Machtausübung im Dienste irgendeines Glaubens eignen. Ihn hat der fürchterliche Calvin verbrannt, weil der spanische Arzt über die Dreieinigkeitsformel anders dachte als der Imperator von Genf. Um solcher talmudischer Wortwürfeleien willen hat die Menschheit während über tausend Jahren Ströme von Geist Ströme von Tinte Ströme von Blut vergossen!

*

Bruno ist einer von den großen Wegbereitern menschlichen Geistes. Er hat die astronomische Entdeckung des Kopernikus — die der vorsichtige Domherr von Frauenberg sechsunddreißig Jahre lang im Schreibtisch verschlossen gehalten, ehe er sie wenige Monate vor seinem späten Tod der Menschheit auslieferte — erweitert, begründet, als leidenschaftlicher Künder auf seinen Lehrfahrten durch halb Europa verbreitet, in seinen Schriften zum Verständnis der nicht fachgelehrten Kreise gebracht.

Er hat aber auch weiterhin diese umwälzende Ver-

änderung des Weltbildes in ihren tiefgehenden geistigen Folgerungen erkannt und sie zum Fundament jener Deutung vom Wesen der Welt und der menschlichen Seele gemacht, die ihm mit allen wahrhaft tiefen Geistern — von den indischen Veda-Deutern über Platon und die Neuplatoniker, den esoterischen Jesus, die Gnostiker und Doketen, die deutschen Mystiker hinweg — gemeinsam war: daß Gott und Welt und Seele eine einzige untrennbare Einheit sind, und alle Erscheinungen und ihre Gegensätze nur Spiegelungen des einen unvergänglichen Urgrundes.

*

Die Imperatoren der Kirche wußten gut, warum sie diesen unerbittlichen Denker nicht so nachsichtig behandelten wie etwa den schwärmenden Bischof von Brixen, den Winzersohn Nikolaus aus der Moselstadt Cues; oder den vom reinsten Atmangeist erfüllten Dominikanerprovinzial Meister Eckhart, dessen dunkelleuchtendes Gottgestammel sie hingehen ließen als er in einem flauen Widerruf die Autorität der Kirche und die Rechtheit ihrer Dogmen anerkannte.

War die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Schöpfung sondern nur ein Korn im Milliardenstaub der Gestirne; war der Himmel nicht mehr eine grenzenhafte Schale, hinter der Raum war für ein irgendwie gedachtes Jenseits mit himmlischer Rangordnung, mit Gesetzen und Geboten, mit Strafe und Lohn — sondern Unendlichkeit in Raum und Zeit, mit ewig sich umschwingender Wandlung Gestaltung Umgestaltung: so war kein Platz mehr für den alten Judengott Jahwe, der seinen Thron im christlichen Kirchenhimmel aufgeschlagen hatte, der nach Gutdün-

ken strafte und lohnte, zürnte und verzieh, Auserwählte berief, die nicht Berufenen verstieß, und in dessen Namen über die glaubende Menschheit ein unentrinnbares Netz von Herrschaft aufgerichtet worden war.

Aus dieser Seelenlage allein ist es verständlich, warum diese eine naturwissenschaftliche Entdeckung die damaligen Geister in so tiefwühlende Erregung versetzte, während tausend andere nicht minder weitreichende seither — wie etwa der Sturz der Atomistik — keinerlei Gemütswallungen hervorgerufen haben.

Die kopernikanische Entdeckung in ihrer brunonischen Fassung und Auslegung war bestimmt, dem Imperium der Religion überhaupt ein Ende zu bereiten. Darum forderte die römische Inquisitionszentrale den entlaufenen Dominikanermönch so nachdrücklich von dem sich sträubenden venezianischen Tribunal ein, das den zu kirchlichem Widerruf Bereiten vermutlich mit leichter Buße hätte laufen lassen. Darum versuchte sie ihn durch siebenjährige Haft in den Engelsburgkasematten mürbe zu machen und ihn dazu zu bringen, nicht nur die Lehrmeinungen der Kirche anzuerkennen — wozu er bereit war — sondern seine eigene Lehre zu widerrufen. Und erst als er sich dessen standhaft weigerte beschloß das Kollegium unter Vorsitz von Gottes Statthalter mit Brunos Leib auch Brunos Geist zu verbrennen.

Prophetisch hatte dieser ein Dutzend Jahre früher sein Schicksal vorausgeahnt. Im Dialog Aschermittwochsmahl schließt er in leichtfertiger Gesprächslaune, man möge ihm doch wenigstens einen Fackel-

träger mitgeben, ihn durch die unsichern Straßen Londons heimzugeleiten; er beanspruche ja gar nicht ein Geleite von hundert Fackeln, wie ihm „solches nicht versagt werden wird, müßte er auch am hellen Mittag einherschreiten, sollte es ihm bestimmt sein auf römisch-katholischem Boden zu sterben".

Um diesem Schicksal zu entgehen hielt er sich fünfundzwanzig Jahre außerhalb Italiens auf: in Frankreich in Genf in England in Deutschland. Bis er sich verführen ließ sich in der Republik Venedig niederzulassen. Auf diese hatte die römische Inquisitionsgerichtsbarkeit zwar keinerlei Einfluß; aber schließlich lieferte sie ihn als politisches Tauschobjekt aus. „Es erscheine angemessen, in einem so außerordentlichen Falle Seiner Heiligkeit dem Pontifex einen Dienst zu erweisen" heißt es in den Inquisitionsakten.

*

Vor jedem der Unzählbaren ziemt es demütig das Haupt zu neigen die für eine Idee, für einen Glauben, für ein außerhalb ihrer Person stehendes Ziel ihr Leben hingegeben haben: denn in der Fähigkeit zur Selbst-Opferung liegt aller Adel des Menschenwesens begründet. Und dennoch möchte man eine Rangordnung solcher Opferung erblicken. Es ist ein Unterschied in der sittlichen Größe, ob der Heros im Rausch des Kampfes sein Leben hingibt; ob der Märtyrer vermeint nach kurzer Qual in himmlischem Glanz zur Rechten des Weltenvaters zu sitzen; ob der Weise am Ende eines ausgelebten Lebens, angewidert von der Gemeinheit der Welt, den schmerzlosen Giftbecher als einen Trank der Genesung schlürft: oder ob ein Mann ohne Glauben an jenseitigen Lohn, ohne Rausch, ohne Beifall von Genossen, einsam, in der Nüchternheit endloser Ge-

fangenschaft, nur dem eigenen Gewissen verantwortlich vor dem Entschluß steht, gegen einen erpreßten und darum vor jeder Gerechtigkeit ungültigen Widerruf die Klinke der Kerkertüre zu ergreifen die den Weg zum Licht zum Leben zum Wirken an den höchsten Dingen öffnet — oder unverblendeten Auges die Marter eines langsamen schreckenvollen Todes auf sich zu nehmen.

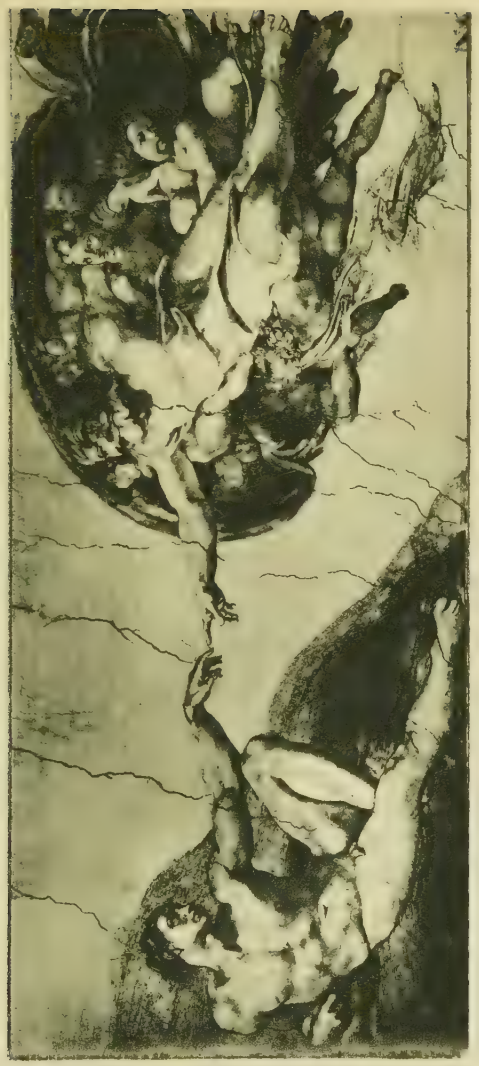
So gesehen war Dieser hier vielleicht der größte unter allen Märtyrern des Geistes, und es ist nur geringer Dankeslohn für seine im höchsten Sinn heroische Tat, wenn wir den Tag seines Todes als einen Wendepunkt in der Geschichte des Menschengeistes ansehen: von jetzt und von hier aus beginnt der Weg in die Freiheit!

*

Dieser italische Mensch — es mag dahingestellt bleiben, ob die Ansicht seines rassefanatisch abgestimmten deutschen Verkünders Kuhlenbeck begründet ist: der den in den Inquisitionsakten überlieferten kastanienbraunen Knebelbart Brunos als Hinweis auf dessen germanische Abstammung deutet — dieser campanische Soldatensohn hat tiefe Verbundenheit zum deutschen Geist gefühlt. Ergreifend ist es in der Abschiedsrede zu lesen, die er in Wittenberg hielt als er aus seinem dortigen Lehramt schied:

„Und du, liebe deutsche Erde, du Auge der Welt, du Fackel dieses Universums, so oft du auch im Umschwung der Planeten dich der Nacht zuwenden magst: kehr immer wieder zum Licht zurück und bring diesem Vaterlande so vieler Helden immer glücklichere Tage Monate Jahre Jahrhunderte!"

*



Adam-Erschaffung *Photo Alinari*

Jeder Romwanderer, zumindest jeder deutsche Romwanderer, sollte einige Herzschläge lang zu Füßen dieses schlichten Denkmals stehen, des Trödellärms ringsum vergessen, und eine Blume auf die Stelle legen, wo einer von den großen Befreiern einen qualvollen Tod gestorben ist — für uns Alle!

MICHELANGELO

Betritt man die Sixtina, diese heilige Stätte, darin sich eine der ganz großen Offenbarungen des Menschengeistes befindet, so wird man zunächst vom Raumeindruck abgestoßen. Das ist kein Raum — das ist ein Unraum. Vierzig Meter lang, aber nur dreizehn breit. Dabei unendlich hoch, wohl an die zwanzig Meter. Ungegliederte glatte Wände, hoch oben an den zwei Langseiten von schmalen Bogenfenstern erhellt, ein Tonnengewölbe in das breite Stichkappen sich einpflügen.

An den Langseiten vom Fußboden weg ein leerer Mauerstreif, dazu bestimmt bei feierlichen Anlässen Bildteppiche aufzunehmen. Darüber zwölf regelmäßige Vierecke mit vortrefflichen Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament von Botticelli Perugino Signorelli und andern Meistern. Darüber in den Fensterpfeilern vierundzwanzig Papstfiguren von allerlei Malern minderen Ranges. Darüber . . .

Nun: darüber durfte dann auch Michelangelo drankommen und den Plafond anstreichen!

*

Joel *Photo Alinari*

Das Blut steigt einem zu Kopf über diese tiefe Entwürdigung des Genius!

Wenn die Päpste sich als Hauskapelle und zur Vornahme besonders wichtiger Zelebrierungen keinen besseren Raum zu schaffen wußten, als diesen hier der allenfalls für ein Weinlager Eignung hätte: das war ihre Sache. Wer dessen Decke ausmalte war wirklich gleichgültig, das war eine Aufgabe höchstens gut genug für die dritte Garnitur der Gehilfen aus Raffaels Werkstatt. Es ist unmöglich von diesen Deckengemälden irgendetwas zu sehen, wenn man sie nicht als pflichteifriger Reisender besucht, sich den Hals ausrenkt oder in eigens konstruierte Reflexspiegel späht. Beides dürften die bei einer feierlichen Papstmesse Anwesenden kaum getan haben, und der Auftraggeber hat sicher nicht daran gedacht die päpstliche Hauskapelle dereinst als Wanderziel für Millionen aufzutun.

Das also war die Aufgabe die Julius dem Mi-

Isaia *Photo Alinari*

chelangelo stellte, der Ersatz für das gigantische Monument um das herum Julius die Peterskirche zu bauen gedachte. So sah die Förderung der Künste aus die diesem Papst von der urteilslosen Nachwelt als Leumundszeugnis ins Sittenbuch geschrieben worden ist! Dabei war es noch völlig ungewiß, ob Der dem man als Bildhauer das Höchste abfordern durfte als Maler gleich Großes zu schaffen fähig war: hatte doch Michelangelo bislang nur den — freilich hoch zu berühmenden — Karton für die badenden Soldaten in Konkurrenz zu Lionardos Anghiari-Schlacht angefertigt, aber noch kein Malwerk von Format ausgeführt. Er weigerte sich daher mit gutem Grund die Arbeit zu übernehmen; Julius aber bestand hartnäckig darauf, und mit diesem Wilden war nicht zu spaßen. So ging denn Michelangelo seufzend an die Arbeit, sperrte sich in die Kapelle ein, versagte jedermann den Zutritt, arbeitete allein, ohne andern Gehilfen als den Farben-

reiber: und nach zweieinhalb Jahren war das Werk vollendet.

Erwägt man die völlige Uneignung der ihm zur Verfügung stehenden Fläche, der er erst durch ein geniales System von gemalten Bogen Simsen Gurten Zwickeln Sockeln Bändern eine sinnvolle architektonische Gliederung verlieh; erwägt man die ungeheure Menge von Darstellungen — neun Szenen aus der Schöpfungsgeschichte; zwölf Propheten und Sibyllen; achtundzwanzig biblische Szenen; zwanzig Sklavengestalten, die mit Bändern und Girlanden die einzelnen Felder verbinden; zwölf Gruppen in den Stichkappen; zahllose kleine Figuren in den Medaillons den Bogenecken an den Pfeilern ungerechnet: so ist dieses Werk, dem Gehirn eines Mannes entsprungen, von den Händen eines Mannes ausgeführt, in so kurzer Zeit hergestellt, an sich schon eine Geistesleistung von wahrhaft gigantischem Ausmaß.

Nur der Genius Shakespeare ist dem Genius der hier am Werk war vergleichbar. Diesen Beiden ist das Werde-Wort jenseits von Zeit und Raum überkommen. Sie sprechen es aus: und das Chaos wird Gestalt. Aus den Tiefen der Welt heben sie den unberührten Urstoff herauf, formen — Prometheussöhne die sie sind — Wesen nach ihrem inneren Bilde

*

Ein neuer Olymp von Licht und Klarheit ist mit den Gestalten einer Übermenschen-Welt bevölkert.

In gemessenen Abständen sitzen ringsum — ein Areopag von Halbgöttern — die Wissenden und

Weisen, die Sagenden und Künder. In schöpferische Schau versunken Jeremias; in schaffendem Zorn auffahrend Ezechiel; in Klarheit betrachtend Joel mit dem Seherhaupt Goethes; aufjauchzend ins Licht, als ein Dunkel-Entstiegener, Jonas. In wissender Ruhe schreibt Daniel hin was er ersah, einer aus dem Geschlechte jener Starken, deren einen der Künstler als David schuf. Sein Bruder Isaias, mit der zuckenden Blitzfalte zwischen den Brauen, in unendlich erhabener Kündergebärde die Hand warnend erhoben.

Zwischen diesen Weisen und Sehern die rätselhaften Schicksalsschwestern, die Sage-Kündenden, die Sibyllen. Zum Buch, in dem alles Werden von Ewigkeit her vorgezeichnet ist, greift die Lybica, den Göttinnenleib entschlossen wendend. Klar spricht den Frager die stolze Erythrea an. Von Urwissen belastet, schicksalsmüd, trauert die cumäische Parze. Doch mit weitoffenem Blick schaut die Delphica ins wirkende Werden, ihre erlauchten Züge sind vom Glanz der Kraft überleuchtet, ihr von himmlischer Süße umspielter Mund erfüllt die Seele mit unhörbarem Gesang.

An den Säulen und Sockeln tummeln sich die Gestalten des Zwischenreichs. Sie sind die Dienenden Hebenden Tragenden. Als Schicksalsboten durcheilen sie den Raum, selbst fühllos und ohne Seele bringen sie Leid und Glück den Schicksal-Unterworfenen. Aus ihrem Geschlecht stammt der Engel der Tobias führt, und jener der der Jungfrau die Geburt des Heilands verkündet. Von wunderbarer Schönheit sind sie — aber jenseits von dem was Menschen schön. Sie sind nicht Männer und sind

Delphica *Photo Alinari*

nicht Frauen, beides scheinen sie in einem zu sein. Alterslos sind sie, unberührt vom Wandel der Dinge, mehr als Menschen, und weniger.

Unterhalb diesem in Klarheit ruhenden Geschlecht von Halbgöttern und Göttergehilfen ist in den Niederungen der Fensterbögen das Menschengeschlecht angesiedelt. Unter altbiblischen Titeln spielt sich das bunte Leben ab, in Leid und Freude in Güte und Verrat in Hoffen und Verzweifeln. Ein wenig schattenhaft ist diese Welt, die Schicksale flüchten vorüber, Tränen und Lachen sind bald als wären sie nie gewesen.

In den Stichkappen, wie in dämmerigen Höhlen wohnend, breitet sich das Reich der Mütter aus. Erwartend und träumend nährend und kleidend lehrend und bildend sorgend und hoffend: Mütter. Mit ihren Kindern, mit ihrer warmen schoßentstiegenen

Lybica *Photo Alinari*

Brut: Mütter. In dieser Welt hat der Mann keinen Raum. Nur in einem der Bilder ist einer zu finden, hingerekelt liegt er, schläft, schnarcht, das weggeworfene Werkzeug der Lust. Um schützende Kniee an nährender Brust am kosenden Hals der Mütter wimmeln die Geschöpfe ihres wissenlosen Schaffens, des dumpfen Werdens. In dämmerigen schoßhaften Höhlen steigt aus dunklen Tiefen auf zum Licht der ewig in sich verschlungene Reigen der Geburten.

*

Hoch oben aber, in der Mitte der Decke, wird der Geist.

In Lebensfluten im Tatensturm naht Gott, der Schaffende, sich der trägen Erde. Auf ihr lagert, Teil von ihr, schlafumfangen, ein herrliches Gebild: Adam, der Mann-Mensch. Aus tiefem Ahnungstraum heraus hebt er schwer, willensunkund, Arm und Hand dem Nahenden zu. Der seinerseits reckt dem schönen Schläfer, wie einen Blitz des Wollens, Arm

Hand Finger entgegen — und im Ehrfurchtschauer wird fühlbar: daß nun aus dem Gott-Wesen ein Funke überspringt in das Erd-Wesen. Nun gleich wird sich dieses Gebild erheben, dastehen schreiten handeln: ein Gott-Irdisches, ein Mensch!

Nie vorher nie nachher ist einem Bildner so überzeugendes Gleichnis der Geist-Werdung gelungen, nie ein so überwältigendes Abbild tiefsten Gottgefühls. Was die abgründigsten Denker aller Zeiten nur in stammelnden Worten der Seele nahe zu bringen vermochten: das Wissen um das Eins-Sein von Gott und Mensch — hier wurde es beglückende Gestalt.

*

War es die Aufgabenstellung; war es die unselige Längendehnung der verfügbaren Fläche; war es das Emporwachsen des Künstlers während der Arbeit: es ist ein Unglück für Zeit und Ewigkeit, daß die Adam-Erschaffung nicht als alleinherrschendes Bildnis den Olymp der Geistgeschöpfe krönt. So ist sie nur eine unter neun Szenen aus der dogmatischen Schöpfungsgeschichte.

Nur in deren einer noch lebt der gleiche Geist: im Bild von der Welt-Erschaffung, da der Schöpfer mit ungeheurer Gebärde das Dämmer des Chaos in Licht und Finsternis zerreißt. Aber schon die Weib-Erschaffung ist konventionell: als biederer Vater-Gott steht der Erschaffer vor dem schlafenden Adam und enthebt seiner Flanke das Weib, das sogleich demütig anbetend vor ihm in die Kniee sinkt. Die Versuchung im Paradies und die Vertreibung sind auf ein Bild vereinigt, getrennt durch die höchst körperliche Versuchungs-Schlange; und so herrlich die Leid-Menschlichkeit der vertriebenen Stammeseltern dargestellt ist: diese dogmatische Begründung

der Erbsünde hat im Olymp des Geistes nichts zu suchen. Völlig verunglückt ist das Bild von der Sintflut. Ein wirres Durcheinander naturalistischer Szenen anläßlich einer gleichgültigen Überschwemmung; eine Ansammlung virtuos gemalter Aktszenen, wie sie etwa auch Signorelli gemalt haben könnte.

*

Wie wenig, wie gar nicht die Gewalt dieses einzigartigen Malwerkes von der angeblich kunstsinnigen Renaissance-Gesellschaft — von wenigen abgesehen — verstanden und gewürdigt wurde, lehrt das weitere Schicksal des Malers Michelangelo, der mit diesem einen Werk erwiesen hatte daß er sämtliche Malergenossen seiner Zeit ebenso turmhoch überragte wie seine Bildhauergenossen. Schon nach der Enthüllung der ersten Hälfte der Sixtinadecke setzte die Intrige des Bramante-Klüngels am päpstlichen Hofe ein, um die Fortsetzung des Gigantenwerkes an Raffael zu übertragen, den Liebling dieser flachen genüßlichen im letzten Grunde ungeistigen Parasitengesellschaft. Der Eigensinn des Julius, der in dem widerborstigen leidenschaftlich glühenden unzähmbaren Manne ferne Verwandtschaft spürte, hat diese säkulare Schande abgewehrt. Es ist gewiß nicht Julius Verdienst, daß Michelangelo aus einer nichtigen Aufgabe ein Werk von solcher Größe schuf: aber daß er Anlaß war zu dieser einzig dastehenden Schöpfertat des menschlichen Genius: dies mag am Ende der Dinge all seine Untaten aus dem Schuldbuch löschen.

*

Die Franziskaner hatten dem ihnen geistverwandten Giotto Werk auf Werk übertragen; den Gozzoli Pintoricchio Signorelli Sodoma standen ge-

Sklave von der Sixtina *Photo Alinari*

eignete Räume zur Entfaltung ihres Talentes offen. Raffael wurde mit Aufträgen überschüttet: nur für Michelangelo fanden sich keine Wände, sie mit seinen Gesichten zu füllen. Kirchen auf Kirchen wurden errichtet: aber kein Dom wurde ihm anvertraut, seine Visionen von Raumgestaltung und Raumerfüllung an einem Werke ihm gemäßen Formates schrankenlos zu gestalten.

Sklave vom Julius-Grab *Photo Alinari*

Erst ein Vierteljahrhundert später wurde ihm die formlose Querwand der Sixtina überlassen, auf sie das Jüngste Gericht zu bannen. Es ist heute nicht mehr möglich sich von diesem Werk eine zureichende Vorstellung zu machen. Vom Ruß der Altarkerzen ist es angeschwelt. Auf Geheiß prüder Päpste wurden die nackten Gestalten der von den Posaunen des Gerichtes Aufgerufenen mit sittigen Scham-

schürzen übermalt, wodurch der Farben- und Gestaltenrhythmus zerstört ist. Dem Sechzigjährigen, ein Vierteljahrhundert des Pinsels Entwöhnten, mochte wohl auch die Kraft zu solchem Riesenwerk nicht mehr innewohnen. Genug an dem: dieses Werk ist ein Torso, voll von gewaltigen Einzelheiten, im Ganzen nicht von jener Macht der Einmaligkeit die Michelangelos Werken eignet.

*

Sein ganzes Leben mußte sich der einsame Löwe mit seinen Auftraggebern herumschlagen die ihm den Wirkungsraum verkümmerten. Der Kampf um das Julius-Grabmal, um die Medici-Kapelle, um die Fassade zur Lorenzo-Kirche die schließlich ganz unterblieb: das sind Tragödien. Und es ist Tragödie, daß der größte bildnerische Genius Jahrzehnte seines Lebens als Bauleiter von Sankt Peter kaltgestellt wurde. Freilich hat er — als ein Riese auch auf dem Gebiete der Architektur sich bewährend — durch die Gestaltung der Kuppel sich ein ewiges Denkmal gesetzt. Aber das Ganze war doch nicht sein Werk; am Werk eines Andern hat der Genius Dienst getan.

RAFFAEL

Wenn man eine Weile mit Michelangelo gelebt hat, heiß bemüht seinem Werk sich einzufühlen, ist es schwer, ja es ist unmöglich, zu den Werken seiner Zeitgenossen in ein Verhältnis zu kommen.

Vor allem zu Raffael.

In seiner „Italienischen Reise" schreibt einmal Goethe: Die Teppiche des Raffael seien das einzige aus seinem Werk, das bestehen bliebe wenn man von Michelangelo kommt. Dieser Ausspruch erweist nur, wie wenig innerliche Beziehung der Goethe Italiens zu Michelangelo hatte. Kein Wunder: dem innigen Verehrer italienischer Tertiärkunst konnte des Chaos wunderlicher Sohn höchstens respektvolle Achtung, aber keine Liebe abringen.

So vortrefflich Raffaels Arazzi als Meisterwerke der Webmalerei sind: sein gesamtes Malwerk lebt in anderm Seelenklima, nährt sich aus andern Quellen als das Michelangelos. Für Raffael war immer am Anfang der „Stoff". Den liefern Auftraggeber, gelehrte und literarische Freunde, Bibel und Legenden. Vor allem mußte der Stoff „dramatisch" sein,

Leo bei Attila *Photo Alinari*

Gelegenheit bieten, recht viele Menschen in verschiedenen Körper- und Seelenbewegungen darzustellen. Petri Fischzug oder die Schule von Athen, Pauli Areopagrede oder der Parnaß, Elymiä Blendung oder der Brand des Borgo: ein Stoff ist ihm so gut wie der andere, niemals fühlt man innere Anteilnahme, Erregung der Seele. Alles wird mit der gleichen Sicherheit Gekonntheit Virtuosität hingelegt. Nach Schönheitsgesetzen werden die Gruppen in den Bildraum komponiert, nach den Forderungen des Vorgangs lebhaft bewegt, die Figuren bringen — wie gute Schauspieler aufs Stichwort — ihre Rolle, und sie sind alle vortrefflich in ihrem Fach.

Letzten Endes ist das aber alles Theater. Gutes, meinetwegen ausgezeichnetes, aber Theater. Der Mangel an einem allesdurchdringenden Grundgefühl wird durch anekdotische Details ersetzt die das Entzücken der Bürger ausmachen. Ein kräftiger nackter Jüngling trägt den gebrechlichen Vater aus dem

Archimedes *Photo Alinari*

brennenden Haus. Mägde schleppen Krüge schwenken Eimer, aber sie vergessen dabei nicht das Spielbein richtig nach dem Kanon zu setzen. Archimedes erfindet vor unsern Augen den nach ihm benannten Lehrsatz, liebliche Knaben schauen ihm dabei mit so unverhülltem Lerneifer zu daß jedem Oberlehrer das Herz im Leibe lachen muß.

*

Die meisten der berühmten Stanzenbilder sind höfische Repräsentationsmalerei, nach Maß angefertigt. Raffael malt die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, irgendeine obsolete Anekdote aus der Zeit des Constantin. Aber Julius wünscht die Angelegenheit zu einer Vertreibung der Franzosen aus dem Kirchenstaat umgedeutet. Nichts leichter als das: auf samtenem Tragstuhl wird der Papst hereingetragen, im Cinquecentokostüm mitten unter die römischen Zenturionen. Oder Raffael malt die Be-

gegnung zwischen Leo und Attila, diesen größten Moment der römischen Kirche. Aber was bedeuten ihm Leo und Attila und Begegnung! Er malt eine Theaterszene. Auf einem Zirkusschimmel sitzt der tiarageschmückte Papst mit den aufgeschwemmten Zügen Leos, dahinter zwei feiste Äbte. Da er sich — mit Recht wie man zugeben muß — auf die Macht seiner Persönlichkeit nicht verläßt, so eilen in den Lüften zwei himmlische Schutzleute mit blanker Waffe herbei, wodurch die Tat des Papstes recht erheblich an Größe einbüßt.

Ebenso von außen aufgepfropft, aber von dem stets und zu allem bereiten Pinsel virtuos ausgeführt, ist die philiströse Allegorik die sich auf andern Bildern breit macht. Da werden in der Segnatura die Erztugenden dargestellt: langweilige gezierte Frauenzimmer mit öden Requisiten in Händen — man begreift, daß sich die Zeitgenossen gehütet haben mit ihnen in Berührung zu kommen. Oder Apollo mit den Musen auf dem Parnaß: in der Mitte ein olympischer Primgeiger, verklärten Auges gen Himmel blickend, einen mächtigen Lorbeerkranz auf dem Haupt, rings um ihn hübsche Mädchen in malerischen Stellungen seinen Klängen lauschend. Wenn so die Kunst aussähe — man möchte sein Lebtag nichts mehr von Kunst wissen!

*

Aber diesen Afterpoeten Fazetienschreibern Bilderbestellern der papalen Hofgesellschaft: so erschien ihnen die Kunst! Es ließ sich so wohlig plätschern in diesem vergißmeinnichtblauen Meer von Schönheit inmitten der von Schrecknissen erfüllten Welt. Was sollten diese Menschen anfangen mit den tragischen Masken jener Sibyllen, die der mür-

rische Einsiedler drüben in der Sixtina an die Decke gebannt hatte? Kunst soll der Erholung der Schönheit der Lebensfreude dienen. Und so malt Raffael — ein deutlicher Protest gegen Michelangelo — in der Maria Minerva seine Sibyllen: vier wohlerzogene Damen aus der besten Gesellschaft, mit edlen Bewegungen, in anmutiger Gruppierung hingegossen. Geflügelte Engeleins flattern um sie herum und verhelfen ihnen zu ihren Weisheiten durch Schrifttafeln und Bücherrollen.

*

Während Michelangelo in den besten Jahren seiner Kraft fast brach lag konnte Raffael sich kaum retten vor Aufträgen. Wer etwas auf sich hielt in der guten Gesellschaft mußte eine Privatmadonna von Raffael besitzen. Über drei Dutzend sind auf uns gekommen; wie viele verlorengegangen sind weiß man nicht. Sie stammen aus dem Besitz der Diotisalvi und Aldobrandini Colonna und König Franz. Für öffentliche Kirchen waren nur ganz wenige bestimmt.

Von einiger Entfernung betrachtet gleichen sie sich fatal. Stets das hübsche Mädchen mit dem schicksallosen Gesicht, nichts an ihr von der Himmelskönigin, nichts auch nur von Mutter. Eine Gouvernante aus reichem Haus die sich mit ihrem Zögling, gelegentlich auch noch mit dessen Kamerädlein, nach der Montessori-Methode befaßt. Diese beruhigende Szene ist stets in eine friedliche bürgerliche Umgebung gesetzt: ein Stieglitz eine Heuschrecke ein Fisch sind die göttlichen Embleme.

Nur ein einziges Mal ist es Raffael gelungen, sich über die Sphäre wohlhabenden Familienglücks zu erheben, einen Strahl aus jener hohen Welt des

Raffaels Sibyllen *Photo Alinari*

Geistes einzufangen die Heimat des wahren Künstlers ist: in jener wolkenschreitenden Madonna mit dem in schicksalsträchtige Fernen blickenden Kind auf dem Arm, die er für das Kloster des heiligen Sixtus in Piacenza gemalt hat. Es ist trotz der putzigen Engel am untern Bildrand und der leer-gefälligen Gestalt der Dame Barbara eine von den hohen Offenbarungen der Menschenseele.

*

Durch die hemmungslose Aufnahme die Raffaels Kunst bei seinen Zeitgenossen fand war es ihm vergönnt sich in seinem Werk völlig auszuleben. Sein eminenter Fleiß und die problemlose Bereitschaft seiner Schaffenskraft ermöglichten ihm in den zwanzig Jahren seines Wirkungslebens eine unwahrscheinliche Menge von Arbeiten aus sich herauszustellen. Freilich konnte er der stürmischen Nachfrage nur genügen indem er eine Schar von Hilfskräften beschäftigte. Eine große Zahl der unter seinem Namen gehenden Werke sind nach seinen Entwürfen

Brand des Borgo *Photo Alinari*

und unter seinem Einfluß von Gehilfen und Schülern, dem Giulio Romano und andern, gearbeitet. Auf deren Rechnung mag wohl auch die unerfreuliche Ausmalung der Loggien zu setzen sein. Immerhin trägt Raffael die Verantwortung für die daselbst

befindlichen Schöpfungsbilder, armselige und einfältige Abschrift der sixtinischen Schöpfungsvisionen.

*

Raffael malte den Geist der Gesellschaftsschicht in der er lebte — und nicht ein Gran mehr: kein Wunder, daß er ihr vergötterter Liebling war, und weiterhin das Ideal aller satten Bürger und himmelblauen Seelen. Er ist der Protagonist jenes Parnasses von Schönheitsmalern welche die nächsten Jahrhunderte mit ihren Arbeiten überschwemmten; Ursprung der unsalzigen Flut die noch die Schwelle unserer Tage bespülte.

Diese italienische Welle hat nachmals die deutsche Kunst, dieses herrliche bodenständige Gewächs, fast ersäuft. „Was die Schönheit ist, weiß ich nicht" seufzt Dürer in seinem Tagebuch. Aber bevor er nach Italien ging und ihm Raffael eine Zeichnung schickte als Gruß eines Königs an den andern: da wußte er es genau. Oder besser: er wußte, daß Kunst nicht irgendeinen Schönheitskanon darstellen, sondern Wahrheit der Schau Erregung der Seele ausdrücken soll.

*

Zu Häupten von Raffaels Sarg war, gewissermaßen als sein Testament, die „Transfiguration", die Himmelfahrt Christi, aufgestellt. Dieses berühmte Bild enthüllt aufs klarste die Begrenztheit von Raffaels Kunst, ihre völlige Diesseitigkeit, ihren gänzlichen Mangel an geistiger Kraft. Gemalte Illustration zum Bericht der Apostelgeschichte. Eine Theaterszene, gestellt von einem geschickten Regisseur, der innerlich unbeteiligt ist, aber um die Wirkungen Bescheid weiß. Ein dogmatisches Lehrbild, mit der brutalen Raffaelischen Palette gemalt, ohne

Magie der Farbe, ohne Anhauch aus den Rätseltiefen der Welt. Dieses innerlich völlig hohle Malwerk hat einige Jahrhunderte als einer der Gipfelpunkte der Malkunst gegolten, weitreichenden Einfluß geübt.

Etwa gleichzeitig malte in Alemannien, im Antoniterkloster zu Isenheim, ein deutscher Maler ebenfalls eine „Transfiguration", die Auferstehung des Geistes aus den Banden der Erdigkeit. Sie ist die tiefste gewaltigste erschütterndste Offenbarung deutscher Seele mit malerischen Mitteln. Doch dies einzigartige Werk blieb unbekannt und vergessen. Erst vor wenigen Jahrzehnten wurde es neu entdeckt. Aber noch heute ist es ein Fremdling unter den Deutschen. Sie herbergten unter sich den größten Genius der Farbe der je gelebt. Aber sie gingen hin und brachten Rauchopfer auf fremden Altären.

KUNSTHISTORISCHER EXKURS

RAFFAEL UND GRÜNEWALD

Raffael und Grünewald: in diesen beiden Namen verkörpert sich die Polarität zwischen italienischem und deutschem Kunstgeist.

Jahrhunderte haben Raffael als den künstlerischen Repräsentanten italienischer Kunst betrachtet — und in einem Sinn ist er es auch. Zwar führt kein Weg zu ihm herüber vom statuarischen Ernst des Cimabue, keiner von der strengen Geistigkeit des Giotto, der beschwingteren der Sienesen. Des Pisano Madonnen und Sibyllen sind den seinen unendlich fern. Und die Sinnseligkeit des zeitlosen und heimatlosen Michelangelo, des abgründigen Lionardo, wird man gut tun außerhalb jeglichen Vergleiches zu lassen.

Raffaels Ahnherren sind die Gozzoli und Ghirlandajo die Lippi und Perugino die Ghiberti und Donatello. Der Willenstrieb dieser Zeit: die freudige und berauschte Jasagung zu sich selbst; die Erhebung der „Schönheit" und des „Geistes" auf den Thron des Lebens; die unter der Flagge der Wiedererweckung der Antike vorstürmende Befreiung von der mittelalterlichen Gebundenheit zur

Raffael *Photo Alinari*

Grünewald *Photo Bruckmann*

Freiheit des Genusses: in Raffael und seinen Zeitgenossen, den Pintoricchio Sodoma und tutti quanti, hat dieser Zeitgeist strahlenden Ausdruck gefunden. Von Raffael geht dieser Strom von Lebens-Optimismus — sich verbreiternd, nicht sich vertiefend — weiter im Kunstbetrieb der ungezählten Meister der italienischen Nachrenaissance, ergießt sich von hier aus über ganz Europa.

*

Diese Raffaelisierung bedeutet die Loslösung der Kunst von ihren natürlichen Wurzeln, dem geistigen Leben des Volkes. Kunst wird Hausmagd der Großen und Reichen, zu deren Verherrlichung Genuß Repräsentation sie ein wohlgenährtes aber bodenfernes Dasein führt. Die Verweltlichung der religiösen Mythen macht reißende Fortschritte: bald wird Veronese das Gastmahl des Pharisäers als üppiges Diner bei einem Venezianer Kaufherrn malen, Coreggio süße Sünderinnen als verklärte Unschuldsmütter.

Und immer mehr werden antike Mythen Stoff der Darstellung. Zwar war diese mythische Welt schon für die Römer des Kaiserreichs, von denen sie übernommen wurde, lediglich entseelte Literatur dekoratives Kostüm. Aber diese schon zweimal verdaute Speise wurde nun der wurzellosen Schicht, die sich als Förderer der Künste auftat, als neue Nahrung aufgetischt. Raffael wirft in der Farnesina das Märchen von Amor und Psyche an die Decke, darin alles vorkommt, nur Amor nicht und nicht Psyche. Im Palazzo Farnese schmücken die Caracci Wände und Plafonds mit dem pompösen Lärm des Galathea-Zyklus. Im Rospigliosi lenkt Guido Renis Aurora die brausenden Wolkenpferde. Diese Theatervorhang-Malerei, diese Kunst aus dritter und

vierter Hand, hat nachmals in ganz Europa zum Erbrechen Nachahmung und Nacheiferung gefunden.

*

Aus andern Bereichen als die Kunst der italienischen Renaissance stammt deutsches Kunstschaffen, das der heilige Name Grünewald aufruft.

Das neugewordene deutsche Volk hat in seiner Frühzeit mit unverbrauchten Kräften aus den überkommenen antiken und byzantinischen Anregungen eine erdgewachsene Kunst erschaffen, die an Kraft der Gestaltung an Tiefe der Beseeltheit an Adel des geistigen Gehaltes nur in der älteren griechischen und in der ägyptischen Kunst des alten Reiches ihresgleichen hat. Die deutsche Seele des Mittelalters hat in ihr den stärksten Ausdruck gefunden. Baukunst und Bildnerei waren die natürliche Sprache dieses jungen, um die Bewußtwerdung seiner selbst ringenden, Volkes. Es hat sich aus den christlichen Mythen und Legenden eine zweite Religion geschaffen, ihr eigentümliche Formung verliehen, in ihr seine eigene Wesenhaftigkeit zum Ausdruck gebracht: und so haben sich während der zentralen Jahrhunderte des Mittelalters die Deutschen — denen blutmäßig auch die nordfranzösischen und burgundischen Frankenstämme zuzuzählen sind — in Wahrheit als das kunstschaffende Volk Europas bewährt.

Schon zu einer Zeit da Italien noch in tiefem, durch keine Kunstträume erhelltem, Barbarenschlaf lag — vom neunten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — entstand die deutsche Kunst, die man in ihrer Frühzeit romanische, in ihrer Reifezeit gotische nennt.

Die großen Zeugnisse dieser Morgenröte zeigen eine fast unglaubhafte Höhe der Vollendung. Die

Donatello Verkündigung *Photo Alinari*

Kathedralarchitektur die Portalbildnerei der Erzguß die Malerei: alles erweist eine Beherrschung der Mittel, eine Kraft und Fülle des Ausdrucks, wie sie nur Zeiten eignet denen Kunst innere Notwendigkeit ist, in denen sich der Aufschwung einer Volksseele als Kunstdurchdrungenheit aller Lebensäußerungen offenbart.

Von einem wahren Bau-Fieber ist diese deutsche Menschheit in ihrem Willen zur Selbst-Darstellung befallen. Aus dem kaum erst urbar gemachten Boden schießen wie Pilze gewaltige Bauten. Die Dome von Speyer Worms Mainz, Bamberg Naumburg Quedlinburg; die Kirchen von Köln und Hildesheim; die Klöster Laach Ebrach Maulbronn; die Pfalzen in

Meersburg *Photo Mezger*

Gelnhausen Goslar Wimpfen; und weiterhin die großen gotischen Münster von Straßburg Köln Freiburg Ulm Regensburg Wien (um nur Bauwerke zu nennen die auf noch heute deutschsprachigem Boden stehen): diese Monumente standen schon aufrecht als sich in Italien kaum erst der Wunsch nach neuer selbständiger Baugestaltung zu regen begann. Was gleichzeitig auf italienischem Boden an sakralen Bauten entsteht, ist, scheint es, auf den Bauwillen eingeströmter Elemente zurückzuführen: die oberitalienische Langobardenarchitektur, die sizilischen und apulischen Normannenbauten, die Gibellinen-Gotik in Siena und anderswo.

*

Nicht anders ist der Entwicklungsgang der Plastik, der, wie man immer meint, mittelmeerischen Kunst an sich. In Nicola Pisano erwacht sie aus jahrhundertlangem Schlaf, entringt sich schwer den antiken Fesseln, gewinnt erst um Dreizehnhundert herum durch Giovanni und dessen Schüler eigene Gestalt. Da aber waren bereits die Portale der deutschen Dome mit den wunderherrlichsten Gestalten bevölkert. Die Synagoge — die deutsche Anadyomene mit dem Mona-Lisa-Lächeln — lehnte an den Pforten von Straßburg und Bamberg, gestützt auf zerknickten Stab. Im Chor von Naumburg standen mit wachen Augen, Lebende in Stein, die gewaltigen Stiftergestalten. Der Reiter in Bamberg, der Kaiser Otto in Magdeburg verkörperten in ihren klaren freien festen und gütigen Zügen wie sich der Deutsche einen Führer träumte. Die Grabmale der Uta in Regensburg des Erminhold in Prüfening des Hohenlohe in Bamberg des Löwenheinrich in Braunschweig sind nicht Versprechungen einer jungen, sondern Erfüllungen einer reifen Kunst. Solche Höhe bildnerischer Darstellung haben nachmals die großen italienischen Bildner — die Quercia Donatello Verrocchio Pollajuolo — in ihren besten Arbeiten allenfalls erreicht, nie übertroffen.

*

Zwischen der frühen Malerei Deutschlands und der Italiens ist aus dem Grunde weit schwerer ein Vergleich anzustellen, weil diese in wichtigen Werken großen Ausmaßes erhalten, jene aus klimatischen und andern Ursachen bis auf wenige Reste zerstört ist. Den großen Zeugnissen italienischer Freskomalerei um Dreizehnhundert — der Arenakapelle dem Campo santo den Assisi-Fresken der

Spanischen Kapelle — ist in Deutschland nichts gleich vollkommen und gleich umfänglich Erhaltenes an die Seite zu stellen. Doch weisen die um drei Jahrhunderte früher entstandenen, der Art des Giotto seltsam verwandten, Gewändefresken in Reichenau, die herrliche Decke in Hildesheim, die Reste in Soest St. Gereon Schwarzrheinsdorf darauf hin, daß auch die Freskomalerei in Deutschland auf einer achtunggebietenden Höhe stand.

Vor allem aber hatte die deutsche Malerei aus dem mystischen Bedürfnis der deutschen Seele heraus Etwas entdeckt, was ihr über die Jahrhunderte weg eigentümlich blieb: die Magie der Farbe. Sie hat ihren einzigartigen Ausdruck in der Glasmalerei gefunden die sich mit der gotischen Architektur und der gotischen Bauplastik zu einem organischen Gesamtkunstwerk verbunden hat.

Dieser Primat der Farbe, dieses Farbenfühlen Farbendenken, bleibt auch weiterhin das Kennzeichen deutscher Malerei. Es hat — Dürer berichtet es in einem seiner Venezianer Briefe — den Neid und das Erstaunen der italienischen Meister der Hochrenaissance erweckt. In Grünewald erhebt es sich auf den Gipfel der Farbenmystik. Rembrandt wird das Wesen des Lichts aus dem Geist der Farbe entdecken. Und so ist es nicht Zufall, daß die Ölmalerei in Deutschland — durch die van Eycks — erfunden wurde, und nicht in dem Lande das lange für die wahre Heimat der Malerei gegolten hat, in Italien.

*

Das fünfzehnte Jahrhundert — nach der italienischen Art der Jahrhundertberechnung Quattrocento genannt — ist erfüllt von jener großen Umlagerung der europäischen Seele, in der man mit Recht eine

Pietà, Michelangelo *Photo Anderson*

so wichtige Phasenänderung sieht, daß man von hier ab eine neue Zeit, eben die Neuzeit im Gegensatz zum sogenannten Mittelalter, rechnet. Solche Strukturänderungen geschehen naturgemäß nicht plötzlich, sondern erstrecken sich über lange Zeiträume; sie werden nur bei irgendeinem Anlaß plötzlich nach außen sichtbar.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst die Entdeckung Amerikas der Thesenanschlag in Wittenberg sind in diesem Umwandlungsprozeß nur einzelne Merkzeichen. Man könnte vielleicht für den deutschen Schicksalskreis das Konzil von Konstanz als einen Anfangspunkt, die Bibelübersetzung Luthers als einen Endpunkt dieses Prozesses betrachten.

Vesperbild, Erfurt *Photo Bissonger*

Wie alle starken geistigen Bewegungen ist auch diese durch einen leidenschaftlichen Trieb zu künstlerischer Äußerung gekennzeichnet. Man pflegt dieses Zeitalter das der Renaissance zu nennen — so ziemlich die ungeeignetste Bezeichnung die man finden konnte. Denn die Renaissance — wir Deutschen beharren auf dem französischen Wort, trotzdem Frankreich mit diesem Vorgang nicht das Geringste zu tun hat! — war ein rein lokaler Ausschnitt dieser großen Seelenbewegung die sich über ganz Europa erstreckte, und überall andere, national bedingte, Formen annahm. Es war die Zeit der Neugeburt des europäischen Geistes, seine Ausweitung nach allen Richtungen. Allein nur in Italien kleidete

sich diese Auflehnung gegen die kirchliche Kultur in die Form der Wiederaufrichtung der antiken. Daher hat der Name Wiedergeburt, Rinascimento, hier, und nur hier, einen wenigstens gleichnishaften Sinn.

*

Diese Neuorientierung des Geisteslebens hat aber in Italien und in Deutschland grundsätzlich verschiedene Richtung angenommen.

In Italien sind die Gelehrten Literaten Reichen Vornehmen ihre Träger, die sich von nun an als die „Gebildeten" streng vom profanum vulgus abgrenzen. Die höhere Geistlichkeit die reichen und mächtigen Patrizier die Wolke von Begünstigten um sie, kurz die sich als „Gesellschaft" fühlende städtische Oberschicht schafft sich einen neuen Kulturzustand. Die Imperialisierung der Kirche die Aufrichtung von lokalen Fürstenschaften die zunehmende Einschränkung der kommunalen Demokratien spiegeln sich wider in der Verweltlichung der Kunst, die nicht mehr das dunkle Wollen und Fühlen breiter Gemeinschaften ausspricht sondern das abgegrenzter Gesellschaftskreise.

Deren Wollensziel war eine grandiose Verdiesseitigung des Daseins: hierin freilich trat der Zeitgeist das Erbe des alten Römergeistes an. Was das Leben der Oberschicht schmückt erhöht beglänzt verherrlicht: das fand in diesen Jahrzehnten — von einzelnen Störenfrieden wie Savonarola und Michelangelo abgesehen — ihren einzigartigen Ausdruck. Die Gesellschaft, und was in ihr Brauch und Mode, sind Inhalt dieser Kultur. Der „Cortegiano", der Renaissance-Knigge; der „Principe", ein politischer Traktat reinster Nutzengesinnung; die erotischen Schwänke

der Literaten in Soutane oder gar im Kardinalshut: das sind die literarischen Spiegelwerke dieser Zeit.

Ein Rausch von Weltdienst bemächtigt sich der Kunst. Immer ausschließlicher trägt sie den Bedürfnissen Anschauungen Lebensumständen der Oberschicht Rechnung. Giuliano Medici Äneas Silvius Papst Julius sind die Heroen die sie verherrlicht; die schöne Simonetta die Hetäre Imperia die Papstmätresse Farnese sind die Göttinnen zu denen sie betet.

*

Anders in Deutschland. Dort wurzelt der neue Geist in der Tiefe der Volksseele. Es ist innere Logik daß die Erfindung des Buchdruckes, durch den allein erst geistige Güter in die breite Masse getragen werden konnten, daß diese Erfindung gerade in Deutschland zur Welt kam. Das Bedürfnis nach geistiger Nahrung war daselbst in ganz anders weiten Kreisen lebendig, während das Bildungsbedürfnis der italienischen Oberschicht sich noch gut durch Handschriften und durch mündlichen Verkehr innerhalb enger Gesellschaftskreise befriedigen ließ.

Die Auflockerung der Seele nahm in Deutschland ihren Ausgang von der religiösen Bedürftigkeit, die den Reichen wie den Armen den Gelehrten wie den Laien gemeinsam war. Die starre Dogmatik der römischen Kirche tat dem deutschen Menschen nicht mehr Genüge, von leidenschaftlicher Suche nach dem innern Gott ist dieses Jahrhundert erfüllt. Die Saat der Mystiker, der Wegbereiter einer deutschen Religion, schoß in Halme. Befreiung von geistlich-geistiger Vormundschaft ist das Ziel dem der Willensdrang des deutschen Volkes zustrebt. Daß die Bibel in die Sprache des gemeinen Volkes übertragen wurde war ebenso notwendige Folge der Neugeburt

Graf Hanau und Bärbele, Straßburg *Photo Dr. Schmitt*

der deutschen Seele, wie die Erfindung des Buchdruckes.

Darum eignet auch den Äußerungen des deutschen Kunstwillens ein eminent volkstümlicher Charakter. Das Kunstschaffen dringt tief in die breiten Schichten des Volkes ein. Die Kunst des Holzschnittes und des Kupferstichs — beides deutsche Erfindungen — sind in der gleichen Richtung wirksam wie der Buchdruck. Zog sich die italienische Kunst immer mehr in die Privatkapellen und Paläste der großen Herren zurück: so drangen diese wohlfeilen Blätter hoher Meister in Bürgerhaus Schenke Handwerkerstube. Schongauer Graf Altdorfer Dürer: fast alle Maler haben auch ein umfangreiches graphisches Werk geschaffen, darin von ihrem Besten gegeben. Rührend in den Briefen Dürers zu lesen wie sich seine ehrenfeste Gattin aufmacht, auf die Jahrmärkte wandert, daselbst „die Kunst" feilhält. Und sicher sprachen diese Bekenntnisse einer tiefmenschlichen Religiosität ganz anders zum Herzen

Jesus und Johannes aus Sigmaringen *Photo D. Kunstverlag*

des Volkes, als die Heilshistorien und Repräsentationsallegorien mit denen sich um dieselbe Zeit in Italien die Wände der Stiftungskapellen bedeckten.

*

Dann aber fand zu dieser Zeit in Deutschland ein Kunstzweig weiteste Verbreitung, der volkstümlich war wie kein anderer: der Mal-Schnitz-Altar. Die Kathedralkunst, und die in ihr beheimateten Künste der Steinbildhauerei des Fresko des Glasfensters, war schon materiell an die großen Zentren, an die Stätten reicher Klostersiedlungen gebunden. Der Altar aber, wie ihn das deutsche vierzehnte Jahrhundert ausgebildet hat, war auch für kleine Gemeinden erschwinglich und erfüllte mit der Farbigkeit seiner Bildtafeln, mit dem durchseelten Leben seiner holzgeschnitzten Figuren, bei den kostbareren Exemplaren mit dem Reichtum und der Phantastik seiner Architektur die engen Kirchen auf dem flachen Lande mit schier überirdischem Glanz, mit in die Seele dringender Weihe. Wir Menschen der Allgegenwärtigkeit können nicht mehr nachfühlen, welche Aufpflügung der Seele es bewirken mußte wenn in einem Alpendorf wie St. Wolfgang, tagereiseweit von der nächsten Stadt, in einem armseligen Kirchlein sich ein solches Wunderwerk erhob, das — ein Gesamtkunstwerk wie der stolzeste gotische Dom — zum Volk hinbrachte was seine besten und stärksten Geister an Schau und Ahnung sichtbar und fühlbar machten.

Man darf — an der Menge und am Wert dessen gemessen was von diesen so leicht zerstörbaren Werken auf uns gekommen — annehmen, daß diese eigentümliche Altar-Kunst Deutschland bis in die letzten Winkel durchdrungen hat, und damit eine Verallgemeinerung des in diesen künstlerischen Werken zum Ausdruck gebrachten Religionsgefühls darstellt, wie das in gleicher Art sich wohl nie und nirgends wiederfindet.

*

So reich an künstlerischen Persönlichkeiten und Kunstwerken das Italien dieser Übergangszeit ist — nicht minder reich sind die deutschen Lande. Freilich sind die Künstler Italiens klarer erkennbar: es gibt nach Vierzehnhundert kaum mehr ein Werk von Belang dessen Urheber nicht ziemlich feststeht; kaum einen Künstler dessen Gesamtwerk nicht ziemlich deutlich überschaubar wäre. In einer kultivierten Oberschicht sind ja Personen- und Namenkultus zu Hause. Der deutsche Bildner und Maler, im Handwerk wurzelnd, der Bauhütte oder der Schreinerzunft zugehörig, ist noch ziemlich lange anonym. Und es ist für uns späte Nachfahren gewiß leichter und einprägsamer, das Werk des Fra Angelico oder des Verrocchio zu überblicken, als das vom „Meister des Marienlebens" oder vom „Verfertiger des Schnitzaltars in Kefermarkt".

Dann aber darf Eines nicht vergessen werden: die künstlerische Produktion Italiens ist in weitem Umfang erhalten geblieben, wenn auch teilweise zerstreut in die Museen und Sammlungen der ganzen Welt. Die italienischen Bürgerkriege waren dem Bestand an Kunstwerken nicht allzu abträglich: die Kondottieren hüben und drüben waren Sammler und Sachverständige. Die Kirchen und die in ihnen erhaltenen Werke wurden grundsätzlich geschont. Und der Besitz Privater erfuhr höchstens eine kleine Ortsveränderung.

Deutschland hingegen hat zwei grundsätzlich kunstvernichtende Läufte zu überstehen gehabt: die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg. Der evangelische Prädikant, nicht minder bilderstürmerisch als Leo der Isaurier, nicht minder zelotisch als ein griechischer Kirchenvater, überstrich die

Hohenlohe, Bamberg *Photo Kröner*

Fresken der Kirchengewände, entfernte die Altäre und Bildstiftungen die seiner Meinung nach die Seelen der ihm anvertrauten Gemeinde von der Versenkung in Gottes Wort ablenkten; und die schwedischen tillyschen französischen Kriegshorden vernichteten wahllos was ihnen in den Weg kam. Hieraus erklärt sich der befremdliche Umstand daß sich unter den erhaltenen Werken soviel Unikate befinden, vereinzelte Zeugnisse aus dem verlorenen Gesamtwerk vergessener Meister. Es ist nicht glaubhaft daß der „Unbekannte aus der Schreinerwerkstatt des Jörg Syrlin in Ulm" nichts Anderes geschaffen haben soll als jene Reihe erstaunlicher Halbfiguren am Chorgestühl des Doms. Oder daß der Bildner jenes wahrhaft meisterlichen Grabmals des Truchsessen

Sibylle, Bamberg *Photo Seminar Marburg*

von Waldenburg, das sich in einem Winkel einer elenden Kirche in einem abgelegenen Städtchen Schwabens erhalten hat — eine bronzene Tumbafigur die dem Sixtus des Pollajuola durchaus ebenbürtig ist — nur dieses einzige Werk geschaffen hat.

Die erhaltenen deutschen Werke sind nur der karge Rest eines kaum vorstellbaren Reichtums. Aber trotz aller unersetzlicher Verluste: noch heute kann die deutsche Kunst des Quattrocento mit der Italiens in die Schranken treten.

*

Bestürzend in ihrer Meisterlichkeit eröffnen, angeführt durch die van Eycks, die westdeutschen Maler den Reigen: die Lochner van der Weyden

van der Goes Memling. Ihnen folgen die Witz Herlin Schongauer, die beiden Holbein, Burgkmair Graf Grien Altdorfer, Dürer und Grünewald — um nur die ragendsten aus dem Getümmel meisterlicher Maler zu nennen das dieses erstaunliche Jahrhundert erfüllt. Dazwischen drängen sich die Bildner: Gerhard und Pacher Grasser und Lainberger Veit Stoß und Riemenschneider Kraft und Vischer — der unzählbaren Schar der nur aus ihren Werken Bekannten gar nicht zu gedenken.

Es ist eine üppige Saat von künstlerischen Persönlichkeiten, die unter der Sonne dieses erstaunlichen Zeitalters sowohl in Deutschland als in Italien dem Boden entkeimt. Im Leben von Völkern wie in dem von einzelnen steigen die Genialitäts- und Produktionszeiten periodenhaft aus dem Urgrund auf, wie die rätselhaften Geysirs, die sich zu stolzer Fontäne erheben, ein blendendes Schauspiel von Überfluß und Überschwang bieten — und nun wieder in sich versinken, sich stillen, nach kurzem Ausbruch in träger Ruhe ein scheinloses Leben fristen.

*

Allen diesen deutschen Künstlern ist Eines gemeinsam: daß sie nicht die Welt der Erscheinungen darstellen, sondern daß sie die Welt der Seele zum Ausdruck bringen wollen. Ein tragischer Unterton schwingt in fast allen ihren Werken. Die einsame Seele gegenüber der Unendlichkeit um sie ist das immer wieder abgewandelte Thema, das in grandioser Einseitigkeit das Kunstwirken dieses großen deutschen Jahrhunderts erfüllt. Ihm fehlen fast durchaus die Typen die das italienische so reich an Vielfalt machen: der schöne Mensch der reiche Mensch der stolze Mensch. Sein einziger Vorwurf scheint zu sein: der leidende Mensch.

Es ist bezeichnend welche Episoden aus der Heilsgeschichte deutscher Kunstdarstellung eigentümlich waren. Maria mit dem toten Sohn auf den Knieen; Christus und Johannes; der Schmerzensmann am Kreuz. Die leidende Mutter der leidende Freund der leidende Mensch. Es ist die tief-menschliche Wurzel der christlichen Heilslehre die immer wieder ins Licht künstlerischer Darstellung erhoben wird. Es ist das tragische Antlitz der Welt das sich unweigerlich dem deutschen Künstlerauge enthüllt.

Man betrachte einmal das deutsche „Vesperbild" im Vergleich zur italienischen „Pietà". In schier endloser Reihe ziehen diese tragischen Muttergestalten an unserm Auge vorüber: alte verhärmte Frauen, den geschändeten Leichnam des Sohnes im Schoß. Alles Leid der Welt ist in dieser immer wieder abgewandelten Szene zum Ausdruck gebracht. Nirgends im gesamten Bereich der italienischen Kunst klingt diese Saite an. Die verhältnismäßig seltenen Darstellungen der „Pietà" sind repräsentative Bildnisse eines heilssymbolischen Vorgangs von denen keine menschliche Erschütterung ausgeht. So etwa die berühmte „Pietà" des Michelangelo in der Peterskirche, ein Jugendwerk des noch nicht zu sich selbst Eingekehrten: eine schöne junge Frau die den durch Marter und Todesqual nicht berührten Körper eines schönen jungen Mannes auf den Knieen hält. Der tragische Vorgang ist nur Anlaß für eine schöne Gruppe.

Nicht minder deutlich wird der Unterschied zwischen römisch-christlichem und deutsch-christlichem Fühlen, und damit zwischen italienischer und deutscher Kunstgesinnung, im Bild der Kreuzigung. Diese ist im italienischen Kunstkreis fast immer — nur einige sehr frühe Werke, wie etwa der Crucifixus

des Giunta Pisano, bilden Ausnahmen · die Darstellung eines einmaligen zum Heil der Menschheit stattgehabten Geschehens, ein dogmatisches Symbolum repräsentativen Charakters. Christus ist der gekreuzigte Heiland und als solcher menschhaftem Leid überhoben. Dem deutschen Menschen hingegen ist das Leiden des Erlösers am Kreuz der Mittelpunkt aus dem heraus er diese Religion begreift. Ihm ist Christus der immer wieder gekreuzigte Mensch, sein Leid ist nicht vergangen, ist nicht zum Dogma erstarrt, immer wieder sieht er das Leid der Welt auf dem Marterholz erhöht. Nicht Leid-Befreiung ist das metaphysische Ziel der deutschen Seele. Sie hat nie den Versuch gemacht zu einer Lehre von der Leid-Entrinnung, wie Buddhismus und Stoa solche sind. In Dem, der Ja sagt zum Leiden, in Dem, der das Leiden überwindet dadurch daß er es auf sich nimmt, erkennt die deutsche Seele ihren Gott. Aus diesem Fühlen stammen die der deutschen Kunst eigentümlichen, so furchtbar grauenhaften, Darstellungen Christi am Kreuz als Leichnam als Schmerzensmann. In der tiefsten irgend ausdenkbaren menschlichen Erniedrigung will die deutsche Seele ihren Gott schauen, der dennoch sich dieser Erniedrigung sieghaft enthebt, ein immerwährend sprudelnder Born der Kraft.

*

Das gesamte religiös-künstlerische Fühlen, das in dem halben Jahrtausend deutsch-mittelalterlichen Kunstwesens um Ausdruck ringt, wird am Ende dieser Zeit in einem Werk eines Mannes noch einmal zu gipfelhafter Größe zusammengefaßt: im Isenheimer Altar des Grünewald. Wären alle Werke deutscher Kunst aus diesen gesegneten fünf Jahrhunder-

ten verloren, aber dieses eine erhalten: kein einziger Zug deutschen Wesens wäre verloren. Wie der Fokus eines Brennglases das Abbild der ungeheuren Sonne — unendlich verkleinert aber vollkommen — wiedergibt: so faßt dieses Werk das deutsche Wesen an der Wende zu einem neuen Aeon brennpunkthaft zusammen. Es ist das leuchtendste Denkmal deutscher Art und Kunst.

Dieses gewaltige Werk hat in der ganzen italienischen Malerei nicht seinesgleichen. Nur die Sixtinadecke ist ihm an Spannweite ebenbürtig. Hier wie dort ist — die einzigen Male in der Kunst aller Zeiten und Völker — Wirken des Geistes, Herüberreichen des Hintergrundes der Welt in die Welt der Erscheinungen, zu schaubarer Darstellung gebracht. Hier die Einkörperung des Geistes in die Materie — dort die Entkörperung des Geistes aus ihr. Adam-Erschaffung und Himmelfahrt. Die gleiche Vehemenz des blitzartigen Geschehens zum Ausdruck gebracht: in der Werdung wie in der Entwerdung.

Aber in Einem schreitet das Werk des Grünewald noch über das des Michelangelo hinaus: ihm eignet die Magie der Farbe, in der sich die metaphysischen Kräfte — Gott und Mittler und Engel — als nicht der Welt der Formen zugehörig auflösen zu strömendem Licht.

*

Es ist deutsches Schicksal, daß dieses Werk und dieser Meister ohne Einwirkung auf deutschen Geist und deutsches Kunstschaffen geblieben sind. Der Altar wurde in der Abgelegenheit des Isenheimer Antoniterklosters bald völlig vergessen. Was Grünewald in seinem kurzen Wirkungsleben — er lebte „eingezogen und melancholisch" berichtet der

Uta, Naumburg *Photo Bildstelle*

Synagoge, Bamberg *Photo Kröner*

deutsche Malerbiograph Sandrart von ihm — sonst noch schuf ist bis auf einzelne Teilstücke verlorengegangen. Ohne die Notizen Sandrarts wäre selbst der Name des größten Meisters deutscher Malkunst der Vergessenheit anheimgefallen. Nur einem gnadenvollen Zufall ist es zu verdanken daß der Isenheimer Altar nicht dem Bildersturm der französischen Revolution zum Opfer fiel: die Ehrfurcht eines Lokalgelehrten hat wenigstens die Bildtafeln und einige der Schreinfiguren ins Museum nach Colmar gerettet. Und so ist das Werk denn — wenn auch nicht in seiner Gesamtheit so doch in seinen wichtigsten Teilen — gerettet.

Erst gegen Ende vorigen Jahrhunderts begann die Auferstehung Grünewalds aus fast fünfhundertjähriger Vergessenheit, das Nachleben und Nachwirken seines Werkes. Immer größer wird seine Macht und sein Einfluß. Allmählich beginnt es ins deutsche Bewußtsein einzudringen, daß in diesem verlorenen Winkel der deutschen Welt ein Stück von unserm besten Wesen zu finden ist; ein Werk, das uns mehr sein sollte als alle berühmten Kunstwerke Italiens zusammengenommen.

Aber freilich: daß Colmar das Pilgerziel derer geworden wäre denen irgend an deutscher Art und Kunst gelegen, ist nicht bekannt geworden. Und nunmehr ist diese heilige Stätte durch den Ausgang des Krieges fremdem Staatsverband einverleibt.

ABSOLUTISMUS

Das dritte Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts ist für Europa Schicksalsepoche. In der Schlacht von Pavia besiegt mit Hilfe deutscher Landsknechte der düstere Karl den fröhlichen Franz von Frankreich, wodurch die Vorherrschaft Spaniens in Europa für hundertfünfzig Jahre aufgerichtet wird — ein europäisches Unglück in jedem Betracht. Dann erobert Karls Dienstmann, der abtrünnige Konnetabel von Bourbon, Rom und überkommt den Papst mit Waffengewalt wie einen beliebigen Duodez-Souverän — was ja die Päpste in ihrem heißen Bemühen um weltliche Herrschaft auch glücklich geworden waren. Aber aus tiefster Erniedrigung erhebt der weitblickende König das besudelte Amt. Die Macht des weltlichen Gewalthabers wurde unendlich gestärkt, konnte er sich auf ein durch Gnade des Höchsten übertragenes Mandat berufen. Und für die Bestätigung solcher Gottesgnadenschaft waren Papst und Kirche mit ihrer tausendjährigen Tradition eine unvergleichlich brauchbare Einrichtung. So wurde denn in Bologna ein neuer Bund geschlossen der der Papstkirche für einige Jahrhunderte unerhörten Zuwachs an Macht

Botticelli, Beweinung Christi *Photo Bruckmann*

und Glanz erbrachte, da nun hinter ihr — sie stützend wie durch sie gestützt — das absolute Machtkönigtum stand.

*

In Deutschland inzwischen hatten sich minder ansehnliche, aber in ihren Wirkungen nicht minder weitreichende Ereignisse zugetragen. Das „Newe Testament Deutzsch" kommt heraus, durch die schwarze Kunst Gutenbergs wird es in Hütten und Paläste getragen. Diese Geistes-Tat eines Bergmannssohnes bewirkt, was alle Romzüge und Kreuzzüge der Fürsten nicht bewirkt hatten: die deutsche Bibel schafft eine gemeinsame Sprache, und damit Grundlage und Voraussetzung für ein deutsches Volk.

Fast gleichzeitig erscheint das erste Kirchengesangbuch. Die Wirkung dieses Buches ist nicht geringer anzuschlagen als die der Bibel. In einem Sinne vielleicht noch höher. Denn in diesen kunstlos-kunstvollen Strophen, die auf eine einprägsame volkstümliche Melodie gesetzt waren, brachte die deutsche Seele zu gemeinverständlichem Ausdruck was sie an Hoffnungen und Ängsten, an Schmerzen und Zuver-

Petrus Christus *Photo Bruckmann*

sicht bewegte. Das Gesangbuch war der lebendige Schatz des Volkes zu dem Jedermann — hoch und niedrig reich und arm — am Sonntag sein Scherflein beitrug, indem er im Gemeindechor die vertrauten Verse so gut mitsang als es ihm Gott der Herr eben verliehen hatte. Und manch einem ehrsamen Pastor oder Schulmeister, ja selbst einem kunstbeflissenen Bürger oder einer kircheneifrigen Landesherrin, mochte es geraten, mit einem glaubenskräftigen Choral Einlaß zu finden in diesen wahrhaft volkstümlichen Musentempel.

Auf diesen zwei Büchern ruht nun für hundertfünfzig Jahre Deutschlands politische und geistige Geschichte.

*

Der verschiedenen geistigen Entwicklung diesseits und jenseits der Alpen entspricht die verschiedene Entwicklung künstlerischen Schaffens.

Die italienische Kunst behält die Richtung bei die sie bereits in der Hochrenaissance eingeschlagen hatte: sie ist Luxuskunst im Dienste hoher und höchster Herrschaften. Die Veronese und Tintoretto Reni

und Domenichino Giambologna und Bernini haspeln das von andern gesponnene Garn weiter. Von ihren Werken sind die Kirchen und Paläste Italiens, von ihren Bildern die Sammlungen und Museen der ganzen Welt zum Überdruß voll. Sie können Alles was man können kann, und manches Werk verfeinerten Reizes ist ihnen gelungen.

In Deutschland hingegen begibt sich eine höchst seltsame Erscheinung. Die eben noch in fruchtschweren Halmen stehende bildende Kunst wird wie von einem Sensenschlag abgemäht. Pinder hat zuerst mit Nachdruck auf dieses „große Sterben" der deutschen Künstler hingewiesen. Um 1530 herum sterben die Großen der deutschen Kunst einer nach dem andern dahin: Grünewald und Dürer Burgkmair und Strigel Urs Graf und Niklas Manuel, Riemenschneider Vischer Stoß. Holbein stirbt wenigstens für Deutschland: er geht für immer nach England. Es ist als hätten diese Männer gefühlt, daß ihre Zeit vorbei ist, daß die bildende Kunst der deutschen Seele für die nächsten Jahrhunderte nichts mehr zu sagen hat. Was die Menschen dieser Zeit bewegt bringen sie in Worten und Tönen zum Ausdruck. Von der Bibel zu Goethe, vom Gesangbuch zu Bach und Beethoven führt eine klare Entwicklungslinie.

*

Natürlich gibt es noch immer Architekten und Maler und Bildhauer; aber der Zusammenhang mit dem Gemeingeist, der innere Auftrieb aus der Volksseele fehlt. Die Einen versuchen über die große Bruchlinie wegzukommen indem sie die alten Ausdrucksformen mit neuem Inhalt füllen. Die Andern aber, denen der heimische Boden mit einemmal keine für ihre Werke brauchbare Nahrung

mehr bot, wandten sich entschlossen der „antikischen Art" zu von der die Mächtigen und Reichen mit einem Schlage leidenschaftlich angetan waren.

In breitem Strom bricht die italienische Spätkunst nach Deutschland ein. Der Papal-Stil, künstlerischer Ausdruck des Machtgefühls der Papstkönige, wurde in seinen verschiedenen, als Barock bezeichneten, Abwandlungen auch als adäquater Ausdruck des in immer üppigere Macht schießenden Königtums, der weltlichen wie geistlichen Fürstenschaften, eines höchsten hohen und niederen Adels empfunden. In den katholischen Landen Deutschlands stellte er gleichzeitig Glanz und Glorie der nach Irrungen und Wirren neuerstandenen in der Gegenreformation obsiegenden einzig und allein seligmachenden Kirche dar. Aber dieser geistigen Union zutrotz beflissen sich auch in den protestantischen Gebieten die, zuerst italienische dann spanische schließlich französische Lebensformen nachäffenden, Höfe und Höfchen des glanzvollen welschen Stils. Italienische Künstler werden berufen, bauen malen bilden in Stein und Erz. Holländische und deutsche Künstler ziehen regelmäßig nach Italien sich an den dortigen Vorbildern nachzubilden, es entsteht eine internationale Mischkunst auf italienischer Grundlage. Trotz der Verarmung und Verelendung der deutschen Länder durch endlose Religions- und politische Machtkriege, trotz Auspowerung der Völker durch eine straff organisierte Fürsten- und Adelsschicht, erheben sich allerorten riesige Prunkanlagen, Schlösser Kirchen Klöster Adelsresidenzen, in denen eine wurzellose glänzende entseelte Kunst ihr Wesen und Unwesen treibt.

Wie in Rom wandeln ehrfurchtlose Geschlechter altehrwürdige Heiligtümer in modische Prunkräume

Oberdeutscher Meister 1500 *Photo Bruckmann*

um. Vergessen werden die großen Zeugnisse einer großen Vergangenheit. In dunkle Ecken vertan werden die mißachteten Bildwerke großer deutscher Zeit. Die hemmungslose Anbetung fremden Kunstwesens beginnt. Bildende Kunst wird mit italienischer, nachmals mit französischer, schlechthin gleichgesetzt. Nur in Holland entwickelt sich als Ausdruck nationalen Selbstgefühls nach der Befreiung der Niederlande vom spanisch-römischen Joch eine selbständige Augenkunst: die große holländische Malerei. Sie wurzelt im Boden, in den Menschen, in den Sitten, im Fühlen des eigenen Landes und Volkes.

*

Dürer *Photo Bruckmann*

Zwei Jahrhunderte etwa wird Europa von der Idee des absoluten Königtums beherrscht. Sein Aufstieg seine Kämpfe sein Glanz sein Verfall erfüllen ihre Geschichte. Der mittelalterliche Streit um die Vorherrschaft der zwei Schwerter ist endgültig zugunsten des weltlichen entschieden. Wenn auch scheinbar der Kampf um den Glauben zu besonderer Heftigkeit entbrennt und Europa hundert Jahre lang von inneren und äußeren Religionskriegen zerfleischt wird: es sind das in Wahrheit politische Machtkämpfe zu denen die Glaubensfragen oft nur schlecht verhüllten Vorwand liefern. Zwar flammen die Scheiterhaufen auf denen die Ketzer verbrannt werden so zahlreich auf wie nie in den Zeiten der

Machtfülle der Kirche; aber nur wenn und soweit der weltlichen Macht solches Vorgehen dienlich scheint. Der Begriff der „Toleranz" beginnt sich Geltung zu schaffen: ein politischer Begriff, dem echten Religionsfühlen aller Färbung ewig fremd. Die Beherrschung des Lebens durch die Religion läßt mählich nach: die europäische Seele macht sich frei und wendet sich mit junger Leidenschaft der Forschung und dem Wissen zu.

In Deutschland entwickelte sich die absolute Herrschgewalt zu besonders üppigem Flor: denn nirgends wurde sie in so kleinem Maßstab geübt. Die Reformation, weit davon entfernt in eine allgemeine geistig-nationale Bewegung zu münden, hatte die territorialen Gegensätze die Deutschland zerrissen nur vertieft und vermehrt. Durch den unseligen Grundsatz des sich Augsburger Religionsfrieden nennenden politischen Traktaments, daß cujus regio illius religio sei, wurde der Glaube kaltblütig als eine politische Angelegenheit, als eine Sache des Landesherrn anerkannt. Hierzu kam der Dogmatismus, der sich innerhalb des evangelischen Glaubens — dessen oberstes Dogma die Abschaffung des Dogmas gewesen war — mit erstaunlicher Schnelle entwickelte und an Eifer und Unduldsamkeit nicht das geringste zu wünschen übrigließ. Das Marburger Religionsgespräch etwa hat verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Konzil von Nicaea. Wie sich dort die Christenheit in zwei Parteien schied, von denen jede die andere der greulichsten heidenmäßigen Ketzerei zieh weil sich die Theologen über das berüchtigte Jota in der Formel über Christi Wesenheit nicht einigen konnten: so spaltete sich die eben erst für die Freiheit eines Christenmenschen er-

glühte Anhängerschaft des reinen Evangeliums in zwei feindliche Lager über die talmudische Frage, ob in dem symbolischen Erinnerungsmahl die Hostie der Leib Christi wirklich sei, oder ihn nur bedeute. Glücklicherweise blieb durch solche Spitzfindigkeiten der für die Fürsten wichtigste Glaubenssatz, die Säkularisation der Kirchengüter betreffend, unberührt.

*

Im Westfälischen Frieden fand nachmals eine allgemeine Flurbereinigung statt. Nicht weniger als etwa dreihundertsechzig Territorialgewalten wurden etabliert. Da gab es — außer den geistlichen Fürstenschaften und den zahlreichen „reichsunmittelbaren" Städten — Kurfürsten und Fürsten Pfalzgrafen und Markgrafen Freiherren und Ritter und wie sie sich sonst noch titulierten. Zwar hatten einige dieser Länder und Ländchen nur die Größe eines ansehnlichen Pachtgutes: aber ihr Herr war so gut „Souverän" und durch Gottes spezielle Gnade zum Wohl seiner Untertanen eingesetzt wie der König von Frankreich. Diese Kleinfürsten glaubten sich befugt und verpflichtet es in allem dem großen Bruder jenseits des Rheins gleichzutun. Hatte Frankreich einen Ludwig so gab es in deutschen Landen deren einige Dutzend. Zwar stand über diesen dreihundertsechzig Unabhängigkeiten noch immer „Kaiser und Reich" als höhere Einheit: aber es war ein Schattenkaiser und ein Schattenreich.

Zu den sonstigen Beschwerden eines absoluten Regiments gesellte sich in diesen Zwergstaaten noch die Last der Enge. In den großen, zu Nationen erwachsenen, Reichen wurde der Absolutismus durch

Gerard David *Photo Bruckmann*

eine bestechliche Verwaltung durch einen hochgemuten Adel durch eine selbstbewußte Kirche gemildert. In den deutschen Staaten hingegen drang die

Truchseß von Waldburg, Waldsee *Photo Dr. Gröber*

Macht des Fürsten viel tiefer in alle Privatverhältnisse seiner „Untertanen" ein. Aus dem König, der fernen glanz- und ruhmumwobenen Spitze eines

großen Volkes, wurde der „Landesvater", der zuweilen das Land weise und patriarchalisch verwaltete, zuweilen aber ein selbstsüchtiges und hartes Regiment entfaltete, wie es nur mißratene Väter fertigbringen. Die Verkäufe der zu Soldaten gepreßten Landeskinder stellen zweifellos den übelsten Ausfluß absoluter Herrschgewalt dar: und diese ruchlose Erfindung war deutschen Fürsten vorbehalten.

In den Großstaaten verlor die herrschende Oberschicht nie den Zusammenhang mit dem Leben der Nation. Der Sonnenkönig war Frankreich, Elisabeth war England, Philipp vertrat die Idee Spanien. Eroberungen Kolonienerwerb Politik ins Große umgaben den König und seinen Hof mit wirklichem oder vermeintlichem Glanz. Und der Abglanz dieses Glanzes verklärte auch die Studierstube des Gelehrten die Werkstatt des Handwerkers die Hütte des bedrückten Bauern. Philosophen fanden am Hof und in den Palästen der Großen Anerkennung und Förderung; Dichter waren mit stolzen Adeligen befreundet; Künstler wurden von Fürsten geehrt; selbst Angehörige des mißachteten Standes der Schauspieler stiegen zu Ansehen und Geltung auf. Bacon und Descartes Corneille und Milton Shakespeare und Molière waren Exponenten einer nationalen Kultur.

In den deutschen Landen hingegen bildete sich eine heillose Spaltung zwischen der Kultur der Oberschicht und der des Volkes heraus. Fürsten und Adel gefielen sich in sklavischer Nachahmung französischer Vorbilder. Sie bedienten sich französischer Sprache dachten französische Gedanken errichteten französische Bauten umgaben sich mit französ-

sischem Gerät. Und wenn nicht zuweilen eine Tochter des Landes Gnade vor den Augen der Großen des Landes gefunden hätte, oder tüchtige Verwalter und Finanzagenten nötig gewesen wären, würde sich der Zusammenhang zwischen der Oberschicht und den „unteren Ständen" ganz verloren haben. Noch ein so starker und vorgeschrittener Geist wie der große Friedrich — dessen Größe freilich auch keine gemeindeutsche, sondern eine lokalpreußische, durch innerdeutsche Bürgerkriege erworbene, war — blieb durchaus in französischem Geist verstrickt, konnte keinen Satz richtiges Deutsch schreiben, umgab sich ausschließlich mit französischen Denkern und Dichtern, hatte für die in Deutschland aufkommenden Großen im Geist weder Verständnis noch Achtung.

*

Die deutsche Seele, bedrückt durch die starre Decke einer deutschem Wesen fast völlig entfremdeten Oberschicht, beengt durch die politischen und gesellschaftlichen Grenzen einer philiströsen Kleinstaaterei, unteilhaft großer Ziele: die deutsche Seele ist in diesem trüben Jahrhundert fast erstickt. Keinen Dichter Maler Bildner von Format und bodenständiger Artung hat diese Zeit hervorgebracht. Einsam steht der große Leibniz da: aber auch er schreibt seine Werke lateinisch oder französisch, verzettelt seine Kraft in dem Bestreben sich bei den Großen und Mächtigen Einfluß und Geltung zu verschaffen.

Inzwischen blieb sie in der Hut des Kleinbürgers der, geduckt und in muffiger Enge lebend, jedes großen Schwunges entbehrte. Lokale Schulen fristeten die allmählich verarmende deutsche Sprache und

Maderno, Santa Cecilia *Photo Anderson*

Dichtung. Die religiöse Liederdichtung, die Traktate der Pietisten, die Schriften der neuen Mystiker sikkerten über die Landesgrenzen weg und erhielten etwas wie eine gemeindeutsche Geistigkeit aufrecht. Und nur die Musik, die unpolitischeste aller geistigen Äußerungen, wuchs in der Pflegschaft der kleinen Stadtgemeinden zu wundervoller Blüte auf, in ihrem mütterlichen Schoß hat sich die deutsche Seele am reinsten und echtesten erhalten.

*

Diese verstreuten, im einzelnen machtlosen, gleichsam unterirdisch sich hinziehenden Quellen deutscher Geistigkeit vereinigen sich allmählich, und eines Tages bricht aus dem scheinbar vertrockneten Boden ein machtvoller Strom auf. Er überschwillt die künstlichen Schranken, achtet nicht der politischen Grenzen, kümmert sich nicht um weltliche Machtansprüche, flutet von Norden nach Süden von Westen nach Osten. Aus dem Geist heraus bildet sich eine deutsche Nation, lang ehe sich dieser Begriff politisch verwirklichte, lang ehe er selbst nur gedacht werden konnte.

Zu gleicher Zeit erhob sich bei den mündigen

Bernini, Ludovica Albertoni *Photo Alinari*

Völkern der Kampf um Anerkennung der Mündigkeit, der Kampf gegen die überalterten sinnlos und morsch gewordenen Herrschaftsformen, der in der französischen Revolution seinen abschließenden symbolhaften Ausdruck gefunden hat. Der deutsche Kampf des Geistes war freilich nicht minder revolutionär: aber er ging zunächst um die Mündigwerdung selbst, um die Schaffung eines deutschen in der Tiefe der Seele wurzelnden Gemeingefühls, um die Wiedererschaffung der deutschen Sprache. Der Benjamin der Völkerklippschule mußte in seiner späten Reife erst nachholen was sich seine Mitschüler schon am Hosenboden abgesessen hatten: das Bewußtsein seines Volkstums. Diese deutsche Wiedergeburt — die, wenn man zur Verdeutlichung in einen fließenden Ablauf Einschnitte machen will, genau hundert Jahre dauert, vom Erscheinen von Klopstocks „Messias" bis zum Jahre achtundvierzig — kommt an Fülle Reichtum und Nachhaltigkeit der geistigen Persönlichkeiten den Genialitäts-Epochen anderer Völker mindestens gleich.

*

Geistige Bewegungen pflegen ihre Ziele Ideale Wunschbilder als Gestalten eines Glaubens über sich aufzurichten. Die Völker leben, wie die einzelnen Menschen, nicht vom Brot allein sondern vor allem von ihren Hoffnungen. Diese werden in Zukunfts-Wirklichkeit oder in Vergangenheits-Wirklichkeit umgedeutet. Wunschbild-Gestaltung und Wunschbild-Verlegung stellt eine der wesentlichen Triebkräfte geschichtlichen Werdens dar. Die Zauberer und Schamanen, die Dichter und Denker eines Volkes sind die Erschaffer und Erhalter der Wunschbilder, und darin liegt ihr überzeitlicher Wert. Sie verlegen die goldene Zeit der Menschheit je nach ihrer Veranlagung ins Jenseits oder nach Utopia, in einen vorgeschichtlichen Paradieseszustand oder in ein geträumtes Tahiti, in die Vergangenheit des eigenen oder in die eines fremden Volkes.

So erfand sich auch die Auflehnung gegen die absolute Herrschaft einer erblichen Fürstengilde und gegen die Privilegien eines nutzlos und müßig gewordenen Adels, die überall in Europa die Geister unruhig machte, das Wunschbild einer edlen einfachen unverdorbenen Menschheit, den Traum einer natürlichen Gesellschaftsordnung ohne Rang und Zwang, das Ideal der menschlichen Freiheit, den Begriff der Humanität. Die Franzosen begeistern sich am Rousseau-Menschen und fordern stürmisch die Rückkehr zur Natur; die seefahrenden Engländer finden den Ort ihrer gemäßigteren Sehnsucht auf sagenhaften Robinson-Inseln; und die Deutschen, denen nicht wohl ist wenn sie ihre Dichtungen und Träume nicht als Wissenschaft ansprechen dürfen, entdecken Deutschlands Vergangenheit und vor allem die Antike.

*

Diese beiden Wunschbilder ziehen sich wie zwei verschiedenfarbige Einschläge durch das gesamte Geistesleben dieser erstaunlichen Epoche. Die eine Linie nimmt von Klopstock ihren Ausgang, läuft über Möser Herder den jungen Goethe die Romantiker, mündet in die großen Erwecker deutscher Vergangenheit, die Boisserées Hagen Lachmann Grimm. Die andere knüpft sich an den Namen Winckelmann, steigt steil an im späteren Goethe im arrivierten Schiller in Wolf in Humboldt, und wird, gestützt durch diese erlauchten Namen, zu einer hemmungslosen Vorherrschaft der Antike im deutschen Geist. Griechenland ist das große Stichwort der Zeit, nimmt die besten Geister völlig gefangen. Ein Traum-Hellas wird das Wunschbild ganzer Generationen.

Diese Wiedergeburt der Antike aus dem deutschen Geist hat auf die deutsche Entwicklung tiefgreifende Wirkungen — heilvolle und unheilvolle — geübt. Sie entstand wie alle großen geistigen Bewegungen entstehen: eine starke Persönlichkeit trifft schicksalhaft mit einer Veranlagung und einem Bedürfnis breiter Kreise zusammen. Sie spricht das Wort aus, findet die zündende Geste.

Diese Persönlichkeit ist Winckelmann. Das Zufallsbuch eines bis dahin Unbekannten wird richtunggebend für Generationen.

Riemenschneider, Creglingen *Photo Schaffert*

DAS KLASSISCHE IDEAL

Winckelmann hat die Misere des geistigen Menschen in jener Zeit gründlich genug erfahren. Sohn eines Flickschusters in Stendal hungert er sich in einen höheren Beruf hinauf. Wird nach vollendetem Studium, wie üblich, Hauslehrer in adligen Häusern — was damals etwa der Stellung eines besseren Lakaien entsprach. Wird Konrektor an einer Art Gymnasium in dem elenden Ackerstädtchen Seehausen. In einer kahlen Stube lebt er, knappt sich von seinem kärglichen Gehalt noch etliches ab, um seinen Vater zu unterstützen und um sich Bücher zu kaufen. Aus dem Dunkel der Gegenwart flüchtet er sich in die Träume einer hellen schönen Vergangenheit, die er in den Schriften der Alten findet. Außer den lateinischen Schriftstellern studiert er auch griechische deren Kenntnis damals nur wenig verbreitet war. Daneben versenkt er sich in das Studium der französischen und englischen Aufklärungsliteratur, macht unermüdlich umfangreiche Exzerpte aus mühsam geliehenen Büchern. So sammelt er in den Seehausener Hungerjahren eine stattliche Summe von Kenntnissen an, die ihn zu Höherem befähigen. Seine angeborene Abneigung gegen das

weibliche Geschlecht bewahrt ihn vor dem üblichen Lehrerschicksal: ein ehrsames Pastorentöchterchen zu heiraten, in Familien-Enge zu versauern, weiter zu hungern, sein Leben lang rundköpfigen Knaben den Horaz zu erläutern.

Endlich gelingt es ihm eine gemäße Stellung zu erreichen: er wird Bibliothekar des Grafen Bünau auf Schloß Nöthnitz bei Dresden, der eine der bedeutendsten Privatbibliotheken besitzt, selbst ein Gelehrter und damit beschäftigt eine Geschichte des Deutschen Reiches zu schreiben. Für diese muß ihm Winckelmann umfängliche Materialsammlungen anlegen. Allmählich wird er in den engeren Gelehrtenkreisen bekannt, gilt selbst als Gelehrter. Sein zäher durch keinerlei sonstige Passionen abgelenkter Fleiß, sein ordnendes Denken, sein genaues und bewegliches Gedächtnis eignen ihn für den damaligen Typus des Polyhistors, des Alleswissers. Konnte doch zu jener Zeit ein starker Kopf noch halbwegs die Ergebnisse der geistigen Arbeit überblicken. Die Aufspaltung der Wissenschaft in unzählbare Einzelgebiete, die heute jedes für sich unüberblickbar geworden sind, hatte kaum erst begonnen. Wer in dem allerorten noch jungfräulichen Boden auch nur oberflächlich pflügte konnte reicher Ernte gewiß sein.

Aber auch diese Arbeit inmitten seiner geliebten Bücher befriedigte Winckelmann nicht. Er war doch nur der Bibliotheks-Lakai eines turmhoch über ihm stehenden Standesherrn. Er ist zwar beglückt, aus der „Schulmärteley und anderen Plackereyen" heraus zu sein; aber er ist den ganzen Tag in die Hilfsarbeit für seinen „gnädigen Herrn" eingespannt, nur die „Morgenstunden von drei bis sieben Uhr" vermag er seinen „eigenen Studien, besonders dem

Griechischen" zu widmen. Eine ihm angebotene Stellung als Direktor des Fürstlichen Gymnasii Illustris zu Eisenach mit dem stolzen Gehalt von 600 Reichstalern schlägt er, wie er an seinen Herzensfreund Uden schreibt, „aus Liebe zur Freiheit aus". Er will heraus aus der ihm unerträglichen Duodez-Atmosphäre Deutschlands; er will nach Rom wo er die Atemluft zu finden hofft die im damaligen Deutschland völlig fehlte: Urbanität.

„Wo ich nicht bald sterbe muß ich Rom noch sehen, schreibt er ein andermal, quovis modo." Freilich fügt er hinzu: „Salva conscientia et religione." Offenbar kennt er schon den Preis den er für die Erfüllung seiner Lebenssehnsucht zahlen muß, und ist noch nicht gewillt ihn zu zahlen.

*

Aber Rom wird bei ihm zu einer Zwangsvorstellung. In Dresden lernt er die Erzeugnisse italienischer Kunst kennen: hat doch eben der König die Bildersammlung von Modena erworben und damit den Grundstock zur ersten großen Galerie in Deutschland gelegt. Durch Besuche gelehrter Priester in der Nöthnitzer Bibliothek bekommt er Umgang mit den in Dresden sich aufhaltenden römischen Geistlichen. Einer von ihnen, der Jesuitenpater Rauch, findet Gefallen an ihm, malt ihm in lockenden Bildern aus wie anders ein Mann seiner Art in Rom gewürdigt würde.

Alles zieht ihn nach Rom. Die Freiheit der Lebensformen in einer nicht ständisch erstarrten, nicht auf Geburt sondern auf Leistung aufgebauten, Gesellschaft; der nahe Umgang mit den Zeugnissen des antiken Lebens dem er sich innerlich so nah verwandt fühlt; die Atmosphäre des katholischen Männerbundes in dem sich nicht, wie in der femininen

Rokoko-Gesellschaft Dresdens, alles um Frauen dreht. So bringt er denn das Gewissensopfer und tritt zum Katholizismus über, wogegen ihm die Stellung eines Bibliothekars bei dem gelehrten Kardinal Passionei zugesagt wird.

Nun verläßt Winckelmann seine Stellung bei Bünau und geht nach Dresden. Aber die Verhandlungen über die Sicherung seiner Ankunft in Rom ziehen sich geraume Zeit hin, und so lebt Winckelmann ein Jahr lang in Dresden, ohne Amt, als freier Mann. Dieses unvorhergesehene Intermezzo wird entscheidend für seine Zukunft.

*

Der Zufall führt ihn mit Friedrich Oeser zusammen bei dem er Wohnung nimmt. Oeser war ein mittelmäßiger Maler, aber ein höchst anregender und geistvoller gütiger und freundschaftsfähiger Mann, problematischer Kunstlehrer einer ganzen Generation, nachmals hat er auch Goethe und Seume in die Malkunst eingeführt. Er wird Winckelmanns Mentor in der Welt der bildenden Künste, gibt dem Hausgenossen Zeichenunterricht, führt mit ihm eindringliche Kunstgespräche deren Niederschlag sich in dessen Werken anfindet. Mit jugendlichem Eifer wirft sich der fast Vierzigjährige auf diese ihm bislang fremd gewesene Materie. Er verkehrt mit Künstlern, unterrichtet sich über die Technik der Malerei und Bildhauerei, lernt den grundgelehrten Hagedorn und den Empiriker Lippert kennen, ist täglicher Gast im Kunstkabinett. Hier wird für ihn schicksalhaft der Anblick einiger antiker Skulpturen. Es sind drei in Herkulanum ausgegrabene Gewandfiguren die unter dem Namen „Vestalinnen" gingen. Wir sehen heute in ihnen spätrömische Fabrikware, konventionelle nach dem

Winckelmann, Maron *Photo Bruckmann*

Dutzend angefertigte Figuren, denen jeweils ein Porträtkopf der Bestellerin aufgesetzt wurde. Es war damals bei den Damen der guten Gesellschaft offenbar Mode, sich vestalinnenhaft, ganz Keuschheit und Würde, darstellen zu lassen — unbeschadet der wüsten Orgien denen man sich gelegentlich in den Kupplerhäusern der Suburra mit strammen Gladiatoren hingab. Aber an diesen posiert-edlen Gestalten entzündet sich Winckelmanns Phantasie. Und der neugebackene Kunst-Novize setzt sich hin und schreibt aus der ersten Glut seines Herzens heraus „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst".

*

Es sind wirklich nur einzelne Gedanken die in diesem schmalen Buch ziemlich wahllos und kunterbunt hingesetzt sind. Mittendrin findet sich eine weitschweifige Abhandlung über ein Verfahren, nach dem angeblich Michelangelo Tonmodelle in Stein übertragen habe. Wären diese Ausführungen — die auf einer mißverstandenen Vasari-Stelle beruhen — so richtig als sie falsch sind, so würde die ganze Angelegenheit höchstens das Fachinteresse von Bildhauern und Steinmetzen erwecken. Dann verbreitet sich Winckelmann recht flüchtig über antike Malerei, von der er nie etwas gesehen hat, und hebt ihr gegenüber die moderne Malerei hervor vor allem die allegorischen Fresken des Rubens im Luxemburg und des Daniel Gran in der Kuppel der Wiener Hofbibliothek, die er auch nicht gesehen hat. Das Hauptstück aber sind die Ausführungen über die griechische Bildhauerei, die er aus seiner profunden Kenntnis der drei Vestalinnen heraus schlankweg als das Vorbild aller Kunstübung hinstellt. Einige Kernstellen seien hierher gesetzt, sie vermitteln ausreichend den Geist dieses berühmten Werkes.

„Dresden, meint er, wird nun das Athen für Künstler, denn hier befinden sich wahrhafte untrügliche Werke griechischer Meister, und zwar vom ersten Range." Diese Quellen müsse man suchen, denn „der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten". „Dies ist der Weg, findet er, geschwinder klug zu werden. Denn das Studium der Natur ist ein längerer und mühsamerer Weg zur Kenntnis des vollkommenen Schönen, als das Studium der Antiken. Dadurch wird der Künstler bei Entdeckung von Schönheiten in der Natur diese

mit dem vollkommenen Schönen zu verbinden wissen, und durch Hilfe der ihm beständig gegenwärtigen erhabenen Formen wird er sich selbst eine Regel werden." Diese Verehrung der Alten hindert ihn freilich nicht in einem Atem zu versichern, daß Mattielli — der brave Steinmetz der die Puppengalerie auf der Hofkirche angefertigt hat — Dresden mit „ewigen Werken" erfülle, und zitiert zustimmend ein Wort des Algarotti, wonach dem bemeldeten Mattielli Polyklet das Maß und Phidias das Eisen gegeben habe.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke," lautet die berühmteste Formulierung Winckelmanns, „ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck." Und er beweist diesen Haupt- und Kernsatz seiner Lehre an der Gruppe des Laokoon, die er gar nicht kennt, denn in Dresden befand sich damals nicht einmal ein Abguß. Aber ihm genügen zur Beurteilung von Skulpturen und Bildern durchaus die zeitüblichen „Kupfer", die leeren Umrißzeichnungen, die gerade nur das verstandesmäßig Erfaßbare und in nichts den sinnlichen Eindruck wiedergeben. Kein Wunder daß er als wichtigste Eigenschaft der griechischen Plastik „den edlen Kontur" hervorhebt. „Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler alles geben, meint er, so würde gewiß die Richtigkeit im Kontur durch sie nicht zu erhalten sein; diese muß von den Griechen allein erlernt werden."

Das gleiche gänzlich unsinnliche durchaus rationale Verhältnis hat er zur Malerei. Für sie fordert er — getreuer Famulus des blassen Oeser — mit Nachdruck die Alleinherrschaft der Allegorie. „Sie allein kann dem Maler eine Gelehrsamkeit an die

Vestalin *Photo Bruckmann*

Hand geben, durch die an Stelle der Schnörkel und des allerliebsten Muschelwerks auch die kleinsten Verzierungen dem Ort gemäß gemacht werden wo sie stehen. Denn — schließt der ehemalige Magister von Seehausen seine Thesen — die Künste haben einen doppelten Endzweck: sie sollen vergnügen und belehren. Der Pinsel den der Künstler führt soll in Verstand getunkt sein. Dann wird der Kenner zu denken haben, und der bloße Liebhaber wird es lernen."

*

Man braucht einem heutigen Leser nicht aufzuweisen, daß das Alles — mit Respekt zu vermelden — Unsinn ist. Gleichwohl hat dieses Buch, das wie in einer Nuß bereits alle Lehrsätze — oder sollte man nicht besser sagen Glaubenssätze? — Winckelmanns enthält, die durch seine späteren Werke ergänzt vertieft erweitert aber in keinem wesentlichen Punkte abgeändert worden sind, unermeßliche Wirkung getan bis in unsere Tage. Elf Jahre nach seinem Erscheinen schreibt Lessing seinen berühmten Laokoon. Er hat dieses Werk nicht nur auf den Namen der antiken Gruppe getauft die von Winckelmann als eines der größten Meisterwerke aller Zeiten bezeichnet worden war, sondern hat auch dessen Anschauungen über die antike Bildnerei in Gänze übernommen und den Satz von der edlen Einfalt und stillen Größe in weiteste Kreise getragen. Goethes Abwendung von den Göttern seiner Jugend, von Shakespeare und Erwin von Steinbach, und seine einseitige Kunst-Orientierung nach der antiken und spätitalienischen Richtung geht unmittelbar auf Winckelmanns Einfluß zurück. Die antikisierende Bildnerei der Thorwaldsen und Canova ist die Durchführung der von Winckelmann so leiden-

schaftlich verkündeten Forderung, die Alten nachzuahmen um unnachahmlich zu werden; und Nachahmende sind sie denn auch wirklich geworden. Die öde Umriß- und Kartonmalerei der Carstens Flaxmann Genelli wurzelt durchaus in Winckelmanns farbenfeindlicher Kontur- und Allegoriebegeisterung. Ungezählte Scharen von Reisenden haben die antiken Kunstwerke ausschließlich durch Winckelmanns Augen gesehen. Generationen von Kunstgelehrten — über Burckhardt bis in unsere Zeit — haben sein Dogma vom Primat der antiken Kunst gegenüber jeder andern nachgebetet. Und erst Rohde und Nietzsche haben dem edlen und stillen Winckelmann-Griechen den Garaus gemacht.

*

Man wird freilich sagen dürfen daß kaum je ein Buch, das auf Mitwelt und Nachwelt so starken Einfluß zu üben bestimmt war, leichtfertiger und verantwortungsloser abgefaßt worden ist. Da setzt sich jemand hin und schreibt ein Buch über Kunst und antike Plastik — und hat außer einer Handvoll Bilder und ein paar Statuen nichts von Kunst gesehen. An deutschen Kunstwerken kennt er überhaupt nichts. Gewiß ein mehr als dürftiges Erfahrungsmaterial — mag man daneben auch immer genialer Schau und innerer Verwandtschaft den weitesten Erkenntniswert zubilligen.

Die ganze Schrift ist eine oberflächliche Zusammenstellung von wenig Geschautem viel Gehörtem noch mehr Gelesenem. Unbedenklich sind Zitate anderer Schriftsteller als eigene Gedanken wiedergegeben. Sie hatte vor allem den Zweck, den Verfasser beim Hof und bei seinen katholischen Freunden für die angestrebte Stellung als Bibliothe-

Palladio, Palazzo Chiericati *Photo Alinari*

kar in Rom in empfehlende Erinnerung zu bringen — also eine Art Habilitationsschrift in usum delphini. Sie wurde auf eigene Kosten gedruckt, in schöner Aufmachung aber nur in fünfzig Exemplaren, also gerade nur so viel als an Widmungsexemplaren für Freunde und Gönner erforderlich war. Ihren Zweck erfüllte sie auch nach Erwartung: der Kurprinz wurde auf den Autor aufmerksam und meinte, dieser Fisch solle ins richtige Wasser kommen; seine Freunde konnten auf dieses Probestück hinweisen; kurzum das Buch hat Winckelmann den Weg nach Rom gebahnt. Bald nach seinem Erscheinen kann er an Freund Berendis schreiben, daß er von seiner Arbeit noch keinen Pfennig Vorteil gehabt, außer daß sie „seine Absicht befördert habe".

*

Ganz unerwartet aber stellte sich ein großer literarischer Erfolg ein. Das Buch wandert von Hand zu Hand, findet begeisterte Aufnahme und leidenschaftliche Ablehnung, wird in den paar in Betracht

kommenden kritischen Zeitschriften eingehend und höchst rühmend besprochen, alsbald wird es ins Französische und Italienische übersetzt. Von einem Tag zum andern war der bis dahin völlig unbekannte kleine Bibliothekar ein in den besten Kreisen des geistigen Deutschland und demnächst des Auslands bekannter und geschätzter Mann.

Ohne den Erfolg dieser Gelegenheitsschrift wäre Winckelmann wahrscheinlich als Amanuensis in irgendeiner römischen Kardinals-Bibliothek untergetaucht, hätte sich wie bislang polyhistorisch zersplittert, hätte bald auf diesem bald auf jenem Acker gepflügt, hätte wie zahllose andere der deutschen Gelehrtenbienen seiner Zeit Honig in wächserne Waben gesammelt, und wäre unbeachtet und unbekannt in Rom an Malaria gestorben.

Aber Ruhm verpflichtet. Winckelmann galt nunmehr — mit wie wenig Recht wußte sicher niemand besser als er — als gründlicher Kenner der antiken Kunst. Er hatte gleichsam das klassische Altertum in Pacht genommen. Und aufrichtiger hingebender Mann, der er war, wollte er diesen vorschnellen Ruhm rechtfertigen. Er schreibt in Rom eine Reihe grundlegender Werke über antike Kunst, vor allem die „Geschichte der Kunst des Altertums" und das große Illustrationswerk „Monumenti", über dessen Herausgabe ihn ein auffälliger und düsterer Tod ereilte. Alle diese Werke sind nur der wissenschaftliche Unterbau der in seinen Erstlingsschriften niedergelegten Gedanken, die Urteils-Begründung für das daselbst ausgesprochene Vor-Urteil. Und wie das schon die Eigentümlichkeit von Taten genialer charaktervoller schicksalgelenkter Männer ist: die Begründung seiner Irrtümer stellt ein Werk von

unvergänglicher Bedeutung dar. Seine Geschichte der Kunst des Altertums ist richtunggebend gewesen nicht nur für die archäologische Forschung und kunstgeschichtliche Methodik: sie ist einer der Grundpfeiler auf denen das stolze Gebäude moderner Geschichtswissenschaft überhaupt ruht.

*

Wie war es aber möglich, daß eine unzulängliche ästhetische Untersuchung über einen der Allgemeinheit völlig unbekannten Gegenstand so weitreichende Wirkung tat?

Einfach deshalb, weil die „Gedanken über die Nachahmung" gar keine ästhetische Abhandlung sind, sondern ein politisches Manifest, welches das Fühlen und Wollen einer Zeit zusammenraffte, zusammenballte, ihm das Wort verlieh, das erlösende zündende Stichwort!

Freilich stand in dem Buch kein Wort von Politik. Die einzige Stelle, die etwa politisch anrüchig sein konnte, daß nämlich die wahre Kunst nur in Freiheit gedeihen kann, hatte Winckelmann vorsorglich gestrichen. Im übrigen enthielt es die zeitübliche Reverenz an den Landesherrn, der wegen seiner Liebhaberei für die Künste als der „deutsche Titus" gepriesen wird. Aber das Buch wandte sich in seiner Grundabsicht leidenschaftlich gegen die herrschende Kunstrichtung, gegen das höfische Rokoko das als sichtbarer Ausdruck der bestehenden Gesellschaftsordnung gefühlt wurde; und gegen diese machte sich in der gebildeten Bürgerschaft ein täglich wachsender, wenn auch vorerst nur theoretischer, Widerstand geltend.

Aber es lag noch mehr darin als Auflehnung gegen Pöppelmannische Bauten und Algardische Put-

ten. Die Unvergleichlichkeit der antiken Bildwerke führte Winckelmann auf die Vortrefflichkeit der griechischen Lebenseinrichtungen zurück. Mit glühenden Farben schildert er Landschaft und Klima Sitten und Gebräuche. Griechenland, das war nach seiner Deutung das Land wo „man sich der Lust und Freude von Jugend auf weihte, wo ein gewisser bürgerlicher Wohlstand der Freiheit der Sitten niemals Eintrag getan". Dort hatte man nicht zu leiden unter der Verschwendung von Fürsten den Launen von Mätressen den Übergriffen eines übermütigen Adels. Dort gab es, im Gegensatz zu der lächerlichen Mode der Zeit, keine „pressende und klemmende Kleidung, das schöne Geschlecht wußte von keinem ängstlichen Zwang in seinem Putze". Keine Krankheiten verheerten das glückliche Geschlecht einer glücklichen Sonne; daß es nach dem Zeugnis der Schriften des Hippokrates in Griechenland keine Blattern und keine Lues gab, diese Geißeln seiner Zeit, hebt Winckelmann besonders hervor. Vor allem aber hatte es ihm die Nackt-Kultur der Griechen angetan, die Schaustellung des unverhüllten Körpers in den Akademien bei Wettkämpfen auf dem Theater. Kurzum es ist die freie durch Rang und Stand nicht eingeschränkte Menschlichkeit, die er, und mit ihm seine Leser, in Leben und Kunst des alten Griechenlands verwirklicht sahen, es ist das Gegenbild der Zeit, das er mit raschen energischen Strichen hinzeichnet und mit Kontrastfarben illuminiert.

Damit hatte er das Wunschbild entworfen das die Zeit in ihrem dunklen Drange brauchte. Die allgemeine Unzufriedenheit mit den politischen gesellschaftlichen kulturellen Zuständen suchte unbewußt nach dem Spiegel, aus dem das Bild des vollkom-

Canova, Paolina Borghese *Photo Alinari*

menen Lebens dem man zustrebte in fleckenloser Reine herüberleuchtete. Und dieses Ideal, diese Spiegelung hatte nun mit einemmal einen Namen: Griechenland!

*

An sich war ja die Welt der Antike dem deutschen Gebildeten durchaus vertraut. Die Grundlage geistiger Bildung war schon seit den Anfängen ihrer Zivilisierung für die Deutschen das Latein. Antike Mythen antike Ideen waren, zumindest in der Fassung der lateinischen Schriftsteller, geistiges Gemeingut aller Gebildeten. Aber dieses Wissen bekam nun mit einem Schlage eine neue Deutung. Das eine Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe fand Eingang in tausend Köpfe die nie eine Zeile von Winckelmann gelesen hatten. Es wurde zum Schlagwort, zur richtunggebenden Formel. Man sah nicht die höchst komplizierten problematischen gar nicht edlen und noch viel weniger stillen Ge-

stalten des Aristophanes und Lukian des Petronius und Martial; man wollte sie nicht sehen. Der klassische Mensch, der edle stille gefaßte freie kunstsinnige, der in vollem Sinne des Wortes menschliche, humane Mensch: das war von nun an das Ideal des erwachenden deutschen Bürgers.

*

Die durch die Grundlagen der deutschen Geistesbildung gegebene Bereitschaft die antike Vergangenheit als Ideal und Wunschbild aufzunehmen, erklärt es auch warum die etwa gleichzeitig auftretenden Versuche, die deutsche Vergangenheit diesen Zwecken dienstbar zu machen, zunächst unfruchtbar blieben und weiterhin immer wieder von den klassischen Vorstellungen überlagert wurden. Der Zusammenhang mit der eigenen Vergangenheit war eben den Deutschen völlig abhanden gekommen. Die Denkmäler der deutschen Kunst und Kultur waren so gut wie völlig unbekannt. Zwar tauchen etwa gleichzeitig mit Winckelmanns Manifest die ersten Erneuerungen altdeutscher Dichtung auf — Bodmer gibt Bruchstücke aus den Minnesängern und dem Nibelungenlied heraus — und die deutschen Dome die erlauchten Bildwerke standen aufrecht wie je und eh. Aber noch fehlte ihnen der leidenschaftliche Erwecker, den die Antike in Winckelmann gefunden hat.

Schönheit in der Kunst wie in der Natur ist eben keine physiologische sondern eine moralische Kategorie. Es gibt keine Schönheit an sich: erst unser Wille schafft Schönheit. Jahrhundertelang waren die Alpen für die Menschen der Ebene nichts anderes als Grauen und Schrecknis: bis das moderne Naturgefühl die Schönheit der Gletscher Wildbäche

Felsschroffen entdeckte. Turner hat die Sonnenuntergänge am Meer erfunden. Die Worpsweder Maler haben die Schönheit von Heide und Moor geschaffen. Und so sind Generationen um Generationen mit sehenden Augen an den Zeugnissen der alten deutschen Kunst und Kultur vorübergegangen — und haben sie nicht gesehen.

Daher fehlte der versuchten Wunschbild-Verlegung in die deutsche Vergangenheit der solide Untergrund gesicherten Wissens ebenso wie die gefühlsmäßige Vertrautheit gewohnten Umgangs. Klopstock schreibt seinen „Messias" und seine Oden, aber in antiken Versmaßen. Von dem durch ihn und seine Nachtreter angestimmten „Bardengebrüll", von dieser schwiemulosen Teutschtümelei, wandten sich die Zeitgenossen bald in dem richtigen Gefühl ab, daß dies hohle Schreibtisch-Erfindung sei. Aber auch der von dem Dreigestirn Möser Herder Goethe in den „Blättern für deutsche Art und Kunst" erlassene Aufruf zur deutschen Vergangenheit blieb ohne Widerhall in der ihr tief entfremdeten deutschen Seele. Erst als eine Generation von Philologen und Forschern Künstlern und Kunstfreunden die versunkenen und vergessenen Schätze gehoben, Auge und Ohr der Aufnehmenden geübt hatten, haben die Deutschen die Großtaten ihrer Vorfahren wieder sehen hören und fühlen gelernt. Für die des Altertums hingegen war diese Arbeit durch die Gelehrten und Magister seit der Zeit der Humanisten vorgetan, und so traf die leidenschaftliche Schrift Winckelmanns auf vorbereitete Seelen.

*

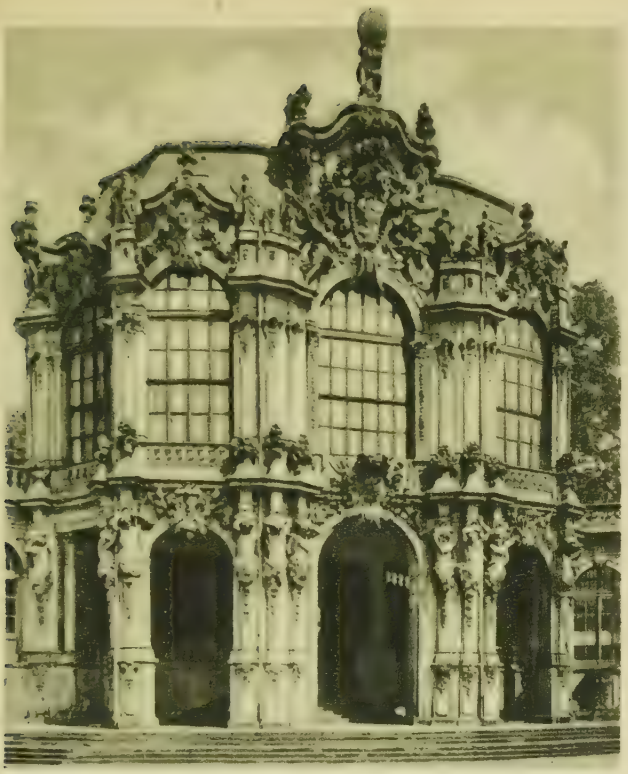
Ihre Wirkung liegt freilich auch in der Art der Darstellung, in ihrer Form, in ihrem Stil. Die „Ge-

danken zur Nachahmung" sind das erste leuchtende Dokument neuer deutscher Prosa. Ihre Sprache ist klar knapp sachlich, dabei leidenschaftlich und voll Spannkraft. Die Sätze sind rund und entschieden hingestellt, ihre Fassung ist oft verführerisch. Dieser vehementen, bis dahin unerhörten, Sprache verdanken Winckelmanns Darlegungen zu gutem Teil ihre Zündkraft. Man hat diese Schrift nicht mit Unrecht die Reformationsthesen Winckelmanns genannt. Aus ihr spricht eine leidenschaftliche Überzeugtheit die überzeugt. Sie ist eine Angelegenheit des Glaubens, und als eine Glaubensschrift hat sie Wirkung getan. Bei jedem Glauben kommt es wenig auf die platte Richtigkeit der Lehre an, sondern auf die zündende Kraft der Persönlichkeit die sie vorträgt. Und eine starke wahrhafte glaubensbesessene Persönlichkeit, das ist Winckelmann gewesen.

*

Er hat auch die Geste gefunden die seinem Glauben Bestätigung gab. Er verläßt Deutschland auf Nimmerwiederkehr und wird völlig Römer. „Mein Vaterland verlasse ich gerne," schreibt er an seinen Grafen, „wo ich wenig Vergnügen gefunden habe. Freiheit und Freundschaft sind stets die großen Endzwecke gewesen, die mich in allen Sachen bestimmt haben: die erste habe ich erjagt." So leitet er den endlosen Zug von Deutschen ein die im klassischen Land in Italien in Rom ihre wahre Heimat gefunden haben. Die Romzüge des Mittelalters: in veränderter Form sind sie wiedergekehrt.

Es liegt tief im deutschen Wesen begründet, sich an den Wunschbildern der Phantasie Genüge zu tun, in Traumländern zu leben, darüber der Wirklichkeit



Dresden, Zwinger *Photo Stödtner*

zu vergessen. Wie ein Meltau legt sich die von Winckelmann eingeleitete Gräcomanie auf die besten deutschen Geister. Der Dichter des Werther und des Götz beginnt eine Fortsetzung der Ilias, die Achilleis, zu dichten: daß auch die Deutschen ihre Ilias haben, und ihren leuchtenden in ein frühes ruhmverklärtes Grab hinabsteigenden Achilles, ist erst dem Sechzigjährigen bekannt geworden. Schiller schreibt die Götter Griechenlands: daß auch die Deutschen Götter hatten und in allen Zeiten und

Landen die Stammesgötter den Fremdgöttern vorgezogen wurden, fällt ihm nicht bei. Von dem abscheulichen Pamphlet gegen Deutschland, das Hölderlin in seinem nebulosen fernwehleidigen Hyperion losgelassen hat, ganz zu schweigen.

*

In tiefer Einsicht hat der fünfundsiebzigjährige Goethe in einer kleinen Rezension „Von deutscher Baukunst" den Kampf des Neu-Humanismus mit der Erweckung der deutschen Vergangenheit geschildert. „Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges imposantes Werk dieser Art (nämlich des Münsters); der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum mehr jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte (gemeint ist der Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst' 1773). Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wieder beleben. Standen aber diese Gebäude jahrhundertelang nur wie eine alte Überlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Die Bemühungen der Gebrüder Boisserée haben mich belehrt, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand. Ich wünsche mir Glück, zu dieser Klarheit nach fünfzigjährigem Streben durch die Bemühungen patriotisch gesinnter geistreicher emsiger unermüdeter junger Männer gelangt zu sein."

GOETHES ROMFAHRT

Diese späte Rückkehr zu den Idealen seiner Jugend, die etwas säuerliche Erkenntnis von „Wert und Würde dieser Denkmäler", die Goethe „entsprechend seinem Alter und seiner Stellung nur im rechten Sinne, das heißt historisch" zu fühlen vermochte, wog wenig gegen die mächtige Strömung die er selbst durch seine leidenschaftlich-einseitige Hinwendung zum antiken Geistes- und Kunstideal erregt hatte, deren Symbol seine Romfahrt ist. Wie Goethe Italien erlebte, das ist ein wichtiges und folgenreiches Kapitel deutscher Geistesgeschichte.

Ohne Aufenthalt reist er durch Deutschland. Fühllos geht er vorüber an den Quellen deutscher Vergangenheit, sieht nicht die herrlichen Dome die königlichen Steinfiguren die phantastischen Schnitzaltäre die Farbenwunder der Glasfenster und Bildtafeln. Er sucht einzig jene Arkanen die ihm für seine tiefe Sehnsucht heilsam dünken.

Er kommt durch Regensburg. Diese schöne stolze Stadt, voll von Erinnerungen an Leben und Kunst deutscher Vergangenheit: er sieht sie nicht. Sieht

Tischbein, Goethe *Photo Städel*

nicht die reiche aber noch gehaltene Gotik des Doms, nicht die ernste Romanik von Sankt Emmeran, nicht die burghaften Patrizierhäuser, nicht das malerische Gewinkel der Gassen die zur breit hinfließenden Donau abfallen. Einzig bemerkt er: „Gute Birnen habe ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen."

In Italien ist sein erster starker Eindruck Palladio. Das ist schicksalhaft. Ist triebfixierend wie erstes Liebeserleben. Dieser Architekt einer fast geschichtslosen Duodezstadt ist der Typus des in allen Spätkulturen auftretenden Bau-Künstlers. Der nicht mehr aus Notwendigkeiten und zu Zwecken baut, sondern aus Absichten und um der künstlerischen Wirkung

Straßburger Münster *Photo Bildstelle*

willen. Palladio ist ein Stilarchitekt. Ein erfindungsreicher, ein geschmackvoller. Aber nicht mehr. Er baut Fassaden. Er übernimmt fertige Bau-Elemente vergangener Kulturen, entfremdet sie ihrem Zweck, entseelt sie, verwendet sie wegen ihrer „Schönheit", macht Schmuckstücke aus ihnen.

Wuchtige Tragbogen altrömischer Aquaedukte werden verkleinert und dienen als Fensterumrahmung für Bürgerhäuser. Säulen, Bau-Element sakralen Stils, werden halbiert und als Dekoration an die Fassade von Palästen Stadthaus Spießerwohnung geklebt. Bezeichnend jene von Goethe hochbelobte Rotonda, von der er berichtet: „Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus nie höher getrieben. Der Raum, den Treppe und Vorhalle einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wohnlich nennen. Zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthaltes einer vornehmen Familie würde es kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, sich auf das Herrlichste darstellen."

Man kann nicht klarer das Wesen verirrter Baukunst charakterisieren. Kulisse ringsum. Ein Landhaus, zum Wohnen zwar nicht geeignet, aber die Gegend verschönernd. Von da zu den künstlichen Ruinen des Rokoko und den Meiereien in chinesischem Stil ist nur noch ein Schritt.

Zuweilen freilich streift Goethe selbst in der Italienzeit ganz nahe an richtige Erkenntnis. „Die höchste Schwierigkeit, schreibt er, mit der Palladio wie alle neueren Architekten zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst, denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch." Aber er hat nicht die Freiheit zu folgern:

also haben Säulen in der bürgerlichen Baukunst nichts zu suchen. So befangen ist er in dem Abglanz der Antike, daß er diesen kenntnisreichen aber blutlosen Nachfahren großer Vorfahren einen „recht innerlich und von innen heraus großen Menschen" nennt.

Ein Dutzend Jahre früher hat er aus seinem überströmenden Gefühl heraus weit besser um diese Dinge Bescheid gewußt. „Säule, schreibt er in dem hinreißenden Hymnus auf Erwin von Steinbach, ist mitnichten ein Bestandteil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen, und wo er sie anflickt sind sie belastender Überfluß."

*

Es war Schicksal und Verhängnis, daß Goethe während seiner ganzen Italienfahrt diese Neigung zu Kunst aus zweiter Hand, zu den Werken routinierter könnerischer Spätkünstler nicht verlassen hat.

Er ist in Padua und sieht Giotto nicht. Er hält sich einige Tage in Bologna auf, schwärmt vor Raffaels Cäcilia, diesem süßlichen flachen Werk, entdeckt daselbst als „neue Gestirne" Dutzendmaler wie die Caracci Guido Reni Domenichino, die „einer späteren glücklichen Kunstzeit entsprungen sind". Aber in Florenz nimmt er sich nicht soviel Zeit, die erlauchten Grabfiguren des Michelangelo zu sehen. Und über die mannhaften Florentiner Rustikafronten weiß er kein Wort zu sagen. So sieht er auch schließlich in Assisi von dem „tristen Dom des heiligen Franziskus" weg. Domenichino statt Giotto, Tertiär-

Palladio, Villa Rotonda *Photo Alinari*

Antike statt Gotik: das ist die Signatur von Goethes Italienreise.

*

Ist das derselbe Mensch, der ehedem sich zur deutschen Baukunst, zur Kunst des Ausdrucks, mit den lapidaren Sätzen bekannte: „Die Kunst, sagt er im Erwin-Hymnus, ist lange bildend eh sie schön ist, und doch so wahre große Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig erweist wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ihr Gestaltverhältnis zusammenstimmen, denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische

Minervatempel, Assisi *Photo Alinari*

Kunst ist die einzige wahre, sie ist ganz lebendig."

Der Feuergeist, der in diese wenigen Sätze ein Kompendium vom Wesen künstlerischen Schaffens preßte, der den Unterschied von Kunst als Lebensausdruck gegen Kunst als Genußwert so klar fühlte: er gerät ein Dutzend Jahre später völlig in den Bann mediokrer Schönheitsmacher.

Jetzt will er Dürer zu denen in die Lehre schicken die er ehedem „Puppenmaler" gescholten hat; bedauert, daß ihn „das Glück nicht vorher nach Italien geführt hat". Dürer, den seine froh erregte Seele

ehedem ansprach: „Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener."

Aber so fremd ist der ehemalige Jünger des Erwin von Steinbach, der Dichter des Götz den Grundwurzeln deutschen Wesens geworden, daß er den heiligen Namen Dürer, dessen tragisches Geschick ebenfalls seine Reise nach Italien war, mit denen von Gewerbemalern wie Francesco Francia oder Guercino in einem Atem zu nennen wagt.

*

Diese Wandlung in Goethe ist deutsches Schicksal. Wieder ist einer der großen Könige Deutschlands, sein größter, über die Alpen gezogen das Frühlingsland zu erobern. Aber auch er erlag dem südlichen Zauberhauch. Er vergaß der Münster und Dome seiner Heimat, dieser „Werke der ewigen Natur, in der alles Gestalt, alles in stimmendem Verhältnis, alles zweckend und zum Ganzen ist". Vergaß der holzgeschnitzten Gestalten die ihn unter kimmerischem Himmel entflammt hatten. Vergaß des „heiligen" Erwin von Steinbach — und betete zu Palladio und Vitruv.

Als er in die Heimat zurückkehrte, da hatte seine Stimme fremden Klang. Diese Stimme, die alle Deutschen hatte aufhorchen lassen als sie zuerst und leidenschaftlich ertönte. Die tiefe Verbundenheit mit der Erde, die ihn geboren, war gelöst. Er war nicht mehr der flammende Bejaher von „deutscher Art und Kunst". Er war Bürger einer andern Welt geworden. Der Welt der Statik und Horizontalität, nicht mehr der des Vertikalen, des Dynamischen. Zwar pulst noch das alte ungebärdige Blut unter den geglätteten Versen der Iphigenie, die Dämonieen die-

ses Ruhelosen knistern und brausen noch unter der kühlen Marmorhaut. Aber erst zwanzig Jahre später rauschen sie, unter dem Ansturm einer späten Leidenschaft, wieder ungehemmt in dynamischen Rhythmen und Reden auf.

*

Aber die Großen im Geist schaffen nicht nur Zeitgeist, sie selbst sind auch Geschaffene des Geistes ihrer Zeit. Lehrreich, den Baedeker Goethes in die Hand zu nehmen, Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten über Italien" in drei dicken Bänden.

Dieser Volkmann steht ganz unter Winckelmanns Einfluß. Ihm ist daher spätantike Schönheitsbildnerei das Höchste. Das Belvedere ist ihm der „merkwürdigste Ort der Welt". Über den Apoll, dieses Stück Marmortheatralik, zitiert er einen langen Hymnus Winckelmanns, der ihn für „das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums" hält. Was den römischen Kriegsgewinnern als „Kunst" galt, wurde den deutschen Gebildeten, die vor lauter Gebildetheit die Naumburger Domfiguren den Bamberger Reiter die Riemenschneider-Altäre und die hundert anderen Hochtaten deutscher Plastik nicht kannten, als Ideal aufgeschwatzt. Den Gattamelata aber findet der biedere Volkmann „ziemlich langweilig", den Colleoni „mittelmäßig geraten".

Auch in der Malerei hat Volkmann einen unfehlbaren Blick für das Mittelmäßige: sofort gerät er in Begeisterung. Hingegen ist er den Erscheinungen früher Malerei gegenüber völlig hilflos. Den Cimabue und Giotto nennt er, wann immer er ihrer Erwähnung tun muß, regelmäßig „Wiederhersteller der Malerei". Nur ganz flüchtig und oberflächlich spricht er über sie; man fühlt, er vermag mit diesen Wieder-

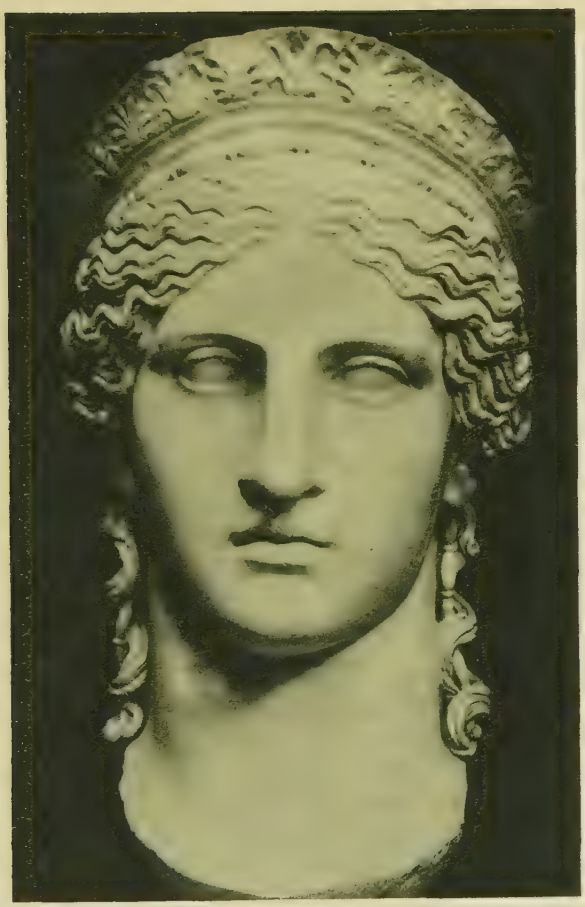
herstellern nichts Rechtes anzufangen. Von San Marco in Florenz, der Werkstatt Fra Angelicos, berichtet er nur, die Kapelle des heiligen Antonius sei von — Pocetti ausgemalt. Die Burgen der Strozzi und der anderen Florentiner Bürgerfürsten findet er „sehr simpel und von bäuerischem Werk"; hingegen schwärmt er von den Schau-Fronten des Palladio und anderer Kunstarchitekten.

Er hat nun mal, ein echter Deutscher, die Antipathie gegen alle Kunst die der Wurzel des eigenen Volkstumes entstammt. Gotisch, das ist ihm ein Scheltwort schlechthin. Er tadelt damit die Pisano-Kanzel, die Mosaiken von Ravenna, die goldenen Sphären der Markuskirche die er mit „umgekehrten messingenen Kesseln" vergleicht.

Das also war der Führer Goethes durch Italien. Der hat sich von diesem Vormund nicht freizumachen verstanden. Das Urteil der Winckel- und Volkmänner hat er besiegelt, und auf seine geistige Autorität hin wurde in deutschen Landen endgültig an Stelle des „schlechten gotischen Geschmacks" das klassische Ideal aufgerichtet.

*

Für den deutschen Philister wurde Goethes Italienreise zum Verhängnis. Er begann das Land der Griechen mit der Seele zu suchen: das war bequem kleidsam und billig. Dahin dahin drängt es den deutschen Wanderer. Was immer er an Sentimentalität auftreiben konnte trug er in das Land wo die Zitronen blühn. Auf das gesamte deutsche Kunstleben lagerte sich allgemach eine dicke Gipsschicht. Nicht umsonst stand der Abguß der Juno Ludovisi auf dem Treppenpodest am Frauenplatz. Die leise vibrierenden Verse des Tasso erstarrten bei diesen Epigo-



Juno Ludovisi *Photo EPC.*

nen, den Epigonen der Epigonen, zur „klassischen Sprache". Die Büchner und Kleist erstickten in dieser Museums-Atmosphäre. Schier vergebens kämpften die Grimm die Boisserées für die bodengewachsene Kunst unserer Vergangenheit. Die organische Entwicklung deutschen Kunstschaffens riß ab: ganze

Geschlechter von Künstlern und Kunstaufnehmenden wurden in Anbetung und Nachahmung römisch-verdorbener Antike und spät-entarteter Renaissance erzogen. Kaum ein Menschenalter ist es her, daß sich der deutsche Mensch auf deutsche Kunst zu besinnen beginnt und wieder Zugang sucht zu den Zeugnissen seiner eigenen Vergangenheit.

Daß nicht die Völker des Südens den Kanon ewiger Schönheitsgesetze allein in Verwahr haben, zu denen als beflissene Schüler wir Deutsche zu pilgern nötig hätten; sondern daß der Genius unseres Volkes in seiner großen Epoche Werke in Fülle geschaffen hat, die in ihrer Art den Werken der großen Epochen der kunstbegabtesten Südvölker ebenbürtig sind; daß sie uns aber näher stehen sollten weil sie eben unseres Blutes und unserer Art sind: diese Erkenntnis ist heute freilich noch fern davon Gemeingut zu sein. Hat doch noch kürzlich einer der großen Kunstgelehrten unserer oder zumindest der jüngstvergangenen Zeit, Wölfflin, sich nicht entbrechen können, in einer Festrede der Deutschen Goethe-Gesellschaft folgende Äußerung zu tun: „Beispiel und Beweis ist die klassische Architektur und ihr Gegensatz: die nordische Gotik. Jene ist eine zweite Natur, diese ist das Willkürliche, und damit von vorneherein totgeboren."

*

Die Romzüge der deutschen Kaiser haben unendliche Ströme von Blut und Kraft nutzlos um die Eroberung fremden Landes vergossen. Der Romzug Goethes hat die Verschwendung unendlicher Ströme von Geist und Kraft um die Eroberung fremder Kultur und fremder Kunst zur Folge gehabt. Es ist die ewige Katabasis der deutschen Seele. Wann wird sie ein Ende haben?

RÖMISCHER ABGESANG

CAMPAGNA-STREIFE

Der Pinciohügel war nur zu einem kleinen Teil — die der Stadt zugewandten steilen Hänge — von der aurelianischen Mauer eingeschlossen. Die außerhalb liegenden, allmählich in die Ebene verlaufenden, Höhen mit ihren weiten Ausblicken aufs Gebirge waren im Kaiser-Rom von den Villen und Lustgärten der Multimillionäre besiedelt. Hier lagen die berühmten und berüchtigten Gärten des Lukull und des Sallust. In den Stürmen der Völkerwanderung verfielen die Villen, verwilderten die Gärten. Das Gelände ging allmählich in den Besitz der Familie Borghese über, und als einer der Ihren, Paul der Fünfte, den päpstlichen Thron bestieg und seinen Neffen, den Kardinal Scipio Caffarelli als erklärten Nepoten mit fürstlicher Macht und fürstlichem Reichtum ausstattete: da kehrten die alten Zeiten der Herrlichkeit wieder. Der Hügel bedeckte sich mit weiten Gärten, die weitläufige Villa Borghese wurde errichtet, ihre Räume füllte der mäzenatische Eifer des Erbauers und seiner Nachkommen mit einer weitberühmten Antiken- und Bildersammlung.

Nun sind Villa Sammlungen und Gärten in die Hände des Staates übergegangen, mit anderen Besitzungen vereinigt bilden sie zusammen den großen Erholungspark der Römer.

*

Morgens ist es still und erholsam in den wohlgepflegten Anlagen. Weite Wiesen wechseln mit schattigen Wäldchen, blühende Büsche mit ausladenden Bäumen, Quellenbassins mit belebten Teichen. Tempelchen Grotten Torbögen in klassizistischem Geschmack erinnern daran, daß die Gärten vor hundert Jahren im Besitz der Schwester Napoleons der Paolina Borghese waren, deren schönen Rücken und bewundernswerte Brüste Canova uns späteren Geschlechtern aufbewahrt hat. Unter dem Titel einer Siegreichen Venus sind sie in einem der Säle der Villa erfreulich zu betrachten.

Peinlich ist es in dieser kultivierten Umgebung ab und an den Produkten moderner Kunstbemühungen zu begegnen. Da ist ein Reiterdenkmal des Vittorio Emanuele in Duodez, genau so abscheulich wie sämtliche Reiterdenkmäler sämtlicher europäischer Potentaten der letzten fünfzig Jahre. Frankreich hat ein Victor-Hugo-Denkmal gestiftet und sich durch diese Stiftung keineswegs mit Ruhm bedeckt. Aber mit tiefer Scham erfüllt den Deutschen das Geschenk des Förderers neudeutscher Künste an die Stadt Rom: das Standbild Goethes benebst den Hauptfiguren aus seinen Dichtungen. Ein Werk, aus der Phantasie eines Konditors geboren.

*

Den schönsten Ausblick auf Rom gewährt ein stiller Winkel in der Villa Medici. Dieses ehemalige

Kardinalschloß ging nachmals in den Besitz des französischen Staates über und wurde von Napoleon zum Sitz der französisch-italienischen Kunstakademie bestimmt, die schon unter dem Sonnenkönig auf Rat Berninis begründet wurde. Sie schickt junge Künstler jeder Fakultät als Stipendiaten nach Rom, um dort die allein seligmachende Kunst zu studieren. Dies ist der inzwischen im Ansehen etwas gesunkene „Prix de Rome". Das massige weitläufige Gebäude steht auf riesigen Stützmauern inmitten eines lieblichen stillen in üppigem Blumenreichtum prangenden Gartens.

Am Rande der Terrasse steht eine Gruppe uralter Steineichen, ihre Zweige sind ineinandergewachsen und bilden ein dichtes tiefschattendes Dach. Unter dem Laubgewölb eine einfache moosbewachsene Brunnenschale, der kärgliche Wasserstrahl spielt in der Stille mit leisem Murmeln. Von diesem kühlen Schattenplatz blickt es sich gut auf das weite Häusergewirr da unten, das noch erfrischt von der Kühle der Nacht in der Morgensonne sich mutig zu neuer Tagesarbeit anschickt. Die runden Ziegel auf den Dächern sind in hundert Farben getönt, Kupferhelme der Kirchen leuchten in stumpfem Grün, vergoldete Kreuze auf Türmen glänzen im auffallenden Licht. Aber weit drüben, eingerahmt vom dunklen Laub der Steineichen, ragt Sankt Peter auf, die stolze Kuppel, seltsam leicht schwebt sie im Dunst der Sonne.

*

In die Campagna hinaus.

Zunächst die Stadtmauer entlang. Kaiser Aurelianus hat sie Ende des dritten Jahrhunderts errichtet, Honorius hundert Jahre später gewaltig verstärkt, mit Hunderten von Türmen und Bastionen versehen.

Villa Medici *Photo Anderson*

Ein Riesenwerk umspannt sie die ganze damalige Stadt, die bereits weit über die von der servianischen Mauer umfaßten sechs Hügel hinausgewachsen war.

Dieser Mauerbau war das erste weithin sichtbare Zeichen vom beginnenden Zusammenbruch Roms. Bis dahin hatten ein halbes Jahrtausend lang die vier Buchstaben ihres Namens und ihres Wappens genügt, die Hauptstadt der Welt vor äußeren Feinden zu schützen. Aber nicht Mauern und Türme und Bastionen vermochten die entnervte und verfaulte Stadt vor ihrem Schicksal zu retten: kaum war die gewaltige Verstärkung durch Honorius ausgeführt, so warf der Ansturm halbnackter Westgotenhaufen unter Alarich den Koloß auf tönernen Füßen in den Staub.

*

Die Mauer ist noch fast völlig erhalten. Durch die alten Tore, von mächtigen Türmen flankiert, dröhnen Straßenbahnen sausen Autos flitzen Radfahrer.

Aurelianische Mauer *Photo Anderson*

Die Namen der Tore sind auf Heilige und Päpste umgetauft, aber die ehrwürdigen Straßen, auf denen die Legionen ausmarschierten um der Stadt die Welt zu unterwerfen, tragen zum Teil noch die alten Namen: Salaria, auf der ehedem das Meersalz ins Hinterland gebracht wurde; Tiburtina, trotzdem die Stadt Tibur längst Tivoli heißt; Praenestina, die nach dem heutigen Palestrina führt.

Die Aurelianische Mauer — dem zur Bevölkerungszahl einer Kleinstadt eingeschrumpften Rom des Mittelalters um so viel zu weit, daß innerhalb ihrer auf den sieben Hügeln Landbau getrieben wurde wie zur Zeit der Könige — wird von dem reißenden Wachstum des neuesten Rom ringsum überflutet. Villenviertel und Proletarierquartiere dehnen sich entlang der alten Heerstraßen weit hinaus in die Ebene. Diese neuen Viertel gleichen den Vorstadtquartieren aller Großstädte in aller Welt. Staub und Lärm hüllt die Flut der Kommenden und Gehen-

den auf den breiten Straßen ein. Nur dann und wann schwankt ein hochräderiger Karren, beladen mit Früchten oder Weinfässern, von einem verwogen aussehenden Vetturin gelenkt durch das Gewühl und gemahnt an das farbige und fremdartige Bild das die Romwanderer von ehedem entzückte.

*

Wir biegen ab in die Tuskulanische Straße. Allmählich bleiben die kahlen Häuserfronten hinter uns, die weite Campagna breitet sich vor uns aus, im einsamen Traum stehen da und dort die majestätischen Bogenreihen der verfallenen Aquaedukte in deren schmalen Schatten sich Schafherden drängen. Ein braungebrannter Hirt, der sich reglos auf den langen geschnitzten Stab stützt, hütet das sanfte Volk. Gelassen blickt er dem lautlos vorbeiflirrenden Wagen nach. Er sah schon die Landsknechte Frundsbergs und des Rotbart reisige Ritter, Totilas glänzende Reiterhaufen und Rizimers wilde Horden an sich vorüberziehen. Den alten Gott der Fluren berührt wenig der Wandel der Zeit, die Grillen schrillen durch die Mittagsstille wie je und eh, und nur ab und zu poltert ein Stein aus dem Gefüge der Aquaedukte.

Aber auch seine Stunde hat geschlagen. Nicht lange, und die Campagna hört auf die Campagna zu sein. Im Altertum war diese weite von Bergen umrundete Ebene fruchtbares besiedeltes Bauernland. Dessen Umwandlung in menschenverlassene Einöde, in sumpfige Heide darin nur halbwilde Viehhirten ihr Leben fristen; wo melancholische Ruinen weitläufiger Villen und Paläste stehen tragische Zeugen einer versunkenen Zeit; die sich im Frühling mit kurzem Blütenrausch bedeckt, im Sommer und

Aqua Claudia *Photo Anderson*

Herbst von den branstigen Farben tödlicher Fieberluft überglüht wird: diese Campagna — deren Romantik durch Jahrhunderte der Rausch von Malern Dichtern Touristen war — ist das Werk des Ostgotenkönigs Vitiges. Als er Rom belagerte ließ er kurzerhand alle Aquaedukte abbrechen, teils um die Stadt vom Wasserzufluß abzusperren, teils um die Kanäle als Einbruchspforten zu gebrauchen. Nur wenige von ihnen wurden später wiederhergestellt — Rom konnte sich die Wasserverschwendung der kaiserlichen Zeit nicht mehr leisten. Und nun strömten die freigelassenen Flüsse der Berge in die Ebene aus der es keinen Abfluß gab: sie versumpfte verödete erfüllte die Luft mit den Miasmen der gärenden Tiefe.

Diesen — für Künstlerherzen so erfreulichen, für Wirtschaftshirne so betrübenden — Folgen von Vitiges nutzlosem Vorgehen gedenkt man neuerdings ein Ende zu machen. Nach weit angelegten Plänen

soll die Campagna entwässert melioriert assaniert werden. Spätere Romwanderer werden vergeblich den Hirten mit seiner Schafherde und die branstigen Farben der schwelenden Ebene suchen: in regelmäßige Poderes wird das Land aufgeteilt sein, an Stelle verrauchter Brigantenhütten werden sich saubere Würfel der Kontadinenhäuser erheben, statt Ginster und Heidekraut wird Weizen und Hanf die Weite bedecken, und die Campagna wird in fünfzig Jahren so aussehen, wie heute die Po-Ebene: gesund nahrhaft und langweilig.

*

Die Mittagshitze des Spätfrühlingstages steht wie eine flimmernde Glasglocke über der Ebene, aber der windende Flug des Falken weht erwünschte Kühlung. Näher rücken die blauen Silhouetten der rahmenden Berge, lösen sich auf, gliedern sich. In Stufen und Hängen stürzt das Gebirge ab, wie ein weiter See brandet die Ebene gegen die steilen Ufer. Olivenhaine spinnen ihre grausilbernen Schleier, Terrassen mit dunkelgrünem Wein stehen von Mauern gestützt, schwarze Pinien und Zypressen ragen als Wächter neben weißen Würfeln. Dahinter steigen steinige Halden auf, erheben sich zu ansehnlicher Höhe: drüben die Lucaner Berge mit dem stattlichen Monte Gennaro; dann niedriger die Monti Ruffi und Prenestini; hinüberreichend fast bis zum Meer das schroffe Albanergebirg mit seinen Kraterseen und bewaldeten Schluchten, vom Monte Cavo überhöht. Im Hintergrunde aber steigt ernst und dunkel das Sabinergebirge auf, verliert sich verblauend zum Hoch-Apennin.

Auf den Stufen der Vorberge rings im Rund, auf vorstoßender Kuppe Höhe Klippe, lagern Dörfer

und Städte. Tibur Praeneste Tusculum Albalonga hießen sie ehedem. Sie sind bis auf wenige Mauerreste untergegangen. Aber ihre Namen — in der Verkleidung noch immer kenntlich — reichen herüber aus den ältesten sagenhaften Urkunden römischer Geschichte.

*

An den Hängen dieser in einem ungeheuren Rund sich hinspannenden Steilküste, welche die weite Tiberebene wie einen Golf umschließt, saßen ehedem verschiedene Stämme und Clans der eingewanderten Italiker, verwandt und doch feindlich: Lazier und Osker Etrusker und Samniten, Gemeinden von Bergbauern in abgeschlossener Selbstgenügsamkeit, ein paar Höfe, umwehrt oder umwallt, mit begrenzter Flur wie sie gerade das Gelände bot.

Diese Siedlungen müssen weit älter gewesen sein als Rom. Es lag nicht in der Art der Italikerstämme in der Ebene zu wohnen. Die lächerlichen Hügel da unten zwischen Sumpf und Fluß kamen für sie nicht in Betracht: diese Bergmenschen hatten den Drang auf weithin blickenden Höhen zu horsten. Fiesole und Volterra Radicofani und Orvieto: das sind Wohnsitze von alter Italiker-Art.

Aber eines Tages mag ein Heiliger Frühling — die Jungmannschaft einer dieser Dorfburgen, für die in der Gemarkung kein Raum mehr war — hinabgestiegen sein in die Ebene und machte den Versuch auf einem der Hügel zu siedeln. Er gelang überraschend gut. Es erwies sich daß auch das Wohnen in der Ebene seine Meriten hat: am lastbaren Fluß, nahe dem salzliefernden Meere, auf dem fetten pflügbaren Marschland.

Wie diese Kolonie im neuen Boden anwurzelte, austrieb, sich dehnte, wuchs, gegen die alten Berg-

Villa d'Este *Photo Anderson*

staaten stieß, sie zu Bündnissen zwang, nach einem eisernen Gesetz sich immer weiter breitete, bis sie ihrem klar gewollten Staatsgedanken das wirre Stämme- und Siedlungs-Chaos unterwarf mit dem die Halbinsel bedeckt war: das ist ein erregendes an spannenden und dramatischen Episoden reiches Heldengedicht, darin der Held ein Volk ist. Alexander Timur Napoleon, das sind die großen Alleingänger, die politischen Dichter die ihr Volk als Werkzeug benutzten um ihre Visionen zu verwirklichen; die Camillus die Scipio die Cäsar sind nur Teile ihres Volkes, sind dessen Werkzeug. Sie sind kaum Einzelne: sie sind Römer.

*

Dunst und Drang der Ebene bleibt dahinten fährt man in das Städtchen Frascati ein. Leichter Wind weht vom fernen Meere herüber, spielt in den lichtgrünen Blättern der Akazien. Auf dem weiten Platz stehen Männer in Gruppen, betrachten prüfend die

Nemi-See *Photo Anderson*

Ankömmlinge, bereden klangvoll die kleinen Ereignisse des Tages. Kein Gehatz und Getobe wie da unten in der großen Stadt, Geruhsamkeit kräuselt aus allen Schornsteinen des in Terrassen hingebauten Städtchens auf, lagert um die Tischchen der kleinen Kaffees.

In dieses ländliche Behagen der Berge haben sich aus dem dampfenden Menschen-Krater Rom die Großen und Reichen stets gerne geflüchtet. Hier in Tusculum standen die Landhäuser des Cicero und des Lucullus; drüben in Tibur die des Mäcenas und des zu so trauriger Berühmtheit gelangten Quintilius Varus; am Westabhang der Albanerberge baute Domitian seine Sommerpaläste. Im Mittelalter waren die stark befestigten, durch ihre natürliche Lage Burgen vergleichbaren, Bergstädte Sitz der wehrhaften stets zu Aufstand Überfall Krieg bereiten Barone, der Orsini und Colonna Savelli und Frangipani. Und als

sich dann zur Zeit der Renaissance das Papst-Imperium konsolidierte: da zog es den Papaladel nach den kühlen Berglehnen, die großen Architekten erbauten für die Kardinäle und Nepoten jene großartigen Lustschlösser und Parks, die in ihrer verfallenden Pracht noch heute so eindrucksvoll sind.

In Tivoli residierte Hippolit Este, vom kühlen Wind der stürzenden Wasserfälle umweht. Der berühmteste aller römischen Gärten steht heute schweigend da in der Melancholie seiner vielhundertjährigen Zypressen und der verstummten Wasserkünste. Hier in Frascati errichtete della Porta für den Kardinal Aldobrandini ein ausgedehntes Lustschloß. Rings ein riesiger Park mit Grotten Statuen Wasserfällen. Terrassen, von denen sich der herrlichste Weitblick auftut über die Campagna, auf das fern im Sonnendampf schwelende Rom, darüber hinaus bis an den blanken Lichtstreif, das Meer. Für den großen Kardinal Altemps bauten Vignola und Fontana die riesige Villa Mondragone, heute ein Jesuitenkolleg inmitten eines verwilderten Parks mit uralten Bäumen. Aber drüben am Albanergebirg, Nachfolger der römischen Imperatoren auch hier, ließen sich die Päpste das gewaltige Sommerschloß Castel-Gandolfo bauen, wo von den waldigen Höhen zum nahen Meer kühle Morgen- und Abendwinde hin und wieder wehen.

*

Von Frascati läuft eine Höhenstraße die Hänge des Albanergebirges entlang. Hinter Grottaferrata zweigen wir ab, tauchen in der dichten Macchia unter. Nun steil aufwärts mit Geknatter, vor uns hoch oben, weißes Felsengenist, Rocca di Papa. Nun über eine kahle Bergrippe weg, abwärts in die Falten und Schluchten des erloschenen Riesenkra-

ters. Hier haben sich uralte Eichenwälder erhalten, letzte Reste eines verschwendeten Reichtums. Durch die Baumkronen leuchtet der Albanersee. In Kehren und Kurven senkt sich die Straße. Mitten im Wald eine hohe Mauer, sie schließt den Park des Fürsten Chigi ein, Nachkomme der päpstlichen Bankherren.

Da mit einemmal öffnet sich der Wald nach der andern Seite. Ringsum, fast ein regelmäßiger Kreis, stürzt der Berg in die Tiefe. Ein Trichter, von steilen Wänden umrundet, tief unten der matte Spiegel eines Kratersees. Gegenüber, auf vorspringender Klippe kühn hingelagert, das Städtchen Nemi. Lastend die Einsamkeit ringsum. Kein Lufthauch regt die Baumwipfel rührt das Wasser. Unwirklich glänzt die Stadt da drüben in der späten Sonne. In der Tiefe breiten sich schon erste Abendschatten. Wie verwunschen die Landschaft, trotzdem sie dicht übergrünt ist. Der See war ehedem der Diana heilig, tief im Walde verborgen sollen Trümmer eines ihr geweihten Tempels liegen. Sie war keine freundliche Gottheit, die jungfräuliche Jägerin die durch die Wälder pirscht und das Wild zu Tode hetzt. Im dunklen Waldsee badet sie nachts mit den Gefährtinnen. Wehe dem Manne der sie vorwitzig belauscht!

*

Von Albano aus läuft die neue Appische Straße schnurgerade nach Rom. Bei Frattocchie verlassen wir sie, biegen in die alte Appia ein von der der Verkehr durch die neue abgelenkt ist.

Es wird gegen Abend. Die Sonne schwimmt, ein dunkelblutiger Ball, im Dunst der Ebene. Violene Schatten kriechen langhin über den Boden. Fernher von einem Gehöft Hundegebell. Neben der Straße

läuft ein Aquaedukt, gespenstisch starren die verfallenen Bögen gegen den brandroten Himmel.

Zu beiden Seiten, zuweilen in Gruppen, zuweilen in trauernder Einsamkeit, die Grabstätten gestorbener Geschlechter. Einfache Steine mit erloschener Inschrift. Trümmer von Säulen. Zersprungene Urnen. Ruinen ehedem stolzer Bauten. Es ist die alte römische Gräberstraße auf der wir zwischen Schatten hingleiten.

Ein massiger Turm unterbricht die Reihe bescheidener Grabmale: die Grabstätte der Familien Messala und Cotta. Eine armselige Hirtenhütte hat sich an seinem Fuß angenistet, ein paar kärgliche Oliven, ein Gärtchen, umgeben ihn mit einem Schein von Leben.

Rechts abseits der Straße ausgedehnte Ruinen klaffende Mauern gestürzte Bögen, fast eine kleine Stadt. Villa der Quintilier heißt das Trümmergewirr. Zahlreiche römische Große hatten ihre Palastvillen in der Campagna gebaut, mit Privattheater Schwimmbassin Rennbahn Wasserkünsten. Hofhaltungen mit Hunderten von Dienern Klienten Schmarotzern Gästen, wie sie sich schon ein mittlerer Senator der Kaiserzeit schuldig zu sein glaubte. Nun stehen die Trümmer, selbst Grab menschlicher Eitelkeit, an dieser melancholischen Straße gestorbener Eitelkeiten.

Nicht weit davon der Tumulus, unter dem die sagenhaften Horazier ruhen sollen die im Kampf gegen die Curiazier aus Albalonga fielen. Gegenüber das Grab von Ciceros Freund, dem Atticus. Zuweilen verdichten sich die Grabhügel zu geschlossenen Reihen, unbekannte Namen wechseln mit bekannten. Dann wieder weite Strecken, auf denen der Tod der Zeit keine Spur mehr übrig ließ zu schmalem Gedenken.

Via Appia *Photo Stödtner*

Tiefer werden die Abendschatten. Aus sumpfigen Niederungen steigen bleiche Nebel auf. Im Dämmerlicht stehen die verfallenen Male stumm und drohend. Da und dort die schwarze Silhouette einer Pinie. Lautlos gleiten wir hin durch diese Allee des Todes. Da erhebt sich vor uns eine breite düstere Masse. Ein mächtiger Rundbau, aus Travertinquadern gefügt, oben ein Kranz von Zinnen, eine breite Marmortafel trägt die Inschrift. Es ist das überstolze Grabmal der Cäcilia Metella, von ihrem Gatten dem Sohn des Crassus erbaut. Ist es ein Denkmal des Familienstolzes oder der Gattenliebe? Genug: über die Jahrtausende hinweg hat dieses in seinem schlichten Ernst so eindrucksvolle Bauwerk den Namen einer toten Frau getragen.

*

Es ist Nacht als wir im Castello dei Cesari anlangen, ein beliebtes Gasthaus auf der Höhe des

Aventin. Die große Terrasse ist gedrängt voll, schöne Frauen bunte Kleider Lachen Musik. Wir machen ein abgelegenes Zimmer ausfindig von dem sich nach zwei Seiten breite Bogenfenster öffnen. Die elektrische Leitung hat Kurzschluß, eine spärliche Kerze wird uns auf den Tisch gestellt, aber so ist es uns gerade recht.

Hier oben sind wir dem Dunst der Tiefe überhoben. Kühle weht zum Fenster herein. Fledermäuse, die stummen Schwalben der Nacht, schwirren in zackigem Flug vorüber. Der Himmel ist klar und ausgestirnt, von den fernen Bergen herüber, Frascati Tivoli, glitzern in Schnüren und Reihen Lichter.

Gegenüber eine schwarze lastende Masse, der Palatin, auf dem sich, scharfe Schatten vor weichen Schatten, das Gewirr der Ruinen von den Bäumen und Büschen abhebt. Nur mittendrin, auf vorspringender Terrasse, scheinen auf im blassen Licht die zwei einsamen Marmorsäulen der Akademie des Domitian.

Hinter dem düstern Ruinenberg aber flammt auf eine Lohe von Licht, Brandiges Rot, darüber brandiges Gelb. Als öffne sich hinter dem Nachtberg ein Krater voll brodelnder Lava der seinen Widerschein gegen den nächtigen Himmel wirft. Dunkles Grollen dringt gedämpft herüber, wie Brandung dämonischer Wellen. Es ist der Krater der großen Stadt, der Urbs, der dahinten, verdeckt durch die Kulisse der Vergangenheit, qualmt flammt kocht tobt.

*

Es ist, als wäre die Stadt all ihrer Zeitlichkeit entkleidet und ihr Ur-Wesen scheine auf. Dreitausend Jahre steht auf diesem eng umzirkten Fleck ein

Haufen von Häusern, ein Nichts selbst nur in der nächsten Landschaft, von der Höhe eines Vogelfluges gesehen nur ein belangloser Schorf der Erde. Millionen und aber Millionen Menschen wurden hier geboren, haben ein Spännchen Zeit gelebt und gelitten, sind gestorben und zu Staub verweht. Häuser Tempel Paläste, scheinbar für die Ewigkeit errichtet, haben sich erhoben, sind gestürzt, versunken in Schutt. Neue Häuser Tempel Paläste erhoben sich über ihnen, stürzten dahin. Eine Schicht Trümmer und Moder über der andern, immer wieder Leben und Wirken Stolz und Glanz Sterben und Moder. Und nur Eines hat Dauer, über alles Vergehen weg: der Name!

Die magischen vier Buchstaben ROMA haben Ewigkeit. Es sind nicht die Camillus und Cäsar, nicht die Gregor und Innozenz die Macht übten: es war der Name der durch sie wirkte. Hundert Jahre saßen die Päpste in Avignon: und es war nichts. Um dieses Namens willen stiegen Jahrhunderte um Jahrhunderte die deutschen Könige über die Alpen, verschwendeten Gut und Blut, gaben Glück und Leben dahin. Um dieses Namens willen wurden Kriege um Kriege geführt, flammten Hunderttausende von Scheiterhaufen um zuckende Menschenleiber, wurden Millionen Seufzer geseufzt, wurden Millionen Menschenherzen gequält und gemartert.

Für uns Deutsche vor allem war dieser Name Schicksal. Kein gütiges wie mich dünkt. Tausend Jahre haben wir unter der Magie dieses Namens gelebt und gelitten. Wir haben nicht unser, wir haben zu großem Teil ein fremdes Leben gelebt. Otto und Barbarossa und die ungezählten andern; Winckelmann und Goethe und die ungezählten andern: die ewige Katabasis der deutschen Menschen nach Rom,

Palatin *Photo Anderson*

sie war Schicksal, und kein gütiges. Das Deutschland der großen deutschen Dome war eine ungeheure Verheißung: an der dämonischen Kraft des Namens Rom ist sie zerbrochen.

UMBRIEN

TIBERLAND

Im kühlen Glanz der Morgenfrühe Aufbruch. Über den Spanischen Platz schwirren die Schwalben wie ein Mückenschwarm. Die Luft klirrt von ihren kurzatmigen Rufen. Die Läden in der Via Babuino stehen stumm. Über die Piazza del Popolo knarrt ein Weinkarren, auf den Fässern hält der Vetturino, Modell zu einem gelagerten Bacchus, unbekümmert seinen Morgenschlaf.

Ponte molle. Tiber, leb wohl! Mit leichterem Gepäck fahre ich als ich gekommen. Einige Illusionen weniger sind im Koffer verstaut.

*

Durch die Vorstadt. Grau verstaubt traurig, wie alle Vorstädte großer Stadt. Hier die Straßengabelung: links die Via Cassia, rechts die Via Flaminia. Noch immer tragen die Landfurten die uralten Namen ihrer Erbauer.

In die Flaminia. Breite Platanen-Allee nimmt uns

auf. Die Straße steigt mäßigen Hügel hinan. Die Stadt bleibt zurück. Noch da und dort hinausgeschobenes Nutzhaus: Kaserne Irrenanstalt Spital. Zuweilen verfallende Villa mit weitem Garten, noch unberührt von Bodenspekulation.

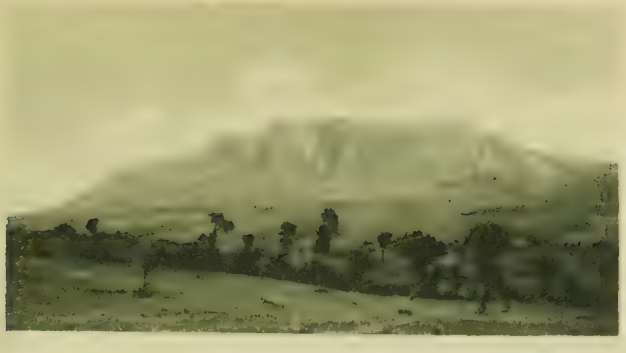
Nun Straßenwende. Im Morgendunst liegt Rom hingebreitet. Und über der Stadt schwebt, Symbol ihrer Weltmacht, Sankt Peters Kuppel. Schwebt seltsam leicht, perlmuttene Qualle über der brodelnden Tiefe.

Und gleichwohl: Sankt Peter wirkt im Stadtbild nicht als allbeherrschendes Wahrzeichen der Stadt. Wie etwa der Mangia-Turm in Siena, der Campanile in Venedig, die Domkuppel in Florenz. Sankt Peter ist organisch nicht Rom. Ist Rand, nicht Mitte.

*

Nun spreizt der Falke seine Schwingen, segelt in flachem Flug hinab in die Campagna. Herrlich die würzige Morgenkühle die uns ins Gesicht schlägt. Herrlich die breite gute Römerstraße. Der Motor schnurrt fleißig seine Touren, launelos, unverdrossen. Nichts ist von Mühe und Last und Dienst in diesem unbeschwerten Eilen.

Vollkommenes technisches Werk ist ein hoher ästhetischer Wert. Und auch ein hoher ethischer. Wollte sich ehedem ein Prätor ein päpstlicher Legat ein großer Handelsherr von Rom nach Perugia begeben: welch ungeheurer Aufwand an Menschen und Tierkräften an Arbeit und Schweiß an Quälerei und Mühe. Ein Bruchteil davon genügte um diese Maschine zu schaffen, den Brennstoff zu erzeugen. Den Prätor trugen in seiner Sänfte menschliche Arme; den Legaten zogen die Schenkel und



Der Soracte *Photo Alinari*

Lungen von vier Gäulen. Uns trägt, reißt hinweg in unfaßbarer Schnelligkeit: der menschliche Geist. Der Geist der zahllosen Erfinderhirne die dieses kleine Wunderwerk schufen. Die der verschwenderisch verbrannten Kohle, dem unbenutzt in unterirdischen Bulgen lagernden Verwesungsöl den mystischen Stoff entzogen der auf kleinstem Raum größte Kraft speichert.

*

Allmählich scheint das Land besser bewirtschaftet. Nicht mehr endlose Schafweiden mit elenden Herbergshütten. Richtige Landwirtschaft. Mähmaschinen klappern über die Wiesen hin, Gabelwender stelzen wie vorsintflutliche Sumpfvögel drüber weg, scheren und worfeln das üppige Gras.

Herber Heugeruch weht durch die morgenklare Luft. Weizenfelder schwanken im Frühwind. Zuweilen ein stattlicher Wirtschaftshof, Schuppen voll Maschinen, man könnte sich in Pommern glauben. Sogar ein Dampfpflug streckt seinen Leerarm ratlos in die Luft. Ganz ostelbisch ist die Bodenwirtschaft freilich nicht. Zum Teil noch Dreifelder-Wirtschaft

wie zur Zeit des Numa Pompilius, Brache als Düngehilfe.

*

Wir eilen auf die Bergketten im Westen zu. Ein einzelner Berg löst sich von den übrigen ab, verschiebt sich wie eine Kulisse, ragt nun als steiler blauer Rücken aus der Ebene. Das ist der Soracte, Objekt horazischer Naturbegeisterung. Ihm ist eine berühmte Ode gewidmet:

Sieh, mit Schnee bedeckt steht weiß der Soracte,
kaum mehr ertragen die ächzenden Wälder
silberne Last, und die scharfen Fröste
machen die munteren Flüsse erstarren.

Die Kälte zu bannen schichte auf breitem Herd
Scheiter auf. Und um es gemütlich zu machen,
hol aus dem Keller in bauchiger Flasche,
o Thaliarch, einen guten Tropfen!

Den Göttern überlaß das Übrige! Die schicken bald
wilde Stürme, die gegen erregte Meere
kämpfen, bald wieder linde Lüfte,
die kaum die Wipfel der Ulme rühren.

Was morgen sein wird, frag nicht darnach, und wenn dir gütige Götter noch glückliche Tage schenken, buch sie als Gewinn. Die süßen Freuden der Liebe
laß nicht aus, nicht die frohen Tänze,

solang dir noch blonde Locken die Schläfe zieren,
Jüngling! Beim heimlichen Rendezvous,
abends im Garten oder im Automobil,
freu dich am süßen Liebesgeflüster

und am verlegenen Girren der Liebsten
in verschwiegener Ecke, wenn du ihr Pfänder
kühn entwendest, und sich ihr Arm
und ihre Hände nur lässig wehren.

In diesem Gedicht ist der ganze Horaz, dieser philiströseste aller großen Dichter der Weltliteratur. Immer wieder verkündet er als tiefste Lebensweisheit, man solle sich des Lebens freuen solange noch das Lämpchen glüht, und die Rose pflücken eh sie verblüht — wie der biedere Schwyzer Usteri minder anspruchsvoll gedichtet hat. Um die Zukunft solle man sich nicht kümmern, die Gegenwart allein hat Recht. „Quod sit futurum, fuge quaerere" — wenn solche Schlafrock-Philosophie Johann Heinrich Voß aus Eutin ausgesprochen hätte, ließe mans hingehen: von rektoralen Idyllendichtern verlangt man keine heroische Weltanschauung. Aber von dem repräsentativen Dichter Roms, des Rom auf dem Gipfelpunkt seiner Weltbedeutung, könnte man eigentlich mehr verlangen.

Gegen riskante Beschäftigungen hat der Falerner-Poet überhaupt ein tiefes Aber. In seiner Prometheus-Ode (I, 3) wirft er die Frage auf, wozu eigentlich ein Gott die Länder durch den gewaltigen Ozean weise getrennt habe, wenn der Mensch, die Brust mit Mut wie mit dreifachem Erz umpanzert, auf zerbrechlichem Kiel das Meer befährt, sich den Teufel um Sturm und Klippen und Untiere und Tod schert, sondern mit frevelndem Kahn verbotene Wege über die Fluten sucht? Seit Prometheus der Menschheit das Feuer gebracht hat, haben sich Seuchen und Plagen der Menschen bemächtigt und verkürzen ihr Leben. In die Lüfte schwingt sich Daedalus mit Flügeln, nicht gemacht für den Menschen, und in die Hölle steigt gar der arbeitsreiche Herakles hinab. „Nil mortalibus arduum est." Nichts lassen die Menschen unversucht, selbst den Himmel stürmen die Toren, und Zeus hat alle Hände voll zu tun die Verbrecher abzuwehren. Warum jagen wir bei un-

Narni *Photo Anderson*

serm kurzen Leben so entfernten Zielen nach? seufzt er an anderer Stelle (II, 16). Freuen wir uns zufriedenen Gemütes der Gegenwart, „quod ultra est oderit curare", darüber hinaus soll man sich kein Kopfzerbrechen machen.

Das Glück im Winkel in Ehren. Es ist sicherlich angenehmer, auf bescheidener Sabiner Klitsche am warmen Ofen sitzen, Burgunder picheln, Lyda das Hürchen mit der Elfenbeinlaute neben sich — als umstürmte Meere befahren und mit trotziger Schwinge den Luftraum durchmessen. Aber der Promethide strebt nun einmal nicht nach Glücke — er strebt nach seinem Werke, wie es Nietzsche ehern geformt hat. Mag das Werk selbst Irrtum sein: im unbeugsamen Willen es zu wirken liegt alle Großheit des Menschen.

*

Der sanftwellige Campagna-Boden klüftet sich mit einemmal. Als wäre vor undenklichen Zeiten

Todi *Photo Alinari*

die Rinde geborsten, Lava quoll auf, wurde Tuff, die Tuffbänke brachen im Laufe der Jahrtausende, Bäche wuschen Schluchten aus, Pflanzen übergrünten die Wände, nur da und dort starrt noch Schorf der Wunde.

Solche Schlucht gehts in engen Serpentinen hinab, eine Tuffrippe steil hinauf. Auf dreieckigem Felsplateau, von Schluchten rings eingeschlossen, liegt in militärisch überaus starker Stellung Civita Castellana, die Stadt Cesare Borgias.

Schon die alte Etruskerstadt Faleria — die einen in Sprachen und Gebräuchen von den übrigen Stämmen abweichenden, angeblich argivischen, Volkssplitter beherbergte — war wegen ihrer Widerstandskraft unbeliebt. Camillus mußte sie lange belagern bis er sie endlich eroberte plünderte zerstörte. Nachmals kam sie in päpstlichen Besitz, wurde an das kriegerische Kardinalsgeschlecht der Borgia vergabt.

Die Stadt eng und düster. Vor dem romanischen

Dom ein mehrbogiger Portikus, leuchtend in edler Cosmatenarbeit. Die Cosma in Rom waren eine kunstgewerbliche Fabrik, wie die Robbia. Strenge Tradition ernster Kunstwille erbten sich in der Familie durch Generationen fort. Wo immer man ihren Arbeiten aus eingelegtem Stein und geschnitztem Marmor begegnet erfreuen sie durch ihre technische Vollendung und sichere Einhaltung der dieser Art gesetzten Stilgrenze.

Oberhalb der Stadt, flach hingeduckt wie moderner Geschützturm, die Rocca mit ihren Mauern und Bastionen. An einer der abstürzenden Mauern prangt stolz und in gewaltigen Maßen das Wappen des berüchtigten Nepoten.

Um das Kastell tummeln sich Wolken von Krähen. Sitzen auf Firsten auf Zinnen auf Blitzableitern auf Kragsteinen. Wie der Falke heranknattert flattern sie in dichten Schwaden träge auf, lassen sich träge wieder herab.

*

Wir überqueren die Tal-Ebene des Tiber, fahren das Gebirge entlang. Wir nähern uns der Grenze Latiums, der Grenze Umbriens. Allmählich, aber deutlich fühlbar, ändert sich der Landschaftscharakter.

Diese alten Namen sind nicht nur Verwaltungsbegriffe. Landschaft Menschen Sitten erhalten sich in regionaler Sonderart. Boden Klima Blut, das sind die starken Realmächte, über alle Herrschaftsgestaltung weg.

Welche Staatengebilde sind auf diesem italienischen Boden noch nicht ausprobiert worden? Etruskischer Föderalismus; römischer Zentralismus; mittelalterliche Stadtrepubliken Feudalstaaten Hierar-

chate; schließlich moderner Nationalstaat. Aber der Samnite bleibt Samnite, der Umbrier Umbrier.

Natürlich sind die Abgrenzungen nicht deutlich und scharf. Unmerkliche Übergänge. Nur erkennbar wenn rasches Hineilen durch das Land die Übergänge zusammendrängt.

Bruder Esel, Vetter Maulesel werden seltener; große schlanke Pferde öfter vor den Wagen. Die Ochsen heller als im Samnitischen, die Bespannung anders. Maulbeerbäume tauchen da und dort in Reihen auf. Die weiträumige Bodenwirtschaft Latiums engt sich ein. Mittlere Feldergrößen, langlaufende Markungen, Bäume in weiten Zwischenräumen die Felder entlang. Der Boden üppig und fruchtbar. Weizen ist fast erntereif, trägt spannlange dicke Ähren. Hafer steht im Schnitt. Maulbeeren setzen Früchte an.

*

Höher hinauf ins Gebirg. Da und dort auf den Kuppen und Hängen steinbraune und steingraue Bergdörfer. Otricoli, Borgaro, wer merkt sich all die Namen.

Nun öffnet sich das Tal der Nera. Das Gebirge senkt sich in scharfem Kamm, stürzt zum Fluß steil ab. Auf der Krümme Ruine eines alten Kastells. Zu dessen Füßen, an dem Steilhang hingeklebt, die Stadt Narni.

Die Straße mündet auf mäßig großem von Bäumen beschatteten Platz. Tritt man an die Mauer, fällt der Blick senkrecht in den strudelnden Fluß tief unten in dem noch riesige Pfeiler und Bogentrümmer der alten Augustusbrücke stehen, gewaltige Zeugnisse römischer Nutzbaukunst.

*

Die Straße zackt in schroffen Kehren den Steilhang hinab, schon liegt die Stadt hoch oben, ein weites Halbrund von Häusern, eine Arena von braunen grauen schwärzlichen Würfeln, überhöht da und dort von Zinne Kirche Turm.

Die Nera ist ein schäumender grüner Gebirgsfluß, selten findet man in Italien so belebendes Wasser. Jenseits öffnet sich ein lachendes Tal, wie geschaffen zu Stadt und Siedelung. Aber wie überall im italienischen Gebirge horsten die Städte auf fast unersteiglichen Höhen und Schroffen.

*

Wir Deutsche können uns schwer eine Vorstellung machen von der Rauheit der Lebensumstände, von der Atmosphäre ständiger Gefahr, in der diese Städte entstanden und lebten. Die deutschen Stadtbildungen stammen aus einer Zeit als ganz Europa sich bereits in einem Zustand verhältnismäßigen Gleichgewichts befand, als innerhalb Deutschlands sich schon starke und umfangreiche Zentralgewalten gebildet hatten. Für diese mittelitalienischen Städte aber, ein- bis zweitausend Jahre älter, war seit ihrer Gründung fat immerwährend Krieg Aller gegen Alle der gewohnte Lebenszustand.

Ihre Geschichte ist eine fast ununterbrochene Kette von Kampf Belagerung Verteidigung, Erstürmung Brand Plünderung Vernichtung, Wiederaufbau kurzer Blütezeit langdauerndem Verfall. Ursprünglich Horste der hereingebrochenen Tusker oder Umbrer; dann Widerstand gegen die umsichgreifende römische Macht; dann die römischen Bürgerkriege; dann die Horden der Senonen Goten Langobarden; dann die Kriege der Städte gegeneinander; dann die der Parteien in den

Spoleto *Photo Alinari*

Städten; dann der Guelfen gegen die Gibellinen, der Gibellinen gegen die Guelfen; dann gegen die kriegerischen Päpste und ihre Nepoten ... dann ... dann ...

Die grausame Geschichte dieser Jahrhunderte und Jahrtausende ist dem Antlitz dieser Städte unauslöschlich eingegraben. Von tragischer Düsterkeit sind sie umwittert. Man glaubt noch den Dunst von Blut, den Qualm von Bränden an den schwärzlichen Bruchsteinen ihrer Mauern haften zu fühlen. Mit dem Begriff der deutschen Stadt sind Gewerbefleiß Friede Verkehr untrennbar verknüpft; mit diesen Städten verbindet sich nur die eine Vorstellung: Krieg.

*

Wir queren das liebliche Tal. Gegen Osten fern am Fuß der Berge liegt Terni, Geburtsort des Tacitus, wo die Jugendkraft der Nera und ihrer Quellschwestern in wilden Kaskaden von den Höhen stürzt. Der ökonomische Geist der Zeit läßt freilich so unnützes Tun nicht mehr zu und die freien Quellnymphen werden allüberall reglementiert. Heute stehen in Terni gewaltige Stahlwerke chemische Werke Kraftwerke. Von hier wird der elektrische Strom nach Rom geleitet.

Die Verehrer und Anbeter des „klassischen Altertums" stellen gerne unsere nutzgierige materielle Weltanschauung gegen die der „Alten". Aber die Römer würden unbedenklich in Terni Stahl gemacht Strom erzeugt Karbid fabriziert haben. Licht irgendwo dahinten in den Bergen fertigstellen, dann durch Drähte ins goldene Rom schicken, dort in Fluten Kaskaden Fontänen verteilen verschwen-

den: das hätte römische Phantasie gereizt. Wie sie gleichermaßen die Quellen der Berge einfingen und in öden Aquaedukten nach Rom schleppten, dort einer wahrhaft grandiosen Wasserverschwendung zu dienen.

Die Römer waren eine technische Nation eine utilitarische Nation eine Zweck-Nation. Der gesamte heutige technisch-imperialistische Geist der Welt ist echt römisch. Straßen und Eisenbahnen Kolosseum und Wolkenkratzer Aquaedukte und Starkstromleitung: es sind die gleichen Ziele, verfolgt mit andern Mitteln.

*

Das Gebirge bleibt als ferner blauer Begleiter zur Seite. Durch die sanfthügelige Ebene eilt die Straße hin. San Gemini Aquasparta Massa Martana. Leitmotiv dieser Landschaft: die Einzelbäume die das ganze Land übersäen. Erlen Pappeln Eichen stehen jede für sich, sehen aus wie genutzt und gestutzt, schlank in die Höhe wachsend, wenig ausladend, mit dichter schmaler Krone, sehen von der Ferne wie Spielzeug-Bäume aus.

Diese Bäume geben der Landschaft das spezifische Umbrische. Die weiten Wellen des Landes, die sattgrünen Feldbreiten, bestickt bestreut besternt mit Bäumen, die den Blick gleichzeitig engen und weiten. Genau diese Landschaft ist es, die Piero auf seinen herrlichen Montefeltre-Tafeln gemalt hat.

*

Zuweilen reckt sich über die sanfte Landschaft ein steiler Stadtberg auf. Der steilste mächtigste von ihnen: Todi. Wir knattern die Kammstraße hinauf, durch ein breites Tor dunkel wie eine Klamm.

Welche Steigung! Gang einschalten, nochmal! Klappe auf! Die Hauswände donnern. Gleichmütig sehen die Handwerker, geruhsam in der Schattenkühle der Straßenschlucht vor ihren Läden ihr Gewerbe treibend, auf das Ungetüm das sich gleichsam durch die Quadern der Stadt einen Gang schürft.

Endlich oben! Geschlossener Platz nimmt uns auf. Vor uns die schlicht-ernste altertümliche Domfassade zu der eine breite vielstufige Treppe führt. Links die gotische Front des Stadthauses. Rechts die Burg des Priorenpalastes, mit trotzig-schreitendem Bronze-Greif, überhöht von einem stumpfen Torre. Das Ganze stehengeblieben, erstarrt in der Geste vergangener Jahrhunderte.

Als Eindringling in fremde Welt steht unser Stahl-Greif da. Wir selbst Eindringlinge, Einwohner ferner und andersartiger Welt. Gefühl tiefer Fremdheit fällt mit einem Male wie Reif auf mich. Wie ein Korallenstock erscheint mir die Stadt. Fremdartige Tiere hausen in den Wohnhöhlen, verlassen sie zu kurzer Frist, ziehen sich wieder in sie zurück. Treiben gespenstische Geschäfte, führen gespenstisches Leben. Schatten gewesener Zeiten, von dieser Bergkuppe ins Land hinausblickend an dem sie nicht teilhaben. Wie ist es nur, dieses Leben?

*

Wir wandern durch die stillen verlorenen Straßen. Auf dem Platz vor der Fortunatus-Kirche schläft die Zeit ihren tiefen Schlaf. Grasverwachsen der steile Platz. Zickzackwege führen zu der breiten steilen Kirchentreppe, über der sich eine mächtige Fassade aufreckt. Die untere Hälfte ausgebaut, darüber ragt

Terni *Photo Alinari*

die Rohbauwand wie eine Brandmauer. In der Mitte ein hochbogiges gotisches Tiefportal, flankiert von zwei kleineren. Einsam bewachen Stein-Engel die verschlossenen Pforten.

Da schlägt die Uhr auf dem schlanken Campanile knarrend elf. Eine der Seitentüren öffnet sich, eine Schar Schulmädchen quillt hervor. Gut angezogen die meisten. Ein Teil in Konviktstracht. Zu zweit, zu dritt, sich unterschlungen haltend, plaudernd lebhaft fröhlich ernst.

Ein Irgendetwas gibt dem Bild fremdartigen Reiz. Ein Strom lebendiges Leben aus verschollener Zeit, so steigen die Mädchen in Gruppen die Treppen hinab, verteilen sich auf den grasverwachsenen Wegen, wie ein Ausschnitt aus einem Gozzoli-Fresko.

*

Nun steigt die Straße ab in das Tibertal. Ebene dehnt sich hin, flankiert von mäßig hohen Wänden und Hügeln. Umbrischer Landschaftsteppich. Mittagssonne brennt fast senkrecht. Im schmalen Schatten der Feldbäume liegen Ochsen wiederkauend; schlafen, Hut und Tuch überm Gesicht, Knechte und Mägde. Nur unser Landstraßen-Tier spürt nichts von Mittagshitze. Um die Stirnen weht unablässig kühler Siebzig-Kilometer-Wind. All in unserm Dahineilen scheinen wir stillzustehen: dieselbe Feldgrüne, dieselben hitzezitternden Bäume, derselbe violettblaue Himmel dort wie hier. Alle Minuten etwa zischt ein Kilometerstein am schläfernden Auge vorbei.

Da taucht aus der Ebene, fern vor uns, ein steiler Plateauberg auf, die Randhügel der Ebene laufen auf ihn zu. In vibrierendem Licht, erst undeutlich,

dann klarer werdend, die Silhouette einer Stadt, Perugia. Hoch über der Talsohle liegt sie, ähnlich wie Siena über mehrere Hügelkämme hingebreitet.

In engen Kehren gehts hinauf. An steilen Mauern entlang. Nun gähnt ein dunkler Torbogen, aus riesigen Basalt-Blöcken gefugt, Überrest der alten Etrusker-Mauer.

Nun schwenken wir ein. Ein weiter Platz tut sich auf. Öffentlicher Garten, um ihn herum Präfektur Bankgebäude Hotels. Nach Süden offen, hinter der Balustrade fällt der Felsen steil in die Tiefe.

Wunderbarer Blick hin über das Land. Kühler Wind hier auf der Höhe, über der Ebene da unten flirrt und flimmert die Luft in Mittagsglut. Wie eine Reliefkarte liegt ausgebreitet das umbrische Land. Von weißen Straßenschlangen durchzogen; die Felder wie hellgrüne dunkelgrüne gelbe braune Rechtecke; Bäume dazwischen wie aufgesteckte Nadeln, in Reihen in Gruppen einzeln zerstreut; die Häuserwürfel der Contadini; kleine Hausgruppen; eine Klosterkirche; und weit draußen an den Lehnen der sanften Berge weiße Städte. Ein bewegtes und belebtes, und dennoch ein Bild der Ruhe des Friedens des stillen Umlaufs natürlichen Lebens.

*

Erleichtert denkt man an die Hölle Rom zurück. Dies hier ist italische Provinz. Perugia war für die altrömischen Swells unerschöpfliche Quelle des Spottes. Aber uns tut die Stille dieses umhegten Winkels wohl. Hier wollen wir ein paar Tage ausruhen. Eine seltsame Befriedung geht aus von diesem Blick ins Land. Ein Etwas von der sanften Melodie des Namens Umbrien schwebt über ihm.

Porta Giove *Photo Alinari*

Umbrien, Umbrien wiederholen die Lippen, als ich mich im kühlen Zimmer zum wohlverdienten Mittagsschlaf hinstrecke. Umbrien, Umbra somnium Perugia alliteriert das Hirn, die weichen U's umsummen den Sinn, die sonnemüden Augen schließen sich, das Umbrien des Schlafes nimmt mich auf.

PERUGIA

Abends findet sich ganz Perugia auf dem Korso ein. Zwischen Munizipalpalast und Giardino läuft die einzige ebene Straße von Perugia, der Corso Vanucci. Die eine Seite der mäßig breiten Straße hinauf, um den Pisanobrunnen auf der Piazza herum, andere Straßenseite zurück, an den Kaffees vorbei wo die Gelata-Esser an kleinen Blechtischen sitzen, in das Dunkel des Gartenplatzes getaucht der immer von einer weichen kühlen Brise durchweht ist. Da sitzen auf den Bänken die Liebespaare, flüstern, seufzen.

Auf einer kleinen Weite des Korsos spielt die Bersaglieri-Kapelle die beliebten Melodien von gestern und vorgestern. Puccini Verdi Donizetti Wagner. Alles mit einer entwaffnenden Schmalzigkeit hingelegt, daß jedem Hörer das Herz bibbert. Zuweilen kräuselt aus der Menge irgendwo eine Stimme auf, singt eine Kernstelle, mit jenem köstlichen Naturtimbre das eine gütige Göttin diesem Volk nun mal in die Wiege und in die Kehle gelegt hat.

Das strömt auf und ab, schlendert scherzt lacht, sieht und wird gesehen, aber über aller Lebendigkeit und Fröhlichkeit liegt eine leise Dämpfung alter Urbanität. Der Deutsche wird leicht plump wenn er fröhlich ist; dem Italiener liegt eine gewisse Gepflegtheit der Umgangsformen im Blut.

*

So sehr Perugia in seiner Anlage Siena ähnelt, so wenig in seiner Physiognomie. Nichts von dem herben Selbstbewußtsein, dem strengen Wollen, der auf sich allein gestellten Verantwortlichkeit, dem feudalrepublikanischen Charakter der sich in Siena so deutlich ausprägt. In Perugia ist alles Provinz, satte Bürgerlichkeit.

Die Stiegenstraßen, die in Siena schroff und geradezu abfallen, sind hier in sanften Windungen und Bögen angelegt. Die Stadt steckt voll von malerischen Durchblicken. Straßen biegen sich in eleganter Windung um die Fundamentpfeiler einer Kapelle. Kleine Tunnels führen unter Häusern durch, in breiten Absätzen stürzt ein Fußsteig heraus, mündet auf einen stillen winkeligen Platz.

Es gibt in dieser Stadt nicht ein Bauwerk von Belang. Ein gotisches Stadthaus mit schöner ernster Front; aber in Maßen und Charakter nicht über den Repräsentationsbau irgendbeliebiger kleiner Landstadt hinausreichend. Keine Geschlechterburg kein Palast kein beherrschender Dom kein Turm.

Allein nur die Tore bleiben als baulicher Eindruck. Die Porta Augusta, die auf riesigem etruskischen und römischen Unterbau eine lieblich-ernste Loggia trägt; der düstere uralte Mandorlabogen; die schöne San Pietro-Pforte in den wuchtigen ern-

sten Formen der Frührenaissance, von Agostino di Duccio gebaut.

Von diesem Agostino stammt auch die ziervolle Fassade der kleinen Kirche des heiligen Bernhard. Sie ist mit preziösen Marmorreliefs bedeckt. Schön die beckenschlagenden lobpreisenden Engel, die dahinschreiten wie tanzende Mänaden, um ihre Beine wirbeln durchsichtige Gewänder in scharfen kreisenden Linien, antikem Tänzerinnenfries nachempfunden.

*

Die Geschichte Perugias ist nicht minder blutig als die der andern mittelitalischen Städte. Ehedem blühende etruskische Lukomonie; dann von den Römern erobert; im Bürgerkrieg als Parteigängerin des Antonius von Octavian erstürmt und zerstört; wieder aufgebaut wird sie nüchterne römische Verwaltungsstadt; von Totila erobert und zerstört; frühzeitig Kommune, das heißt Stadtrepublik. Bald aber wird sie Papststadt, also wieder Vorwerk von Rom. Zwischendurch mal Parteikämpfe zwischen den Popolani und Nobili, zwischen den Oddi und Baglioni, mal für kurze Zeit eine Tyrannis. Aber diese Geschichte war weder von starken Persönlichkeiten noch von einer starken Stadtnation bestimmt. Und so fehlen denn auch dem Bilde dieser Stadt die Antlitzlinien starken charaktervollen Erlebens.

*

Hat Siena seinen Duccio, so hat Perugia seinen Perugino. Dieses ihres berühmten Sohnes ist die Stadt nicht wenig stolz. Der repräsentative Mann der Stadt paßt in ihr Bild. War Duccio ein Anfang, so ist Perugino ein Ende; jener ein Wegbereiter, so dieser ein Nachtreter vielbegangener Straßen; jener ein großer Künstler, so dieser ein großer Maler.

Perugia *Photo Alinari*

Auf einem Platze der Stadt steht sein Denkmal. Ein spitzbübisch-schlaues dreist-pfiffiges Gesicht. Der ganze Habitus der eines kleinen Fabrikanten.

*

Heute ist nationaler Feiertag: Erinnerung an die Kriegserklärung. Plakate Aufrufe Leitartikel Umzüge Illuminationen Fahnen.

Mein deutsch-sentimentales Gemüt glaubt sich zu entsinnen, daß Italien mit Deutschland und Österreich einen besiegelten und beschworenen Bündnisvertrag hatte. Und der Rest moralischer Erziehung in mir ist gewillt sich in Erinnerung an diese Bündnis-Untreue aufzubäumen. Aber das ist wohl der deutsche Grundfehler, das völlig Unpolitische in uns Deutschen: daß wir private Moralbegriffe auf das Verhalten zwischen Völkern übertragen. Schon Bismarck, dieses wahrhaft souveräne politische Gehirn, hat es in seinen Erinnerungen gesagt: daß Staatsverträge immer nur unter dem stillschweigenden Vorbehalt „rebus sic stantibus" zu verstehen sind.

Etruskisches Tor *Photo Anderson*

Staatsverträge sind Ausdruck eines bei Abschluß des Vertrages bestehenden Willens, und Festlegung des Wunsches der den Vertrag fertigenden Individuen daß auch ihre Nationen diesen Willen während der vorgesehenen Vertragszeit haben mögen. Mehr nicht. Freilich ist die feierliche Dokumentierung dieses Wunsches ein überaus starkes Mittel zur Aufrechterhaltung des vertraglich niedergelegten Willens. Ändern sich aber grundlegend die Voraussetzungen, würde die Innehaltung des Staatsvertrages der Nation offensichtlich oder offenmeinentlich zum Schaden gereichen: so wird kein noch so heiliger Vertrag eine Nation zur Selbst-Schädigung veranlassen können.

Gewiß sind Nationen Über-Einheiten, selbständige Lebewesen, die über ihre Einzelzellen, die Individuen, bis zu einem gewissen Grade verfügen können. Aber die Ordnung dieser Zellen ist ziemlich labil, der Primat des Zentral-Bewußtseins und des Zentral-Willens viel weniger ausgebildet und stabilisiert als etwa im Individuum. Darum ist es zwar möglich

daß ein Einzelwesen sich selbst mit allen seinen Untertanen, mit Haut und Haar wie man sagt, auf zukünftige Handlungen verpflichtet. Aber Niemand kann soll und darf ein Volk, und also mit ihm dessen Haut und Haar, dessen Einzel-Willen Einzel-Individuen Einzel-Seelen, auf die Zukunft verpflichten. Es ist unsinnig Moral-Maximen, die in der Privat-Sphäre bewährt und berechtigt sind, in die politische Sphäre zu übertragen.

Übrigens kann man ja auch im Privatrecht wie in der moralischen Beurteilung menschlicher Beziehungen eine ständige Lockerung des Prinzips der Unverbrüchlichkeit von Verträgen feststellen. In primitiven Zuständen kam es vor daß eine Spielschuld oder Wette, also ein Vertrag, einen Menschen in den faktischen Besitz seines Vertragsgegners brachte. Und es ist noch nicht lange her daß wegen Geldschulden, also Vertragsverpflichtungen, Menschen dem Schuldturm verfielen. Aber immer mehr dringt die Auffassung durch, daß Vertragsrechte begrenzt sind, daß das Individuum sich nicht bis zu seiner vitalen Schädigung vertraglich verpflichten kann und darf.

Also sind auch Völker, die durchaus noch „Dividua" sind, berechtigt und verpflichtet nach dem „sagro egoismo" zu handeln, den die Italiener zur Rechtfertigung ihrer Treulosigkeit eigens erfunden haben.

Die Geschichte aller Völker aller Jahrhunderte ist eine ununterbrochene Kette von Treulosigkeiten, gebrochenen Verträgen, Verrat Lüge Hinterlist Gemeinheit. Jegliches Volk müßte auf der Stelle vor Scham in die Erde sinken, bewertete es seine Vergangenheit nach den gleichen Grundsätzen, nach

denen die Handlungen eines Privatlebens beurteilt werden. Aber davon weit entfernt ist vielmehr jedes Volk jeden Zeitalters ausnehmend stolz und zufrieden mit sich und findet, daß es zwar zuweilen unrichtig und nicht zu seinem Vorteil, nie aber daß es unmoralisch gehandelt habe.

Gott, der Vertreter des Moralprinzips, ist allemal bei der eigenen Partei. Jeder Krieg ist ein gerechter — und zwar ist er hüben so gerecht wie drüben. Es gibt nur einen einzigen ungerechten Krieg: das ist der verlorene.

Also haben die Italiener einen gerechten Krieg geführt, und also haben sie allen Grund, den zweiten Mai als großen Erinnerungstag zu feiern.

In einem der ruhmredigen Aufrufe lese ich, daß Italien durch seinen Entschluß der Wagschale der lateinischen Völker das Übergewicht verliehen habe. Schon erscheinen sich die Italiener als die eigentlichen Sieger des großen Krieges. Daß sie mitsamt Frankreich England Belgien Rumänien Serbien Rußland (einige Nicht-Lateiner waren also doch auch dabei) elend im Dreck steckengeblieben wären, wenn nicht der große Bruder von überm großen Teich die ganze Gesellschaft am Zopf herausgezogen hätte; daß also nach privatem Ehrenkodex für die Geretteten nicht allzuviel Grund zu Ruhmesgesängen vorliegt: das wird nur ein Ideologe einwenden. Italien war auf Seite der Siegergruppe: und also hat es nach seiner Meinung nicht nur richtig, sondern auch ruhmreich gehandelt.

*

Nachmittag Einlauf der Teilnehmer am Radrennen „Giro d'Italia". Denen sind wir schon etliche

Palazzo del Popolo . *Photo Anderson*

Male auf der Landstraße begegnet. Ein Dutzend Etappen rund um Italien. Unwahrscheinliche Strekken: drei- bis vierhundert Kilometer am Tag, in diesem Berggelände, in dieser Sonnenglut. Es wäre kein Wunder wenn etwelche auf der Strecke blieben.

Der ewige Philister in uns ist geneigt nach dem Sinn und Zweck solcher gesundheitsschädlicher Sport-Exzesse zu fragen. Zu Unrecht. Sport ist Unterjochung des Körpers durch den Willen, Besiegung des Körperlichen durch den Geist. Nicht weil sie von Natur die Stärksten Gewandtesten Schnellsten sind werden von je und eh werden heute und werden immer die Kämpfer Renner Ringer, die Kanalschwimmer Meerüberflieger Nordpolfahrer Gaurisankar-Ersteiger mit den größten Ehren umgeben.

Via del Poggio *Photo Anderson*

Sondern weil sie große Willens-Potenzen sind, und weil aller Adel des Menschen in seinem Willen liegt. In diesem Willen, der das Stiefkind der Natur zu ihrem Herrn gemacht hat.

*

Abends Vorstellung der Jugend-Verbände im Teatro Turenna. Studenten Studentinnen Waisenkinder Faschistenverbände, die ganze organisierte Jugend zeigt was sie an Leibesübungen gelernt hat.

Der Wille der Eifer das heilige Feuer sind mehr zu loben als das Können. Aber erstaunlich wie dieser bislang unitalienische Zug, Freude am Leibessport, nun in diesem Volke lebendig geworden ist.

Allerorten offenbart sich die innere Tüchtigkeit,

der ungebrochene Entwicklungswille, die seelische Gesundheit dieses Volkes. Es kristallisiert sich um. Es packt resolut das Leben an, glaubt an sich und seine Zukunft, ist jung trotz seiner alten Geschichte.

Zwischen den Vorführungen spielt die Militärkapelle patriotische Weisen die in dem kahlen hohen Theatersaal brutal den Rhythmus heraushauen. Aber Rhythmus und Patriotismus haben enge innere Beziehungen.

Bei besonders beliebten Stücken erhebt sich das ganze Theater, jubelt klatscht singt mit. Begeisterung über die eigene Begeisterung. Der Faschistenmarsch, der verführerisch genug „giovinezza" heißt, muß immer wieder wiederholt werden.

Zum Schluß großer Umzug. Kleine Farbenfahnen werden entrollt, geschwenkt, fünfhundert Mädels und Jungens füllen die Bühne, marschieren rhythmisch zur Rampe vor, heben den rechten Arm zum römischen Gruß: unmöglich solcher Suggestion zu widerstehen.

Daß die Faschisten den alten Römergruß adoptiert haben ist eine ihrer vielen genialen Eingebungen. Durch diese Geste fühlt sich jeder Handlungsgehilfe als „Römer", und daß das ein höchst adliger Titel ist braucht nicht erst bewiesen zu werden.

*

Die Duse ist gestorben. In Pittsburg, in einem Hotelzimmer, auf einer Tournee die die alte Frau aus materieller Not zu unternehmen gezwungen war.

Für sie hat dieses wiedererwachte Volk, das nach Ehre und Anerkennung süchtet seitdem ihm ein gütiges Geschick einen unerwarteten und unwahrscheinlichen Sieg in den Schoß geworfen — für sie hat dieses Volk nichts übrig gehabt. Keine der un-

gezählten herrenlosen Villen und Schlösser öffnete die Pforten, die letzte Melancholie dieser entsiegten Frau aufzunehmen, welche den neuen Tonfall italienischer Sprachmelodie, die neue elegische Schönheit italienischer Geste, durch ganz Europa getragen und verkündet hat.

Die Duse war einer der ersten und einer der stärksten Zeugen dafür daß Italien auch ein Volk von heute ist. Nicht nur ein Volk von vorgestern zu dem es die Italien-Liebe einer Welt herabgedrückt hatte. Daß neben dem Italien der Chianti-Flaschen der Gondeln der Tarantellen der Renaissancefassaden auch noch ein modernes Italien lebt, ein Italien mit den gleichen Nerven Leiden Konflikten wie alle andern europäischen Völker auch.

Daß Italien kulturell wieder ernst genommen wurde: das ist nicht am wenigsten das Verdienst dieser großen Schauspielerin die sich unwiderstehlich den Erdkreis der Bühnenbretter unterworfen hat.

Das italienische Volk hat ihr diesen großen Sieg vor dem Großen Sieg nicht zu danken gewußt.

*

Die Duse war aber nicht nur die Verkünderin des modernen Italien, sondern des modernen Menschen, des damals modernen Menschen überhaupt.

Ich entsinne mich noch ihres ersten Auftretens im geistigen Europa. Zu diesem zählte Italien damals noch keineswegs. Nur einige Strophen von d'Annunzio waren bis in die Literatur-Kaffees von Paris Berlin Wien vorgedrungen.

Es war in Wien, im Carl-Theater. Eine kleine Bühne in der Leopoldstadt, der Judenvorstadt, wo sonst der jeweils in Gunst stehende Wiener Lokalkomiker seine Späße zum besten gab. Aber es war nun einmal hergebrachtermaßen die Gastspielbühne.

Kurz vorher hatte Mounet-Sully vom Théâtre Français mit dem rollenden Pathos seines Ödipus respektvolle Bewunderung erweckt. Und die Sarah Bernhard mit ihren Glanzrollen, darunter der Kameliendame, das Publikum — wie sagte man damals nur? — hingerissen.

Hermann Bahr, der nimmermüde Entdecker des Modernen, begrüßte die Duse mit einer Fanfare. Er hatte sie irgendwo in Außer-Europa, in Moskau oder Nowgorod oder Bergamo gesehen. Wir Jungen spitzten die Ohren. Saßen am ersten Abend vollzählig im Theater. Auf der Galerie natürlich. Dort war es zwar recht eng, aber es roch herrlich nach Theater, denn in diesem Hause wurde damals noch mit Gas beleuchtet. Seit der Einführung von elektrischem Licht und Ventilation ist ja aus den Theatern die echte rechte Theater-Atmosphäre verschwunden.

Die Duse trat als Kameliendame auf. Die große Sarah hatte eine Halbwelt-Dame hingelegt mit allen Finessen und allem Raffinement. Die da unten war nur ein Mensch: aber ein zarter leidender liebender, durch Liebe und Leiden vergeistigter, fast diaphan gewordener Mensch. Wie sie mit kleinen zärtlichen Bewegungen das geliebte Haupt Alfredos umhuschte; wie sie leise und unsäglich rührend flüsterte „sono stanco"; wie sie zum letzten Abschied den Geliebten umarmte, ganz nur Güte; wie ohne irgend Wesens herzumachen ihr Kopf, geknickte Blüte, auf seine Schulter sank; wie den erschlaffenden Händen die Rosen entglitten, sein letztes Liebeszeichen: das war etwas Anderes etwas Neues etwas Aufwühlendes, etwas so Schönes wie es keine der großen Tragödinnen noch gegeben hatte.

Simone Martini, Santa Chiara *Photo Alinari*

Am andern Tag war die Duse berühmt. Die damals neue Generation hatte ihr Schönheits-Ideal, ihr Kunst-Ideal gefunden. Der statuarische Heroinen-Typus sank bedenklich im Kurs. Wieder einmal war für die Bühne Natur und Seele entdeckt worden.

Man hatte uns versichert daß die große Sterbeszene der Bernhard auf Grund sorgfältiger Krankenhaus-Studien der Natur abgelauscht sei. Nun, wir hatten keine persönlichen Erfahrungen in bezug auf das Sterben schwindsüchtiger Kameliendamen. Aber

das fühlten wir als unmittelbare Gewißheit: daß dieses schlichte lärmlose Hinweggleiten Ausdruck eines ganz tiefen echten wahren Wissens ums Leben war, und um den Tod den Jeder einmal sterben muß.

*

Nun, wo die Duse tot ist, entsinnt sich das italienische Volk seiner Verpflichtetheit. Ein Kriegsschiff holt die Leiche ein. Große Totenfeier in Rom: der König erscheint, sämtliche Honoratioren erscheinen, Mussolini erscheint, Morelli hält eine sehr lange und sehr feierliche Rede.

Ich aber sehe sie vor mir wie sie am Ende des Stückes, wenn fanatischer Beifall sie immer und immer wieder rief, vor dem Vorhang erschien: leise schob sie die Gardine zur Seite, leise neigte sie sich, leise sah sie sich mit großen Augen um, unendliche Müdigkeit floß um sie herab, ein leises Lächeln huschte um ihre müden Lippen, leise ließ sie die Gardine fallen, entschwand ...

ASSISI

Glühender Maimorgen. Die Luft fast ohne Bewegung. Nur auf der Piazza schwanken die Akazienwipfel leise im stählernen Blau.

Wir gleiten lautlos die Schleifen hinab. Wie ein Schwimmer sich von der Höhe in die Flut stürzt — so tauchen wir ein in den grünen Spiegel der fruchtschwangeren Ebene.

Ein vorgeschobenes schroffes Kapp, so fällt Perugia in diese Ebene ab, die wohl ehedem der Boden eines gewaltigen Sees war der sich im Bogen um den Gebirgsstock des Martana krümmte. An dessen einem Ende lag Spoleto, eine der Hauptstädte des mächtigen Langobardenreiches; am andern, wo der Tiber nach Süden Durchbruch gefunden hat, Todi.

Zahllose Flüsse und Nebenflüsse feuchten das fette Schwemmland. Von den Hängen rauschen sie zu Tal. Der Chiascio der Teverone der Tescio der Topino. Das Land ist von üppigster Fruchtbarkeit, ist sorgfältig bestellt, lohnt mit dreißigfältiger Frucht.

*

San Francesco *Photo Alinari*

Wir kommen durch ein Dorf, was hier ein Dorf heißt, größere Ansammlung von Contadinenhäusern an der Landstraße. Großes Fest, der Namenstag des Schutzheiligen von Ponte San Giovanni. Alle Bewohner sind auf den Beinen. In ihren schwarzen Gewändern schlendern sie die Landstraße auf und ab; ein Hammel wird am Spieß gebraten, auf der Landstraße; vor den Häusern sind Tische mit Strohstühlen aufgestellt, an der Landstraße; auf der Landstraße rollen die Kugeln im Boccia-Spiel. Nichts Trostloseres als dieses ländliche Fest im Straßenstaub, im Brand der unbarmherzigen Sonne.

*

Auch hier die Stadtsiedelungen nicht in der verkehrsleichten Ebene; fast alle an den Hängen, auf vorspringenden Steilstufen Nasen Kuppen, wie Adlernester hingebaut: Spello Montefalco Bettona Trevi.

Immer wieder wird es augenfällig daß in diesem Lande Sicherheit das einzige stadtbildende Prinzip war. Was in Deutschland die Lage der Burgen

San Francesco *Photo Alinari*

und Schlösser bestimmte: hier bestimmte es seit jeher die Lage der Städte. Sie alle sind Festungen, waren es seit Hunderten, oft seit Tausenden von Jahren. Und jede von ihnen hat eine lange, oft ungeschriebene, Geschichte von Blut und Brand und Zerstörung. Darum sind in ihr Antlitz Züge von rauhem Ernst, Erstarrung in der Vergangenheit, unverwischbar eingegraben.

Ihre schwere Zugänglichkeit — ehedem gesuchter und starker natürlicher Schutz — erweist sich heute als Hemmung für ihre Eingliederung in das Verkehrsgewebe der modernen Welt. Fern unverbunden liegen sie da, trotzig traurig einsam.

Aber diese Ferne und Unverbundenheit war ihnen allezeit eigen. Da unten die fruchtbare Ebene, mit ihr hatten sie nichts gemein.

Ich denke an eine deutsche Tal-Ebene, etwa an das Ries im Schwäbischen. Auch ein ehemaliger Seeboden, von beglückender Fruchtbarkeit, von Hügeln rings umstellt. In ihr liegen verstreut die Höfe der Bauern. Da und dort drängen sie sich zu Weilern zusammen. An Punkten günstiger Erreichbarkeit

breiten sich Dörfer aus. Und in der Mitte dieses Netzes von Beziehungen liegt die Stadt, gewissermaßen am tiefsten Punkt des Verkehrsgefälles dieser Landschaft. Sie bilden eine einzige große Einheit und Verbundenheit, diese Landschaft und diese Stadt. Sie ist in Wahrheit das Herz der Landschaft. Wie dieses gleichzeitig genährt und nährend bedient und dienend.

Nicht so diese Stadtburgen: sie beherrschen das Land, sie dienen ihm nicht. Herzöge und Grafen Podestas oder Signoren Bischöfe oder Päpste residieren in ihnen. Parteihader im Innern Krieg und Streit mit den Nachbarstädten Übermut und Verzweiflung Luxus und Elend, damit ist das Leben dieser Städte erfüllt. Aber tief unter ihnen liegt die nährende Ebene, wimmelt das fronende Volk. Liebt quält sich stirbt, keiner von denen da oben kümmert sich um das Leben der Tiefe.

*

In dieser Landschaft lebte und wirkte der heilige Franziskus. Drüben in dem Städtchen Assisi ist er geboren, da hinten im festen Perugia saß er kriegsgefangen, dort oben in den Einsamkeiten des Monte Subasio hatte er seine Gesichte. Aber hier unten in der Ebene — wo sich heute die prunkige Kuppelkirche der Maria Porciuncula erhebt — hatten er und seine Brüder ihr bescheidenes Klösterchen.

Franziskus war der liebenswürdigste, aber auch der folgerechteste von Christi Nachfolgern. Er verkörpert in vollkommener Weise die christliche Tugend der Demut, vollkommener selbst als sein Herr und Meister, der zwar zuweilen — wie in der Fußwaschung beim Passahmahl — eine sozusagen repräsentative Demut übte, sonst aber mit der stolzen

Haltung des angesehenen und verehrten Rabbi durchs Land zog.

Auch der Tugend der Armut befliß sich Franziskus weit schärfer als der Meister, der sich Marthas treffliches Mahl wohl munden ließ, der schönen Sünderin nicht wehrte ihm die Füße mit Narde zu salben. Und wenn unterm Kreuz die Kriegsknechte um seinen Rock würfelten, so mag dieser wohl begehrenswerter gewesen sein als die härene Kutte in die Franziskus seinen ausgemergelten Leib hüllte.

*

Kein dramatisches Erlebnis, wie solches nach den Legenden häufig die Berufung der großen Heiligen bewirkt, wird uns von Franziskus berichtet. Nur schwere Krankheit befiel den zweiundzwanzigjährigen Sohn des reichen Tuchhändlers Bernardone. Der Genesene, bis dahin lebensfroher Anführer der goldenen Jugend Assisis, fühlt sich verwandelt. Das Leben scheint ihm schal, das Treiben der Welt hassenswert, Gesichte suchen ihn heim. Und eines Tages tut er vor Bischof und Vater seine Kleider ab, so seine Abkehr von der Welt verkündend.

Das war nichts Auffallendes in dieser glaubenerfüllten Zeit. Gar Manche begaben sich des kurzdauernden weltlichen Wohlergehens, um desto gewisser ewigdauerndes himmlisches einzutauschen. Wohl aber war auffällig daß er nicht den sozusagen offiziellen Weg der Weltabkehr beschritt, nicht Mönch in einem Kloster wurde, oder Anachoret in einer Einsiedelei.

Aber Franziskus schienen die geregelten Bußübungen zu matt gegenüber den Qualen die der Heiland am Kreuz erduldet hatte. Und die umhegte Einsamkeit als ein zu geringes Opfer gegenüber Ver-

Krypta *Photo Alinari*

höhnung und Spott und Schmach die der Erlöser auf dem Golgathaweg erlitten. Täglich stündlich immerwährend mußte der Nachfolger Christi Demütigung und Leiden auskosten.

Und so stieg er hinab in die Ebene drunten, ward Geselle der Leprakranken, teilte mit ihnen Lager und Napf, verband ihre schwärenden Wunden, küßte ihre eiternden Lippen.

*

Uns heutigen Superklugen scheint hochgesteigerter Selbstpeinigungsdrang Beweggrund solchen Tuns; uns sind vertraut solche Umkehrungen von Qualen in Lust. Gewiß sprach nicht nur Mit-Leidenwollen, sondern auch Mitleid aus dieser Hingabe; aber vom rechten lebendigen Drang nach Tat-Hilfe war Franziskus doch wohl nicht beseelt. Die Siechen Kranken Armen waren ihm und seinen Jüngern letzten Endes doch nur Mittel zur Askese, Gerät der

Lorenzetti *Photo Alinari*

Selbstpeinigung, um so durch Demut und Erniedrigung die eigene Seele zu läutern.

Gleichwohl hat diese sichtbare Hinkehr zu den Niedrigen Armen Enterbten fruchtbare Saat ausgestreut, die unverloren geblieben ist. In der Weltbefangenheit seiner Zeit war des Franziskus Dasein und Tun erster Ruf zu sozialem Gewissen, und dieser Ruf ist nicht mehr verstummt. Sein Name bleibt durch die Jahrhunderte das Symbol einer Gesinnung die sich als polare Ergänzung neben Kraft und Wirkungs-Willen stellt. Sie ist in unsern Zeiten als sozialer Hilfe- und Ausgleichswille aus unserer Seelenverfassung und unserer Gesellschaftsordnung nicht mehr wegzudenken.

*

Seltsam wie die Nachfolge Christi — die Franziskus so glühend erwollte daß sein Wille schließlich die Nagelmale des Heilands in Hände und Füße

einbrannte — sich auch im Schicksal seines Werkes ausprägt. Er wollte allein durch lautere Gesinnung die Seelen der Menschen zum Guten wenden, glaubte inbrünstig an die Macht des reinen Willens, der ganzen Menschheit wollte er das Heil bringen. Aber die Gemeinschaft wurde zum geistlichen Orden wie andere auch; was freier Wille sein sollte wurde Regel und Vorschrift; aus dem Einfluß von Seele auf Seelen wurde Kirche und Kult.

Schon seine letzten Lebensjahre wurden durch diese Wandlung, die er nicht aufzuhalten vermochte, tief verbittert. Er wußte gut warum er seine Stigmatisation als Geheimnis hütete, nur seinen Allernächsten davon Mitteilung machte. Aber kaum war seine reine Seele dem bresthaften Körper entflohen, so wurde die Liebe und Verehrung, die er durch die sanfte Flamme seines Wesens allüberall geweckt hatte, von seinen Nachfolgern tatkräftig organisiert. Die Sachwalter seines geistigen Erbes wußten dieses in Macht Einfluß Geld umzusetzen.

*

Dies geschah unter Billigung und Förderung der offiziellen Kirche. Papst Innozenz hatte alsbald erkannt wie gefährlich solche, auf die Urwurzeln des Christentums zurückgehende, Bewegung unter den Geringen dem stolzen Gebäude einer starren Hierokratie werden konnte. Schon waren da und dort reformatorische Stimmen recht vernehmlich geworden. Darum leitete er in seiner tiefen Weltkundigkeit die reine aber regellose Quelle, die in diesem Schwärmer sprudelte, in geregelte Bahn und ließ sie Gottes, oder vielmehr der Kirche, Mühlen treiben.

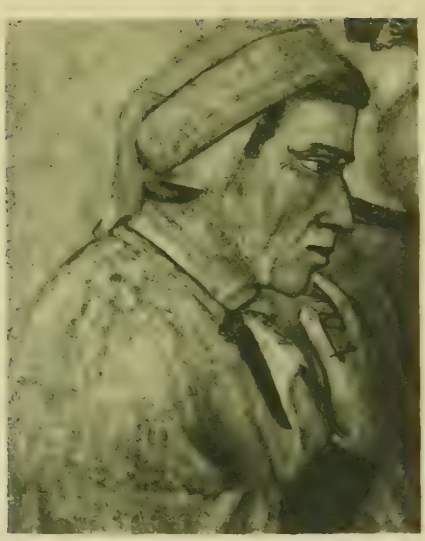
Der Minoriten-Orden der Orden der Klarissinnen erhielten päpstliche Privilegien. Franziskus und

seine geistliche Freundin, Klara von Scifi, wurden zu Heiligen erhoben. Assisi wurde weltberühmter Wallfahrtsort. Und so reichlich strömte der Tribut aus aller Herren Ländern herzu, daß über den Gebeinen des Bräutigams der Frau Armut sich alsbald ein Kirchenbau erheben konnte der zu den stolzesten und kostbarsten der Christenheit zählt.

*

Wer Wachsen und Wandlung der menschlichen Ideen nachsinnt, dem wird an diesem Beispiel — das sich nicht in mythischer Ferne und Dunkelheit sondern sozusagen vor unsern Augen begab — erschreckend offenbar, wie immer wieder der Trieb zur Selbstentäußerung und Nächstenliebe in den Dienst des Triebes zum Herrschen und Machtausüben gerät. Der Heilige vermeint sein Feld zu ackern — und pflügt das Feld Anderer die mit seinen Zielen nichts gemein haben.

Aber doch auch wiederum: das weltliche Machtprinzip glaubt seine Zwecke allein zu fördern — und fördert damit die Zwecke seines Gegenprinzips. Ohne den Wunsch des Papstes, sich in seinem Kampf um die Macht Bundesgenossen in Gestalt der geistlichen Orden beizugesellen, um so die allerorten sich erhebende Forderung nach Entweltlichung der Kirche zu stillen: würde Franziskus ein unbeachteter verstiegener Schwärmer geblieben sein wie es deren damals unzählige gab. So aber wurde er durch eine gewaltige Macht gehoben und getragen. Und wenn auch sein reines Wollen verzerrt und entstellt wurde: so wurde doch das Wissen um sein Wollen durch die Jahrhunderte verbreitet, es kam und kommt in allerlei Verdünnungen Veränderungen Verkleidungen zur Auswirkung.



Giotto, Selbstbildnis *Photo Alinari*

So hat denn der große Innozenz doch letzten Endes den Zwecken des — von ihm sicherlich im tiefsten Innern verachteten und bemitleideten — Reformations-Apostels gedient, als er allein seine eigenen Zwecke zu fördern vermeinte.

*

Kloster und Kirche von San Francesco liegen am Nord-Ende der Stadt, dort wo der Ausläufer des Monte Subasio zwischen der Peruginer Ebene und der Schlucht des Tescio steil in Terrassen abfällt. Dem von der Ebene Kommenden türmt sich ein verwegen trotziges Bauwerk entgegen, weit eher an das Erinnerungs-Mal eines gewaltigen Kriegsfürsten gemahnend als an die Grabkapelle des demütigsten aller Knechte in Christo. Dreißig vierzig Meter steigen die Stützmauern Strebepfeiler Galerien Fundamentgeschosse auf, alles um die Steillehnen zu festi-

Giotto, Innozenz III. *Photo Alinari*

gen und eine genügend große Baufläche zu gewinnen. Auf diesem künstlichen Plateau erheben sich — architektonische Kühnheit sondergleichen — zwei übereinander getürmte Kirchen ein wuchtiger Campanile ein weitläufiger Konvent.

Die beiden Francesco-Kirchen — die „superiore" und die „inferiore" — sind mit Fresken ausgemalt. Überwältigend die Fülle großer Künstlernamen. Cimabue Giotto Martino Lorenzetti, um nur die Größten zu nennen. Sie alle strömten zusammen dem neuerstandenen Heiland ihre Veneration darzubieten.

Eine neue Glaubensflamme loderte in diesen Künstlern auf. Sie waren also doch wahr diese alten Wundergeschichten an denen sich ihre Phantasie genährt! Nicht nur in ungreifbarer Ferne in nie ge-

schauten Ländern waren sie geschehen: unter ihnen selbst, beinah vor ihren Augen hatten sie sich wiederholt. Sie vernahmen die Berichte Derer die des Heiligen Rede gehört, die seine Stigmata gesehen, den Anhauch seines überirdischen Wesens verspürt.

Hatten sie bisher die Darstellung der Heiligengeschichten — unter dem strengen Seelenzwang der Kirche fast einziger Gegenstand der Ausübung hoher Kunst — in überkommene Kanons altersgeheiligte Symbole liturgisch vorgeschriebene Anordnungen einkleiden müssen: nun war es möglich mythisches Geschehen mit der Darstellung der wirklichen Welt und des Lebens zu verbinden. Die Schauplätze des franziskanischen Wunderlebens waren Assisi und die umgebende Landschaft; die Zuschauer die Mit-Erlebenden waren Bürger ihrer Zeit. Das Alles durften die Künstler nun darstellen: die Trachten ihrer Zeitgenossen, ihr Gehaben, den vertrauten Ausdruck von Schmerz und Freude, wie sie das tägliche Leben bringt. Die Mutter des zu Tode gefallenen Knaben, den der Heilige erweckt, durfte aufschreien wie Menschenmütter aufschreien in unendlichem Weh. Der Heiland war nicht mehr der aus mystischer Ferne herabdrohende herabsegnende herabgebietende Pantokrator: er war der Bürger Franziskus, der menschlich mit Menschen leidet, seinen Mantel den Armen hingibt, den Vögeln im Walde predigt, im Arm seiner Freunde den bitteren Tod stirbt wie wir Alle.

Es ist unabsehbar was die Auflockerung der mittelalterlichen Religions-Seele durch das franziskanische Symbol bedeutet. Aus der starren Sphäre imperialer Lebensbeherrschung war in diesem simplen

Mann Religion hinabgestiegen in die Ebene des täglichen Lebens. Allüberall begannen Quellen einer neuen Laien-Religion aufzubrechen. Die Künstler, empfindliche Barometer der Seele, fühlten zuerst das neue Wehen. Wandert man durch diese Freskenwelt in den Franziskuskirchen, so fühlt man ganz stark jenen Geist erdentsprungener zur Höhe aufstrebender Frömmigkeit, die immer wieder in vereinzelten Hochwerken menschlichen Kunstschaffens Gestalt wird.

*

Die Oberkirche freilich, nicht mehr ihren sakralen Zwecken dienend, friert in musealer Kahlheit. Die fast zerstörten, noch in ihren Resten großen, Engel und Heiligen des Cimabue, die verblassenden Bilder des Giotto von des Franziskus Taten, sie vermögen im kalten Licht der hellen Fenster kaum viel mehr als kunstgeschichtliches Interesse zu erwecken.

Anders ist es tritt man in die niedergewölbte notdürftig erhellte Krypta, in die Unterkirche ein. Am Altar unter dem flachen Kreuzgewölbe der Vierung wird Messe zelebriert. Schwelende Kerzen verbreiten ungewisses Licht. Im Halbdunkel der Kapelle knieen Landleute, murmeln Gebete, neigen sich zur Erde wenn das helle Glöckchen des Ministranten die Wandlung verkündet. Und rings von den Wänden den Zwickeln der Gewölbe den Bogen der Gurten blicken die milden und gütigen und menschlichen Antlitze der Heiligen und ihrer Diener herab. Hier glühen nicht auf lebensfernem Goldgrund die strengen Symbole musivisch erstarrter Theodizeen; hier ringt nicht prometheischer Trotz mit den Rätseln der Welterschaffung der Menschenschöpfung des Jüngsten Gerichts; hier ist nicht ein Prunksaal zu

Ruhm und Ehre des Weltregierers und seiner Stellvertreter aufgetan; hier quält sich nicht die suchende Seele um die ewigen Fragen von Tod und Verwesung und Auferstehung. Freundliche Gewißheit erfüllt dies dunkle Grabgewölbe, und als Lohn für Glaube und Hingabe Demut und Niedrigkeit wird den Frommen und Einfältigen eine temperierte Seligkeit verheißen.

*

Es gibt wenig Orte wo der Seelenzustand einer vergangenen Welt so rein und stark und unmittelbar zu uns spricht. Ein Seelenzustand der uns Heutigen trotz Allem noch nicht gänzlich verloren ist.

Aber an dieser in jedem Betracht verehrungswürdigen Stätte ist Goethe vorbeigegangen als ihn sein Weg nach Assisi führte. Es ist erschütternd zu lesen wie er mit einer verächtlichen Handbewegung dies bedeutsame und einzigartige San Francesco abwehrt. Mit liebend aufgeschlossener Seele grüßt er in Assisi das erste Zeugnis antiker Kunst: jenes Minerva-Tempelchen das ein ehrenfester Provinzbaumeister ehedem auf dem Forum der kleinen Garnison Alysium errichtet hat. Aber von der Tomba des Franziskus, das in seinem Innern das fast unversehrte Werk des Giotto und seiner Kunstgenossen enthält, sagt er: „Die ungeheueren Substruktionen der babylonisch übereinandergetürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung." Und bei der Abreise: „Die liebliche Minerva blickte mich noch einmal sehr freundlich und tröstend an, dann schaute ich links auf den tristen Dom des heiligen Franziskus."

HEIMFAHRT

ARNOTAL

Das Tibertal verliert sich nach Norden ins Gebirge. Wir wollen ins Arnotal, nach Florenz. Die Straße übersteigt die mäßige Anhöhe des Subapennin an dessen Südfuß Perugia liegt. Jenseits dehnt sich in weiter Talsenke der Trasimenische See, flach reizlos mit sumpfigen Ufern. Hier hat Hannibal den zweiten seiner großen Siege gegen die Römer erkämpft. Die kleinen Ortschaften Sanguineto und Ossaia, Blutenheim und Knochenhausen, tragen wohl nicht zufällig ihre Namen. Noch heute sieht der zwischen zwei Höhenzügen und dem See eingezwängte Winkel aus wie eine militärische Mausefalle; im Altertum, als die Talebene des Sees übel versumpft war, muß er es in noch weit höherem Maße gewesen sein. Hannibal hatte durch ein geschicktes Manöver die Höhen inne. Flaminius mit seinem Heer marschierte sorglos im Tal. Nebel benahm jede Sicht. Mit einemmal sahen sich die Römer von drei Seiten angegriffen, nach See und Sumpf gedrängt, verloren den Zusammenhang, wurden bis zum letzten Mann niedergemacht.

*

Trasimenischer See *Photo Alinari*

In diesen Kämpfen zwischen Hannibal und Rom steht die Sympathie bei Hannibal. Er ist der geniale Mensch im Kampf gegen anonyme Organisation. Die Umfassung Roms durch einen Alpenübergang — in damaliger Zeit! mit einem Afrikanerheer! mit Elefanten! — ist eine gigantische Konzeption, eine Willens-Tat ersten Ranges. Die Umfassungsschlachten am Trasimenischen See und bei Cannae gelten bis zum heutigen Tage als Vorbilder entscheidungshafter Kriegführung.

Aber Genialität ist erschöpflich, die Kraft eines durchorganisierten Volkes ist unerschöpflich. Siebzehntausend Römer fielen in den Seesümpfen: andere traten vor. Siebzigtausend fielen bei Cannae: andere traten vor. Flaminius und Varro fielen: Scipio trat vor. Und dieser trockene Kriegsbeamte warf schließlich den genialen Willensriesen nieder, hinter dem nicht ein karges Jungvolk sondern ein verludertes Alt-Volk stand.

Damals waren, man muß das zugeben, Kriege noch räsonnabel. Zwei imperialistisch fühlende Staaten, die ein dunkler Trieb nach Weltherrschaft streben ließ, stießen aneinander. Als der Krieg entschieden war wurde der unterlegene Konkurrent mit Stumpf und Stiel ausgerottet: die Männer getötet, Frauen und Kinder als Sklaven verkauft, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Das war ganze Arbeit. Das lohnte. Hannibal hätte es mit Rom auch nicht anders gemacht. Nun stand den Römern nichts mehr im Wege die Herrschaft über die mediterrane Welt anzutreten. Und Herrschaft bedeutete damals noch Tribut Rente arbeitsloses Einkommen für das Siegervolk.

Dies alles hat sich später wesentlich geändert. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich der Krieg humanisiert. Immer mehr begann Sentimentalität den Sieger zu hindern von seinem Sieg angemessenen Gebrauch zu machen. So ergab sich denn die bedauerliche Tatsache daß schließlich Kriege um ihrer selbst willen geführt wurden, und nicht mehr um jener greifbaren Vorteile willen die ihnen ehedem Sinn gaben.

Glücklicherweise haben sich ja schon im letzten Kriege deutliche Anzeichen gezeigt daß die Ära der humanen Kriege überwunden sein dürfte. Die Zeit der Ausrottungskriege kehrt wieder, und in Hinkunft wird niemand die Römer um ihren Erfolg in den punischen Kriegen zu beneiden brauchen. Der Krieg war in der Tat zu einer gesellschaftlichen Angelegenheit herabgesunken. Zu einer Art Duell. Nach bestimmten Regeln und Konventionen. Dies durfte man nicht und jenes durfte man nicht. Nach soundsoviel Gängen, wenn es genug „Blutige" gesetzt hatte, wurde die Mensur abgebrochen, die zu Hause ge-

bliebene Zivilbevölkerung schloß einen sogenannten Frieden, die Kriegsinvaliden kauften sich eine Drehorgel, und dann blieb alles beim Alten.

Dies dürfte in Zukunft anders werden. Der Fortschritt der technischen Kampfmittel erlaubt es nicht mehr Unterschiede zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten zu machen, zwischen Zivil und Militär, Staat und Staatsangehörigen, Feind mit Waffe und Feind ohne Waffe. Mit allen diesen spitzfindigen Unterscheidungen wird glücklicherweise aufgeräumt, und der erhabene Ur-Gott Mavors tritt wieder in seine unbeschränkten Rechte. In Zukunft wird das in einem Kriege unterlegene Volk vom Erdboden verschwinden. Sollten aus Versehen Bruchteile der Bevölkerung noch am Leben sein, so werden, wie in der guten alten Zeit, die arbeitsfähigen Männer in ungesunde Fabriken gesteckt, die jungen Weiber in Hurenhäuser verkauft, die Kinder und Greise überläßt man dem Schicksal das schon wissen dürfte was es mit ihnen anzufangen hat.

*

Das eintönige Panorama des Sees gleitet vorüber. Inzwischen ist die Schwüle des Morgens immer drükkender geworden, allmählich ziehen sich Wolken zusammen, über der trägen Wasserfläche ballen sich graue Türme auf, schon fallen erste schwere Tropfen, nun prasselt es los.

Welche Labsal nach diesen ewigen Sonnentagen! Übermütige Regenfreude springt in uns auf. Am liebsten würden wir ohne Verdeck den Regenpfeilen Stirn bieten. Aber die Capitanessa redet Vernunft. Der Falke plustert sich auf, schüttelt sich, kümmert sich nicht um Wolkenbruch und Schlammpfützen,

gleichgültig gegen den Aufruhr der Natur saust er hin.

*

An der Berglehne hinter Regenschleiern Cortona, Geburtsort des Signorelli. Die Straße zieht am Fuße des Gebirges hin, links dehnt sich die Talebene der Chiana. Die Launen dieses Flüßchens haben im Lauf der Jahrhunderte große politische und ethnographische Folgen gehabt: sinnfälliges Beispiel, wie die Geschichte eines Landes und seiner Bevölkerung durch die in ihr wirkenden Naturkräfte bedingt werden.

Ursprünglich mündete der Chianafluß unweit von Orvieto in den Tiber, und dieses Tal entlang lief im Altertum als wichtigste Heerstraße von Norden nach Süden die Via Cassia. Die an ihr liegenden sie beherrschenden Städte Arezzo Cortona Chiusi hatten daher hohe militärische und politische, infolgedessen auch wirtschaftliche Bedeutung. Allmählich aber verringerte sich das Gefälle des Flusses durch seine eigenen Anschwemmungen. Das Tal versumpfte, die Straße wurde schwer gangbar, Malaria verödete das Land, bis schließlich die Römer in ihrer praktischen Entschlossenheit eine neue Straße anlegten die von Fiesole über das heutige Siena direkt nach Rom führte. Dadurch sanken die Chianastädte von ihrer ehemaligen Bedeutung zu unerheblichen Lokalplätzen herab. Dagegen wuchsen Siena und Florenz, die Nachfolgerin von Fiesole, an Bedeutung und Geltung empor.

In neuerer Zeit wurde das Chiana-Tal wieder entwässert, ein Kanal führt hindurch, und aus der sumpfigen Niederung wurde fruchtbare dichtbesiedelte Ebene. Die Hauptstraße Florenz—Rom, die Eisenbahnlinie, führt wieder durch sie. Aber die militä-

rische Höhenlage der Städte schaltet sie von der neuzeitlichen Verkehrsgestaltung aus. Überlebende einer alten Zeit, die sich in die neue nicht mehr zu schicken wissen, horsten sie auf ihren Höhen, tief unter ihnen donnert der Rom-Expreß durch die wogenden Felder des Tals.

*

Arezzo, auf steilem Abhang gelegen, war vor alters wegen seiner Kunstindustrie berühmt. Die etruskische Fertigkeit des Bronzegießens und der Töpferei war in der Bevölkerung dieser Stadt zu bedeutender Blüte gediehen, ihre Kopien alter Modelle waren zur Römerzeit als „Aretinische Vasen" weithin beliebt.

Diese industrielle Betriebsamkeit scheint sich einer Anzahl von Söhnen dieser Stadt mitgeteilt zu haben. Nur ihrer einer ist in großem Sinne ein Künstler gewesen: Petrarca. In drei andern aber verkörpern sich — als ersten und als typischen Vertretern — drei Nebenprovinzen im großen Reich der Kunst: Maecenas, der Kunstgönner; Vasari, der Kunsthistoriker; Aretino, der Journalist.

*

Es gießt in Strömen. Die steilen Straßen rinnen Bäche herab. Städte im Regen sehen sich ziemlich alle gleich. Doch wir sind ja nur hergekommen um Piero in der Franziskanerkirche eine Visite abzustatten.

Eine Chorkapelle ist von Piero ausgemalt. An manchen Stellen sind Stücke der Wand abgefallen und roh mit Mörtel verschmiert. Aber was erhalten ist scheint von gestern gemalt. Wiederum packt mich ein Etwas an, wie vor den Montefeltre-Bildern.

Piero della Francesca *Photo Anderson*

Ich kann mir nicht genau Rechenschaft darüber geben. Es ist nicht daß ein Zeitengeist, Wollen und Wünschen einer Epoche, aus diesen Bildern spräche. Es ist nicht daß ein großer Mensch hinter ihnen steht und durch das Mittel seiner Kunst über die Zeiten hinweg an unsere Seele rührt. Dieses Werk sagt uns nichts von dem Manne der es wirkte. Der unmittelbare Strom von Seele zu Seele, der uns die Werke von Lionardo Michelangelo Rembrandt so teuer macht, hier fehlt er ganz. Keine Dokumente großer Menschlichkeit sind diese Bilder. Man fühlt nicht den Piero über sein Werk weg, aus ihm heraus, neben ihm durch. Er ist ganz aufgelöst in ihm, spricht nur dessen Sprache.

Er malt höfische Frauen die zu Besuch kommen, wie Ghirlandajo; malt reichgekleidete Edelleute kostbar geschirrte Pferde Krieger in tauschierten Brünnen und Helmen, Lanzen Fahnen Standarten, wie Gozzoli; malt ringende Kerle schreiende Mün-

der Gesichter in Todesangst erstarrend, wie Signorelli: und doch ist er mehr als Ghirlandajo Signorelli Gozzoli. Es muß wohl das sein, daß er Luft und Licht in die Bilder mit hinein malt. Er ist der Pleinairist unter den Renaissancemalern.

Von Piero geht ein Eindruck aus ähnlich wie von Bach. Eine stolze Souveränität ist in ihm, eine Eingeschlossenheit in sein Werk, eine unnahbare Meisterlichkeit.

*

Im Wasser-Gepladder zur Stadt hinaus. Berge rücken näher zusammen. Die Straße tritt ins Valdarno ein, das enge Tal in dem der Arno fließt. Fichten und Föhren wachsen verstreut an den Hängen. Jenseits des Bergkammes liegt Vallombrosa wo vor hundert Jahren aufgeforstet wurde, heute stehen dort starke Fichtenwälder. Zielbewußtem Willen könnte also wohl die Wiederbewaldung Italiens gelingen. Das wäre eine Aufgabe für den Duce.

Nun treten die Berge fast bis an den Arno heran. Bei San Ellero steigt die Straße die Lehne hinauf, fällt dann steil ab, erreicht den Fluß wieder bei Pontassieve wo von Norden aus dem Gebirge der Sieve-Fluß herabstürzt. Noch einmal macht der Regen gewaltige Anstrengung, dann erschlafft seine Energie.

Der Himmel hellt sich auf, aber grauer Regendunst bleibt über der Landschaft liegen. Die Berge weichen zurück, flachen zu Hügeln ab, das Tal weitet sich zum Becken, die Hänge beleben sich mit Villen Kirchen Siedlungen. Settignano Fiesole grüßen herüber, nun die Kuppel, der Torre. Der Arno ist hoch geschwollen, gelb schäumt er auf an den breiten Pfeilern der Brücke. San Frediano im Regenschleier. Monte Oliveto im Regenschleier.

Aber Florenz ist wie ein geliebtes vertrautes Frauenantlitz: jede Verkleidung gewährt ihm neuen Reiz.

*

Am andern Morgen Aufbruch. Als wüßte der Falke daß es nun heimwärts geht springt er los wie von einer Sehne abgeschossen.

Gegen das Gebirg zu steigt die Straße steil an, von weiten Gärten mit einfach-vornehmen Landhäusern begleitet, bald liegt tief unten — Riesen-Spielzeug von Würfeln und Türmen und Straßen und Plätzen — die Stadt.

Durch Fiesole knattern wir, den alten Etruskerhorst. Heute ein freundliches Städtchen, von Villen umsäumt. Steil fällt der Blick in die Tiefe, rings das grüne Gebreite der Gärten, weiße Gebäude darin verstreut, rostrote Terrassen, blaue Zypressentrupps. In weiten Windungen zieht der Fluß, drüben ist das toskanische Hügelland hingewellt, das dort ist Impruneta, das Empoli, das am Horizont fast Verschwimmende muß San Miniato sein.

In der kühlen Klarheit des Sommermorgens umfaßt der Blick noch einmal das Friedensglück dieser florentinischen Landschaft. Sie ist ganz und gar unheroisch. Die fruchtbare Grüne des Flußtals, die sanft aufsteigenden Bogen des Hügellandes, die verstreuten Villen Dörfer Städtchen: der ganzen Landschaft ist ein beruhigendes Gleichmaß eigen. Nichts drängt sich vor, alles ist in harmonischem Einklang aufeinander abgestimmt. Kampf und Qual und Rausch und Verzweiflung der Jahrhunderte ist verstummt, die beruhigte Reife eines herzhaft gelebten Lebens scheint über Stadt und Landschaft gebreitet. Rom ist männerhaft wie der harte erzene Klang seines Namens; Florenz hat die schwebende Melodie

eines Frauennamens. Der Abglanz unverlorener Jugend und die Stille erlebter Weisheit liegen wie ein goldenes Gespinst über dieser zauberischen Weite.

*

Hier hat das Gebirg nichts von der tristen Öde des ligurischen Apennin. Die Hänge sind begrünt, fruchtbar der Boden, Kastanien schatten mit hellglänzendem Laub, noch in achthundert Meter Höhe breiten sich üppige Weingärten hin, verströmen betäubenden Duft ihrer Blüte. Zuweilen ein großes Gehöft, ein stattliches Landhaus. Castello di mascere, räumiges Schloß inmitten riesigen Parks. Nun ein richtiger Wald naturgewachsener Zypressen, befremdlicher Anblick.

Dann eilt die Straße in mäßiger Steigung gerade der Kammhöhe zu. Sanft gewellte Hänge. Da und dort ein Felsblock, glattgeschliffen, Zeugnis von Gletschern die vor Jahrmillionen auch dieses Land bedeckten. Auf dem Kamm eine Felsburg, senkrechte Sandsteinklippen, wie in der Sächsischen Schweiz. Dies ist der Futa-Paß, knapp tausend Meter hoch.

Nun senkt sich die Straße, läuft eine Rippe entlang wie deren mehrere parallel von der Kammhöhe nach Norden sich dehnen. Kühler Wind weht von Norden her, Lerchen wirbeln in türkisblauer Luft, fern über der Ebene stehen träge geballt graue Gewitterwolken.

Abwärts in still-surrendem Flug. Das Gebirg weicht zurück. Unter uns, in den Dunst der Tiefe gehüllt, wird eine Stadt sichtbar mit Kuppeln und Türmen: Bologna. Dahinter dehnt sich endlos unüberschaubar die Po-Ebene, dunkelgrünes Land, wie weite Meer-Fläche sieht sie aus an deren Steil-Küste wir hinabgleiten.

PO-EBENE

Quert man den Apennin zwischen Florenz und Bologna, so hat man den Eindruck man übersteige eine Mauer. Kaum sechzig Kilometer Luftlinie zwischen den beiden Städten. Fast in gerader Linie steigt die Straße drüben zur Kammhöhe auf, fällt fast in gerader Linie hüben wieder ab. Der Apennin umschließt auch wirklich das italische Land wie eine ungeheure Mauer eine riesige Festung: bei Spezia hebt er sich steil aus dem Ligurischen Meer, krümmt sich in großem Bogen nach Osten, lehnt sich bei Rimini an die adriatische Küste, läuft als ununterbrochener Kamm nach Süden, wendet sich auf der Höhe von Neapel wieder nach Westen, stürzt in der Halbinsel von Sorrent steil ab ins Tyrrhenische Meer. Dieser Bogen, der sich über der Küste des West-Meeres wölbt, umzirkelt auf verhältnismäßig kleinem Raum die Landschaft, innerhalb derer, fast abgeschlossen von der sonstigen Welt, die Italiker-Stämme zu jenem kraftvollen Gebilde erwuchsen, das als lateinische Nation als römisches Volk der Welt gebieten sollte.

Die Ebene nördlich des Apennin, das vom Po und

seinen Seitenflüssen durchströmte Landbecken, gehörte lang überhaupt nicht zu Italien, blieb auch nach der Eroberung umstrittenes Vorgelände, war gleichsam das Glacis außerhalb der Festungsmauer. So liegen auch die Städte wie vorgeschobene Tortürme diese Mauer entlang gereiht: Rimini Forli Imola Bologna Modena Parma, alle aus ehedem römischen Lager-Festungen entstanden, untereinander durch die schnurgerade Via Emilia wie durch einen Wehrgang verbunden.

*

Diese heute so friedlich anmutende Ebene hat die wildeste und wechselvollste Geschichte unter allen italischen Landschaften. Sie ist eine von den europäischen Schicksalsgebieten. Und insonderheit die Kämpfe zwischen Süd und Nord, zwischen Italien und Deutschland, wurden zu großem Teil in dieser Arena für Riesen ausgetragen.

Eingeschlossen von schützenden Dämmen, den Alpen im Norden dem Apennin im Süden, führte das Po-Land — spärlich besiedelt von den Ur-Stämmen der Veneter Ligurer Japiden Illyriker, durchsetzt von etruskischen Kolonien — ein geschichtsloses Leben, bis vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung die Kelten den Übergang über die Alpen erlernten und nun in breitem Strom aus Gallien eindrangen. Ihre Horden stießen vor bis Rom das sie unter ihrem König Brennus in Asche legten: erster Einbruch der nordischen Barbaren in die mediterrane Kultur.

Aber diese Überflutung durch die Woge der Nordvölker wiederholt sich immer wieder. Im Po-Land war es, auf den raudischen Feldern, daß die auf der Höhe der Macht stehende römische Republik die Zimbern und Teutonen vernichtete, die unstet durch

halb Europa geirrt waren um Siedlungs-Land zu finden.

Nun blieb dieses Vorland fünfhundert Jahre befriedet da Rom seine Reichs-Grenzen immer weiter nach Norden, bis an die Donau und die Mosel, vortrug. Aber diese Dämme zerbrachen unter dem Druck der rätselhaften Schübe der Nordvölker. Um 400 strömen die Westgoten Alarichs ins Po-Land ein; werden zwar zunächst von einem römisch-griechischen Heer bei Verona besiegt; aber dann erobern und plündern sie Rom und ziehen damit den Schlußstrich unter die antike Geschichte der großen Stadt.

Fünfzig Jahre später steht Attila mit seinen Reiterstämmen am Po. Es ist wirklich fast ein göttliches Wunder daß ihn die Gesandtschaft unter Führung Leos bewegen konnte umzukehren und Italien diese schrecklichste aller Verheerungen zu ersparen.

Wenige Jahrzehnte danach erobern die Ostgoten das Po-Land, verdrängen die Byzantiner aus ihrer letzten italischen Position Ravenna, werden Beherrscher nicht nur des Nordens sondern von ganz Italien. Nur sechzig Jahre dauert die Herrschaft dieses zur Staatsbildung durchaus geeigneten Volkes, das leuchtende Gestalten wie Theoderich Amalasuntha Totila Teja zu Führern hatte: dann war dieses Nordvolk vom Südland verbraucht.

An seiner Stelle drangen die Langobarden ein: zahlreicher und rücksichtsloser als die Goten hielten sie ihre Herrschaft zweihundert Jahre aufrecht. In dieser Zeit war das Po-Land und das Land zwischen Apennin und Adria bis nach Apulien hinunter Germanen-Land. Pavia ist Haupt- und Krönungsstadt. Eine nicht geringe Zahl von Langobarden-Königen wurden Könige von Italien, vom römischen Senat

gekürt vom Papst gesalbt. Aber die Langobarden beherrschten nicht nur das Land, sie besiedelten es auch. Sie vermischten sich ganz anders mit der grundsässigen Bevölkerung als vordem die Goten nachdem die Deutschen. Man kann noch heute ziemlich häufig in Ober-Italien blonde blauäugige Menschen sehen, die sich zwar als Erz-Italiener fühlen aber offensichtlich germanischen Blutes sind. Aber Stammesgleichheit Rassengleichheit hat schon lange aufgehört gemeinschaftsbildend zu sein. Es ist die Sprache die in der neuen Geschichte als Gemeinschaftsbildner übermächtig geworden ist: und so ist dieses Lombardenland heute so gut italienisch wie die ehemals sabellischen Abruzzentäler oder die ehemals griechischen Siedlungen um Tarent.

*

Aber Germanus Germano Lupus. Vom Papst gegen die Vormacht der Langobarden zu Hilfe gerufen leihen die Franken ihren Arm dem Hierarchen von Rom gegen ihre Stammesvettern. Karl zerbricht die Langobardenherrschaft, krönt sich selbst mit dem eisernen Reif. Von nun ab ist die Po-Ebene deutsches Reichs-Land. Deutsche Adelsgeschlechter werden als Vikare und Comites zu Verwaltern eingesetzt, als Markgrafen und Herzöge mit ausgedehnten Gebieten belehnt, als Bischöfe und Patriarchen inthronisiert. Eppenstein Sponheim Andechs etwa heißen die weltlichen und geistlichen Herren. Viele der nachmals italienischen Familiennamen sind gut deutschen Ursprungs. Der Name Visconti ist ein verderbter Vice-Comes, und der größte dieser Familie, der in der Certosa von Pavia unter prunkvollem Baldachin den ewigen Schlaf schläft, trug noch den erzdeutschen Namen Jan Galeazzo. Die

Theoderichs Grab *Photo Alinari*

Familie der Este — uns Deutschen durch den Tasso zum Vorbild italienischer Kulturhöhe geworden — stammt von einem Herrn Azzo, der die schöne Adelheid vor den Verfolgungen Berengars in seinem festen Schloß Canossa barg und zum Dank dafür von Otto mit dem Lehen Este, später noch mit Ferrara Modena Mantua, begabt wurde. Der unselige Heinrich — der in dieser Azzo-Burg die tiefste je deutschem Volk angetane Schmach erdulden sollte — macht dessen Enkel Folko zum Markgrafen von Este, seinen Bruder Welf belehnt er mit Bayern.

Hinwiederum trachtet die italienische Macht in dieses Zwischenland hinüberzureichen: Lucrezia Borgia heiratet einen Este; ihr Bruder Cesare wird Herr von Imola; Faenza wird Gebiet des Sixtus-Nepoten Riario; Bologna wird bevorzugte Papst-Stadt. Es ist ein stetes Hin-Branden und Her-Branden der italienischen und der deutschen Welle.

Der große Kampf zwischen dem Feudal- und dem Kommunal-Prinzip, zwischen Ghibellinen und Guelfen, kommt in der blutgedüngten Ebene zum Austrag: Legnano Vittoria sind seine Stationen. Noch nachhaltigere Siege aber werden an anderen Stätten errungen: in Parma Bologna Padua wo sich die hohen Schulen römischen Rechtes auftun, von Scharen deutscher Bildungsbeflissener besucht die lateinische Rechtsgedanken von hier aus über die Alpen tragen, sie daselbst deutschem Denken einfügen.

*

Aber auch späterhin, als längst das Po-Land der neuen Sprach-Nation Italien eingegliedert war, begaben sich in dieser europäischen Schicksals-Ebene Ereignisse die für Deutschland von weitreichendster Wirkung waren. Bei Pavia empfing die deutsche Reformation ihren schwersten Schlag, als durch diesen Sieg spanisch-römischer Absolutismus die Oberhand gewann; es wird ihr dadurch verwehrt gemeindeutsche Religion zu werden. Die Lombardei wird spanische, nachmals durch Erbgang österreichische Provinz. Dadurch wird sie zur großen Reibungsfläche zwischen der damaligen deutschen Vormacht und Frankreich. Im italienischen Feldzug erkämpft der neue französische National-Gedanke seine ersten Siege über den erstarrten österreichischen und weiterhin deutschen Legitimismus: Napoleon wird durch Lodi Marengo Arcole erst Napoleon.

In ihm wird der letzte Imperator durch einen Papst zum Rom-Kaiser gekrönt. Auch für ihn wird der glühende Reif Verhängnis. Nach Napoleons Sturz fällt die Lombardei an Österreich zurück, aber das angegliederte Fremdland bleibt Österreichs schwache Flanke. Seine militärischen Siege bei No-

vara Custozza Lissa — die letzten die diesem unorganisch gewachsenen, aus einer vergangenen in eine neue Zeit herüberreichenden, innerlich sinnlos gewordenen Staats-Gebilde beschieden waren — konnten nicht hindern daß das Lombarden-Land und nachmals Venetien sich befreien, und von hier aus erstand die nationale Einheit Italiens.

Etwa zweitausend Jahre nachdem die ersten Deutschen den Alpenwall überstiegen hatten, fast genau elfhundert Jahre nachdem durch Karl die Po-Ebene deutsches Reichsland geworden war, verschwanden für immer deutsche Hoheitszeichen aus diesem Stromland zwischen Alpen und Apennin. Vielleicht waren es die letzten Auswirkungen eines säkularen Irrtums wodurch die große deutsche Katastrophe unserer Zeit verursacht wurde: die Rivalität zwischen Österreich und Italien um die noch nicht im Nationalverband stehenden italienischen Sprachgebiete war Ursache der Gefühlsfeindschaft dieser beiden Völker und hat damit vielleicht das Kräfte-Verhältnis im europäischen Ringkampf entschieden. Und wiederum ist von den Alpen-Höhen deutsches Blut nutzlos in diese schicksalsträchtige Ebene hinabgeströmt, in dieses Massengrab deutscher Kraft.

*

In Bologna nur kurzer Aufenthalt. Wir sind von Heimkehr-Ungeduld ergriffen. Unbezwingliche Sehnsucht die Heilige Caecilie und die bemalten Leinwände der Reni Caracci Francia wiederzusehen haben wir auch nicht. So nehmen wir im kühlen Saal des Hotel Brun, das sich in dem schönen Palazzo Ghisleri eingehaust hat, eine treffliche Colazione und ziehen wieder los.

Es ist großer Lokal-Feiertag, Maria und San Luca. Die ganze Stadt auf den Beinen, sonntägliches Volk

drängt sich unter den Laubengängen, überflutet den Fahrdamm. Alle Kirchen sind weit offen, alle Altäre flimmern in Putz und Glanz, schwarz drängt sich die Menge der Gläubigen um die als besonders wirksam erprobten Heiligen.

Das drohende Gewitter hat sich verzogen. Fast violett steht der Glut-Himmel über der Ebene. Aber die breiten gutgepflegten Straßen erlauben rasche Fahrt, in windender Eile fliegen wir durch das Poderino wie dieser Teil der Ebene heißt. Hier wird Groß-Landwirtschaft getrieben, die Hanf-Kultur ist hier zu Hause. Über mannshoch stehen schon die schlanken Stengel, in dunkelstumpfem Grün zittern die schmalen lanzettigen Blätter. Große Scheunen mit überhängendem Dach und umlaufender Galerie, zum Trocknen Brechen Hecheln des Hanfs.

Nun über den Po der sich breit und träge der nahen Mündung zuwälzt. Der Baumwuchs wird spärlich, weite Sumpfstrecken, die Straße läuft auf breitem Damm, die Nähe des Meeres wird fühlbar, weiße Wolkentürme stehen reglos am Horizont.

Linker Hand erhebt sich unvermittelt aus der weiten Ebene eine Gruppe von Hügeln, die Euganeischen Berge. Vulkanische Kegel die wohl vor Jahrhunderttausenden den Boden dieser Meeresbucht durchstoßen haben. Auf diesen Inseln haben vor grauer Vorzeit die ersten Bewohner dieser Landschaft gehaust, zahlreich findet man Gräber und Reste der Stein-Bronze-Eisen-Zeit. Heiße Heilquellen entspringen an den Bruchrändern, eingebettet in üppige Kastanienwälder liegen hier die Badeorte Abano Monselice Teolo, und Este, uraltes Städtchen mit einem famosen kleinen Museum darin die Funde dieser historisch-prähistorischen Landschaft versammelt sind.

WÄLDER

Abstecher nach Venedig. Ich will die Stadt wiedersehen wo ich als Knabe geraume Zeit gewohnt, wo ich unter Führung eines Weisen die ersten Eindrücke von Italien und von Kunst empfangen.

Der väterliche Freund war zurückgeblieben als die Österreicher Venetien räumen mußten. Jahrelang Kommandant der Insel-Festung Malamocco wollte er sich von der liebgewordenen Stadt nicht trennen. Nun hauste er in einem halbverfallenen Palazzo auf dem Campo Sant Angelo an der Ponte dei Frari, durch die Fenster der weiten karg möblierten Zimmer hallten die melancholischen Rufe der Gondelführer herauf deren breite Ruder im trägen Wasser des Kanals klatschten.

Sonntags ging der Major in der verschollenen Uniform seines Regiments — weißer Waffenrock und blaue Hose —, zum Konsul, der im Palazzo Pisani seine Freunde bei Tisch versammelte. Und wenn er, der hochgewachsene aufrechte Mann mit wallendem weißen Bart, durch das Gewimmel der schwärzlichen Venezianer dahinschritt, sah er aus

Rio delle Erbe *Photo Anderson*

wie ein durch ein Naturwunder übriggebliebener Recke aus der Goten- oder Langobarden-Zeit. An den Wochentagen aber trappten wir nach der Colazione zum Largo San Moisè, dort trank er in einem kleinen Eingeborenen-Kaffee seinen Nero und sein Aperitif, und spielte eine geruhsame Partie Domino mit dem Dottore Riquetti, der mit seinem Schlemmerbauch und seinem Rohrstock mit goldenem

Rio San Canciano *Photo Anderson*

Knauf aussah wie eine Figur aus einer Goldoni-Komödie.

Hierauf aber gings auf Entdeckungsfahrt. Kreuz und quer wanderten wir durch die labyrintische Stadt, durch die malerischen Winkel entlegener Quartiere, durch die Calli Salizzade Rive Rughe Fondamenti, und wie sonst noch alle die Gassen Pfade Durchschlupfe heißen, über Campi Larghi

Piazze Piazzali weg, treppauf treppab die unzähligen Bogenbrücken, zuweilen für einen Soldo einen Kanal oder Rio mit dem Traghetto überquerend.

Zuweilen mietete er auch ein Boot — nicht die pathetische Gondel, sondern einen kleinen flinken Sandolo mit dem die Händler und Handwerker durch die Kanäle flitzen — und lenkte das Fahrzeug in das Gewirr abgelegener Wasserwege in denen die Zeit seit Jahrhunderten still steht und stockt. Unsägliche Traurigkeit aber auch unsäglicher Zauber liegt über diesen verlorenen und versponnenen Winkeln, fernab von den aufgeschminkten Kulissen einträglicher Fremden-Industrie. Da lebt noch das Pfahlbau-Geschlecht sein amphibisches Leben, das sich vor fünfzehnhundert Jahren in diese Lagunen geflüchtet hat um den Überfällen der Wanderhorden zu entgehen. Tiefeingeschnittene düstere Klammen zwischen hohen Wänden sind diese Kanäle auf denen sich aller Verkehr abspielt. Stets wechselnd die Ausblicke und Durchblicke. Werkstätten öffnen sich nach dem Wasser, Treppen führen aus den Häusern herab, hier finstere Wohnhöhlen der Armen, da die Front eines vermodernden Palazzo mit überstolzem Namen, dort ein enger Platz mit pompöser Kirchenfront.

Dann zu den Zattere hinaus, den Hafenkais, die den breiten Giudecca-Kanal entlang führen. Hier sind die Fahrzeuge der Küstenschiffahrt vertäut, von allen Enden des Mittelmeers legen sie hier an. Felukken von den dalmatinischen Inseln griechische Schwammfischer levantinische Handelskutter, zuweilen selbst breithüftige Schoner mit Kohle aus Wales oder Holz aus Norwegen. Dazwischen die schwerfälligen Lagunen-Frachter, in denen Erde und Ziegel Eisen und Balken zwischen den tausend In-

seln verladen werden, die von Grado bis Ravenna dem Festland und den Flußmündungen vorgelagert sind.

Was ist da alles Volk zu sehen! Kleine bewegliche Istrianer und hohe adleräugige Albanesen, schwatzhafte Griechen und verschlagene Armenier, wollköpfige Mischlinge und behäbige Türken. Hundert Dialekte schwirren durch die Luft. In offenen Garküchen wird Essen feilgeboten: Blöcke von gelber Polenta, Scheiben gebratener Kürbisse, in Öl sprazzelnde Frutti di mare, aufgeschnittene Wassermelonen an deren rotem Fleisch gierig Wespen nagen. Auf zerrissenen Rohrstühlen sitzen schmutzige Megären, klöppeln Spitzen und schelten mit gellender Stimme; Hafenhuren klappern paarweise in roten Saffianpantoffeln vorüber; ein Zigeuner läßt seinen Affen Künste zeigen umwimmelt von verlausten Kindern; um improvisierten Spieltisch drängen sich Matrosen in roter Schärpe schwarzer Baskenmütze einen goldenen Ring im Ohr. Kommen und Gehen Feilschen und Schelten Lachen und Singen, ein buntes Gefühl armseligen unbekümmerten gierigen unzerstörbaren Lebens.

Dann aber führte mich der Freund in die stillen Kirchen die verlassenen Paläste die Sammlungen und Skuolen, geleitete mich durch die Welt von Glanz und Schönheit die sich neben diesem Pfuhl wimmelnden Lebens angesiedelt hat. Ein stolzes hochmütiges herrschsüchtiges Geschlecht reichgewordener Handelsherren errichtete auf dem Gewirr sumpfiger Inseln ein machtvolles Staatsgebilde, das an Zucht und Kraft jahrhundertelang nicht seinesgleichen hatte. Auf eichenen Pfählen, tief in den fauligen Morast gerammt, erhoben sich Häuser Straßen Plätze Gärten, Paläste Kirchen Warenlager

Arsenale. Die Flagge mit dem Flügel-Löwen des Stadt-Heiligen Marcus flatterte in allen bekannten Meeren. Kühne Reisende stießen als Erste vor nach Asien bis China, nach Grönland und zum Hudson, nach den Kap-Verde-Inseln und Senegambien. Die Schätze zweier Welten strömten hier zusammen. Generationen von Baumeistern Bildnern Malern überschütteten die Stadt mit einer üppigen Reichtums-Kultur.

Nicht müde wurde der alte Mann von den großen Männern Venedigs und ihren Taten zu erzählen, als berichtete er die Großtaten seiner eigenen Ahnen. Und so ist mir diese tote Stadt, der prunkvolle Sarg ihrer eigenen Vergangenheit, durch die leidenschaftliche Liebe ihres Wahl-Bürgers in seltsamer Weise lebendig geworden.

*

In Mestre wird der Falke in einen Käfig gesperrt. Wir besteigen ein Motorboot, surren im Dunst der Frühe über die Lagune. Es ist Ebbe, die Untiefen heben sich überall aus dem Wasser, flache Schlammbänke auf denen Möwen und Kormorans herumstelzen, Krabben und Muscheln erbeutend. Pfähle und Bojen zeichnen die schmale Fahrrinne durch den schwelenden Sumpf. Allmählich wird das Wasser tiefer, da und dort ein Fischerkahn mit rotbraunem geflickten Segel, träge Lastboote bringen Früchte und Gemüse von der Terra ferma herüber, fern drüben die schlanke Silhouette einer Gondel die wie eine schwarze Sichel auf perlmutternem Spiegel hingleitet.

Nun lösen sich aus dem Dunst die Umrisse der Stadt. Bunte Dächer stehen gegen silbriges Blau, da und dort pfeilt ein schlanker Glockenturm empor, wölbt sich eine kupfergrüne Kuppel.

San Giorgio *Photo Anderson*

Wir fahren in den Canareggio ein, einer der breiten Kanäle die zum Canal grande führen. Fröhlich überspringen ihn Brücken mit weißem und buntem Marmorgeländer. Lebhaftes Morgengetriebe auf dem Wasser. Bauchige Barken, bis zum Rand gefüllt mit den grünen gesprenkelten Kugeln der Wassermelonen, sind am Ufer festgemacht; aus mächtigen Fässern wird Wein in den Keller einer Kneipe gepumpt; in flinker Schaluppe mit gekreuzten Rudern eilt ein Fischer zu Markt, vor sich im Boot die Ernte des nächtlichen Fanges: flache schwarze Rochen mit schneeig weißer Abseite, schlanke Azia wie kleine Haie anzusehen, bleiche Scampi-Krebse, bedrohlich stachlige Meerspinnen.

*

Nun den Canal grande entlang, diese seltsamste aller Prunkstraßen der Erde. Eng aneinander ge-

drängt, nur zuweilen von einmündendem Seitenkanal unterbrochen, die Schau-Fronten der Paläste die sich die venezianischen Handelsherren errichtet hatten. Es ist ein Architektur-Bazar, alle Bau-Stile geben sich hier Stelldichein. Wuchtige Renaissance-Würfel wie der Grimani des Sammicheli; ziervolle wie der Vendramin des Lombardo — uns Deutschen teuer als die Stätte, wo das Wunderwerk des Tristan entstand und Wagner seiner ruhelosen und gewalttätigen Seele Abschied gab; überladene wie der Pesaro und Rezzonico des Longhena; strenge wie der Corner des Sansovino. Barocke Fassaden wie die Kirche San Geremia, klassizistische wie der Palazzo Papadopoli, maureske wie der Fondaco dei Turchi. Vorherrschend aber und das Gesamtbild bestimmend jene Venedig eigentümliche Spitzbogen-Architektur, in der sich gotische byzantinische arabische Dekorations-Elemente zu einem heiteren malerischen verspielten und graziösen Schmuck-Stil vereinen. Zunächst ist man gewillt alle diese berühmten Schaustücke, an denen sich Generationen von Hochzeitsreisenden begeistert haben, den Foscari Dario Ca d'Oro und tutti quanti, als Zuckerbäcker-Architektur abzulehnen. Aber die einzigartigen mit keinen andern vergleichbaren Lebensumstände dieser Stadt, die bodenferne unverwurzelte, auf der beweglichen Salzflut beheimatete, schweifende sammelnde erobernde Seele dieses Händlervolkes, sie haben in den schillernden ganz auf Schau gestellten Prunk-Fassaden ihren einzigartigen und unvergleichlichen Ausdruck gefunden. Das widerspruchsvolle phantastische Antlitz dieser unglaubhaften Stadt nimmt allmählich den Sinn völlig gefangen, wie eines jener unglaubhaften, von einer anderen Logik als der unsrigen beherrschten, vom Zauber schwei-

fender Phantasie übersponnenen Märchen des Orients.

*

Nur in dieser unwahrscheinlichen Wasserstadt Phantasiestadt Märchenstadt ist auch solches Bauwerk möglich wie der Dogen-Palast, jeder Bau-Logik ins Gesicht schlagend, und doch beglückend all in seiner Widersinnigkeit. Ein schweres drohendes Kastell, machtvolle ungegliederte Ziegel-Mauern nur von wenigen Fenstern durchbrochen: und das ruht auf einer Doppel-Galerie weißer Marmorsäulen und filigranierter Bogen, die sich von einiger Entfernung ausnehmen wie zartes Spitzen-Gespinst. Diese Anordnung widerstrebt jedem statischen Gefühl jedem Bau-Gewissen. Aber die silberne flirrende Wasserluft löst die trotzigen Wände in Farbe und Leichte auf, das ist mit einemmal kein Kastell mehr sondern die schillernde Zauberburg des Herrn der Meere, der außerhalb der Festlandsschwere Festlandslogik sein anders bedingtes Leben führt.

Und nur hier, in diesem Bazar zwischen Ost und West, ist es möglich daß solche Gegensätze nebeneinander stehen und sich gleichwohl zu eigenartiger Harmonie vereinen, wie hier wo sich die Kanäle Rialto und Giudecca zum Hafen ausweiten: gegenüber dem Zauberschloß des Meer-Dogen die reichen Bogenreihen der Bibliothek; die byzantinischen Riesensäulen mit den Schutzheiligen der Stadt; die ausschweifende Barock-Phantasie der Maria Salute mit ihren weit ausladenden Voluten; der in senkrechter Strenge, quadratischer Pfeil mit leuchtender Spitze, aufschießende Campanile; und drüben, schon ein wenig verschwimmend im farbigen Dunst, die Palladio-Kulisse von San Giorgio. Aber zwischen all diesen Bauten wirrt und quirlt der Hafen mit sei-

Verrocchio, Colleoni *Photo Anderson*

nem unerschöpflichen Leben seiner regellosen Beweglichkeit. Pfeilschnell schießen die weißen Vaporetti, träg schwanken verankerte Segler in urtümlichen Formen mit buntem Bug, wie verschollene Meertiere schleifen die schwarzen Gondeln mit dem seltsam geformten Kieleisen über das plätschernde Wasser, ein mächtiger Indienfahrer wird von prustender Dampfschaluppe an gespannten Trossen eingeschleppt, ein Dreimaster fährt mit halbgeblähten Segeln aus in lässiger Fahrt. Um all diese Bewegtheit der Lärm des Hafens: Sirenen heulen Signalpfeifen schrillen Möwen kreischen Bootsführer rufen warnend. Und überall das leise unablässige Klirren und Klatschen kleiner Wellen gegen bemooste

Aus San Marco *Photo Anderson*

Hauswände abgetretene Marmorstufen kalfaterte Schiffsbäuche, gegen dicke Eichenpfähle die bunte Signallaternen tragen und an denen Muscheln und

Tang sich angesiedelt haben. All dies, das laute vergängliche Leben und die stummen dauernden Bauten, sind eingehüllt in spielendes Licht und zitternde Farbigkeit, die Strenge aller Konturen löst sich auf, Starres wird fließend, das Unmögliche möglich.

*

Unerträglich bleibt trotz der Versöhnlichkeit dieser Atmosphäre die Fassade der Marcus-Kirche. Sie ist völlig aus Bazar-Geist geboren, ist schlechthin barbarisch und peinlich. Da ist aufgespeichert was es irgendwo und irgendwann an Seltenheiten Kostbarkeiten Kunstbarkeiten gegeben hat. Altchristliche Sarkophagplatten byzantinische Porphyrfiguren romanische Kapitelle und Risalite; Säulen aus Granit Malachit Giallo antico Pavonazzo und was es sonst noch an seltenen und kostbaren Steinarten gibt; gotische maurische arabische Zierstücke; herrliche antike Bronzepferde; goldene Helme und schreiend bunte Mosaiken von den muraneser Fabriken. Das knallt und lärmt und blitzt und funkelt, ein prunkiges Schaustück für einen Völker-Jahrmarkt.

Im Innern freilich ist von dieser lauten Unruhe diesem flittrig-kostbaren Glanz nichts zu spüren. Hier hat sich über eineinhalb Jahrtausende weg ein einzigartiges Denkmal ost-christlichen Glaubensgeistes fast unversehrt erhalten. Denn wenn auch San Marco in seiner jetzigen Form erst im elften Jahrhundert errichtet wurde: so ist es doch von byzantinischen Meistern geschaffen die in fester Tradition wurzelten, und gibt somit das getreue Abbild eines Heiligtums wie es dem Religionsgefühl der Ost-Christen aus den ersten Jahrhunderten gemäß war.

Hier ist ein vollendeter Gott-Raum gebildet. Fünf mächtige Kuppeln sind zu griechischem Kreuz ver-

schränkt, riesige Bogen schlagen sphärische Brücken. Aus unsichtbaren Quellen sickert dämmriges Licht. Alle Wände sind mit Mosaik verkleidet, das Gold des Grundes weitet den Raum ins Unendliche, schafft Gefühl des Unwirklichen Überwirklichen.

In den Kuppeln und Bogen schwebt die Welt der Transcendenz, hier bewegen sich Geschehnisse die jenseits der Erfahrungswelt liegen. In erhabenem Glanz thront der Herrscher der Welt, hebt die Gottesmutter segnend und beschwörend die Hände, schwebt die Taube des Heiligen Geistes. Um sie herum stehen in leuchtender Leere Erzengel mit großen starren Augen, getragen von sechs bunten Flügeln.

In der tieferen Zone schreiten die Reihen der halbgöttlichen Mittler und Mittlerinnen. Im anfanglosen Kreis wird die Erschaffung der Welt erzählt, der Sündenfall, der Untergang in der großen Flut. Der Turm Babels wird gebaut. Die Mauern Jerichos fallen. Maria liegt im Wochenbett. Von fern her ziehen Könige und beten das Kind an. Auf dem Ölberg ringt der Erlöser mit menschlicher Todesnot. Das Gewimmel der heiligen Legenden füllt den Raum, in den hieroglyphischen Zügen musivischer Darstellung hingeschrieben.

All dies strahlt im eigenen Licht der Millionen Farbensteine die wie ein Heer von Sternen in regellos-regelvollem Gang sich an diesem künstlichen Firmament bewegen. Ein Kreis schwebt neben anderm Kreis. Eine Welt überwölbt die andere. Durchblicke lassen sie ineinanderkreisen wie Himmelsschalen. Diese kosmische Durchdringung farbiger Sphären erfüllt den Menschen in seiner dämmerigen Niederungswelt mit dem Gefühl der Teilnahme an einer über ihm und seinem Schicksal schwebenden ewigen

Alpental *Photo Dornach*

andern. Eine goldene Tafel, bedeckt mit dem schweren Glanz der Emailmalerei, aufgerichtet wie ein heiliger Stein hinter Marmor-Schranken, auf denen das Schmerzensbild des Gekreuzigten steht geleitet von Aposteln und Märtyrern. In Nischen altersgeschwärzte Anbetungsbilder, vom flackernden Glanz der ewigen Lampe überzuckt. Das Mosaik des Bodens vom Schreiten ungezählter Geschlechter abgeschliffen, gebuckelt von der Bewegung des überdeckten Schlammgrundes. Erfüllt ist der ganze Raum von der Anbetung der Jahrhunderte. Gedrückt verdunkelt umdämmert die Niederung; aber in unverjährtem Glanz erhebt sich darüber, hochheilig ungreifbar unbegreiflich, unwirklich und dennoch wahrhaft wirklich, die Über-Welt im feierlichen ewigen Ringen.

Das ist San Marco, der heiligste, der einzig heilige Dom Italiens.

*

Fast schnurgerade führt die Straße nach Norden. Das Land ist bretteben. Eintönig schnurren wir hin

Haus in Tirol *Photo Dornach*

zwischen Maisfeldern Maulbeerhecken Korbweiden. Dann und wann durch ein Städtchen, verschlafen blinzelnd in der unbarmherzigen Mittagssonne, verstaubte breite Straßen, das Stadthaus ein verfallender Palazzo, geflügelten Löwen als Wappentier über dem Tor, Erinnerung daran daß die See-Königin ehedem ihren Machtbereich auch auf das Festland ausgedehnt hatte.

Die blauen Schatten des fernen Gebirgs rücken allmählich näher, steigen höher auf zu blauer Wand über dem monotonen Grün der fruchtbaren Ebene. Nun läuft die Straße einen Fluß entlang der in munterer Schnelle hinschießt, Gefäll und Klarheit aus

seiner Bergheimat herabbringend. Hügel steigen an, steinig und karg, von Weinterrassen bedeckt. Die weiß und bunt bekalkten Häuser der Ebene machen den roh aus Steinen geschichteten verrauchten Hütten der Bergbauern Platz. Nun engt sich das Flußtal, wird zur Schlucht. Die Straße klettert steile Felswand hinauf, brausend stürzt der Fluß in tiefe Kessel, kühler Bergwind fegt uns um die Stirnen.

Die Höhe der Vorberge ist erreicht. Schmales, unfruchtbares Plateau, von ärmlichen Dörfern besiedelt. Dahinter steigt von neuem das Gebirg an, steile Halden über denen bleiche Grate und Spitzen vorlugen. An einer Straßenwende halt. Freier Ausblick nach Süden, wie von einem Vorgebirg fällt der Blick in die Tiefe, weit hin über die gesegnete Ebene da unten mit ihren weißen Straßenbändern glitzernden Flußläufen betürmten Städten.

*

Nur wenige Wochen ist es her daß wir aus den Bergen hinabstiegen, aus dem Nordland ins ersehnte Südland. Aber uns ist es als seien es Jahre her. Als Andere kehren wir zurück als wir ausgefahren sind. Mit offenen Augen und offener Seele haben wir dieses Land in uns aufgenommen, wir sind erfüllt von Erschautem und Erlebtem Gefühltem und Gedachtem. Aber seltsam: je vertrauter uns diese Erde wurde — um so mehr fühlten wir uns ihr im tiefsten Wesen fremd. Wir sind — verspätetes Fähnlein im endlosen Zug der deutschen Italienfahrer — ausgezogen um das Südland zu erobern; und nun wo wir wieder nordwärts ziehen fühlen wir deutlich in uns: das ist unser Weg.

Das Land zwischen Alpen und Nordmeer, von der Gunst der Götter nicht verwöhnt — es ist unser

Land; der trübe kimmerische Himmel der selten lacht, nur zuweilen, o wie beglückend! lächelt — er ist unser Himmel; die Fluren und Ströme Weiler und Städte Berge und Wälder, die deutsche Landschaft und was alles in ihr durch tausend Jahre geschaffen gebildet geträumt wurde — das allein ist wirklich unser, es lebt und blüht und wirkt in uns.

Wie haben wir es in diesen Wochen besser verstehen und lieben gelernt dieses Land, unser Land, Deutschland! Seine Vergangenheit, seine Zukunft, und — trotz allem — seine Gegenwart. Es ist die Heimat — wie seltsam, daß es in den romanischen Sprachen dieses Wort nicht gibt. Ein warmer Strom quillt in uns auf wie sich nun die Straße wieder nach Norden wendet — der Heimat zu.

*

Steil gehts aufwärts. Die Schlucht nimmt uns wieder auf. Schroff fallen die Felswände ab. Tosend stürzt uns von Stufe zu Stufe der Bergbach entgegen. Silberne Fäden stäuben von Überhängen nieder. Feuchte Kühle umgibt uns. Kuppen und Stufen begrünen sich. Aus schattigen Klüften sprießt Farnkraut. Blauer Enzian rote Federnelken gelbe Ranunkeln siedeln in niedrigen Tuffs. An flacherem Ufer hängen Erlen und Haseln über dem Bach, Türkenlilie blüht in ihrem Schatten, eine Bachstelze wippt auf umspültem Stein.

Nun knattern wir in scharfen Kehren die Riesenmauer hinauf welche die Schlucht sperrt. Die Wände treten auseinander. Weite öffnet sich, die Schlucht bleibt unter uns, nun ist der Kamm überstiegen: und vor uns liegt ein breites Alpental, grüne Matten, beblümte Wiesen, drüber hingestreut schmucke Bauernhäuser, umrahmt von dunklen Fichtenwäldern. Dar-

über steigen auf, trotzig zerschroft zerrissen, Rippen und Klippen in phantastischen Formen und Farben.

Sanft sinkt die Straße vor uns ab, drüben weitet sich das Tal, in seiner Mitte ein stattliches Dorf gedrängt um die weiße Kirche mit nadelspitzem Turm. Übermütig rauscht und quirlt neben der Straße ein gletschergrüner Bach, helle Lärchen stehen in Gruppen auf der Wiese, dunkle riesige Fichten. Es ist als fühle der Falke den langentbehrten Duft von Tannenharz: mit leisem Pfeifen legt er los, gleitet sanft und zügig dahin — und nun mit einem Aufjauchzen stürzt er sich in die heimatlichen Wälder.

NACHWORT

Italien ist ein deutsches Problem. Kein Land und Volk hat gleichermaßen in politischer religiöser künstlerischer Hinsicht so tiefgehende Wirkung auf uns Deutsche geübt. Jedes Zeitalter bisher mußte sich mit diesem Problem auseinandersetzen, hat Italien neu und anders erlebt. Dies mag das Wagnis rechtfertigen, zu den tausend deutschen Italien-Büchern noch ein tausend-erstes zu fügen.

Ich habe versucht das Erlebnis selbst, die Klärung und Sichtung seiner Fülle, die Einordnung in den eigenen geistigen Bestand wiederzugeben. Es sollte ein lebendiges Werden dargestellt, nicht Gewordenes fertig vorgelegt werden. Vielleicht mag das Buch um deswillen Manchem helfen, sich von überkommenen Urteilen und ehrwürdigen Vorurteilen frei zu machen, unbefangener und unmittelbarer in diese andere Welt einzutreten, sich zu bereichern ohne sich zu verlieren. Denn Reisen, Berührung mit fremden Lebenskreisen, Eintritt in fremde Anschauungs- und Gefühlswelten: welch innerer Sinn käme diesem Tun zu, wenn es uns nicht dazu dient uns selbst unser Wesen unsere Wurzeln deutlicher zu erkennen, leidenschaftlicher zu fühlen?

Gerade wir Deutsche neigen dazu uns an Fremdes zu verlieren wenn wir Fremdes aufnehmen. In diesem Sinne war Italien für uns jahrhundertelang eine deutsche Gefahr. Ungezählte Deutsche, und nicht die schlechtesten, sind ihr erlegen. Es ist nur eine Generation zurück, daß beweglichen und empfänglichen Seelen italienische Landschaft und Kunst so vertraut war wie deutsche fremd. Und noch heute kommen auf hundert Menschen die Florenz und Rom genau kennen, keine fünf die Regensburg Bamberg Hildesheim erlebt haben.

Mir, aus einer Generation stammend in der es nur Wenigen bekannt war, daß wir Deutsche eine kulturelle und künstlerische Vergangenheit haben die mit der jedes anderen Landes in die Schranken treten kann, und daß Deutschland übersät ist mit herrlichen Denkmälern und

Zeugnissen dieser Vergangenheit: mir wurde eine späte Italien-Reise in tiefstem Sinne eine „Reise nach Deutschland". Und wenn dieses Buch den einen oder andern seiner Leser gleichen Weg führt: dann ist es nicht umsonst geschrieben.

Dies Buch schrieb ein Laie für Laien. Ich bin darauf gefaßt daß mir die Fachmänner da und dort Irrtümer nachweisen werden. Sei es drum: wer für sich einen neuen Weg sucht wird nicht vermeiden können einmal fehlzugehen. Auch wird man mir vorhalten daß ich gegen manche Ereignisse und Persönlichkeiten ungerecht sei. Aber auch diesen Vorwurf werde ich mit Gelassenheit hinnehmen. Denn es ist nicht Sache des Lebens gerecht zu sein. Das ist Sache der objektiven toten Wissenschaft. Das lebendige Leben aber wertet, es ist subjektiv, ist ungerecht. Geschichtliches Geschehen und sein Niederschlag in einem Land und Volk ist von solcher Fülle und Vielfalt, daß aus dem wirren Gesträhn immer nur ein paar Fäden herausgehoben werden können, die der Wille des Betrachters wählt. Betrachten heißt also schon deuten, einordnen in das eigene Weltbild. Niemand kann sich ermessen die Wahrheit zu finden: es ist schon genug wenn jemand seine Wahrheit findet.

Aus Wahrheit und Irrtum besteht das Leben. Aus richtigen und falschen Erkenntnissen besteht ein Buch. Beide sind gleich forderlich wenn sie zur rechten Zeit bereiten Boden befruchten: was ich glaube an einigen leuchtenden Beispielen aufgezeigt zu haben.

*

Wie wenig uns Deutschen, die wir in den entlegensten Kulturen zu Hause sind, die eigene Kultur-Vergangenheit am Herzen liegt, beleuchtet nicht übel die Tatsache daß uns eine Lobrede so gut wie unbekannt ist die ein Italiener auf das Deutschland des fünfzehnten Jahrhunderts gehalten hat. Es ist die „Germania" des Aeneas Silvius, des nachmaligen Papstes Pius Piccolomini. Er war als Delegat der römischen Kurie an den Konzilen in Basel und Konstanz tätig, war Vertrauter des Kaisers Friedrich von Habsburg, hat viele Jahre Deutschland kreuz und quer bereist. Es ist freilich eine Tendenzschrift und vielleicht ein wenig rosig gefärbt: denn sie will die Beschwerde des Mainzer Kanzlers zurückweisen, daß Deutschland zu hohe Abgaben an den päpstlichen Stuhl leisten müsse. Gleichwohl gibt die Schrift im wesentlichen die wahre Meinung des Aeneas wieder wie aus seinen Privatbriefen an Freunde erhellt.

Wir haben ganze Bibliotheken von Italien-Büchern; was Stendhal Ruskin Taine über Italien geschrieben haben ist dem deutschen Leser in zahlreichen Ausgaben zugänglich. Aber was dieser urteilsfähige Humanist über Deutschland in einer seiner großen Zeiten schrieb, ist dem deutschen Gebildeten unbekannt. In kunsthistorischen Arbeiten wird der Schrift zuweilen flüchtig Erwähnung getan. Aber bis heute gibt es keine deutsche Übersetzung*) dieses Werkes, das neben der Germania des Tacitus in allen deutschen Schulbüchern stehen sollte.

Ich kann mir nicht versagen hier einige Kapitel daraus, ein wenig gekürzt, wiederzugeben:

Deutschlands Ansehen hat sich gegen ehedem gewaltig verschönert. Überall sehen wir bebaute Äcker, neuangelegte Weinberge, Obstpflanzungen und Blumengärten, Gebäude voll von Annehmlichkeiten, sehr anmutige Landhäuser, Burgen auf Höhen gelegen, Flecken von Mauern umgürtet, glänzende Städte, an denen gewaltige Ströme vorübergleiten oder um die sich die klarsten Flüsse schlingen, die man auf steinernen oder hölzernen Brücken überschreiten kann. Durchlaufen wir ein wenig Deutschlands bemerkenswerte Städte, und es wird klar werden, wie groß der Ruhm die Pracht und der Glanz dieser Nation ist.

In ganz Europa wird man nichts Herrlicheres nichts Prächtigeres finden als Köln, das nach der Gattin des Claudius, der Mutter des Nero, Agrippina genannt wurde, berühmt durch die Gebeine dreier Heiligen. Die Stadt ist durch Kirchen und Bauwerke ausgezeichnet, hervorragend an Bevölkerungszahl, berühmt durch Schätze, mit Blei gedeckt, geschmückt mit Palästen, geschützt durch Türme, stolz auf den Rhein und die lachenden Fluren ringsum.

Gehen wir hinüber nach Gent, dieser sehr volkreichen Stadt und nach Brügge, dem besuchtesten Handelsplatz des ganzen Westens. Mögen diese Städte auch zu Frankreich gehören, so bedienen sie sich doch deutscher Sprache und Sitte. Wir übergehen die glänzenden Gemeinden Brabants, Brüssel Mecheln Antwerpen und Löwen, und kehren an den Rhein zurück.

Die uralte Stadt Mainz, durch die Niederlage des Varus berühmt, durch die Pracht seiner Kirchen bekannt, geziert durch private und öffentliche Baulichkeiten, hat

*) Soweit ich feststellen konnte existiert nur ein kurzer Auszug in der „Quellensammlung für geschichtlichen Unterricht".

nichts was man tadeln könnte außer der Enge der Straßen.

Niemand wird bestreiten daß Worms, wenn es auch keine große Ausdehnung hat, dennoch eine glänzende und sehr liebliche Stadt ist. Hier fand jener deutsche Konvent statt, der der römischen Kirche unter Calixtus II. die Investitur der Bischofssitze zurückgab, während von Otto I. an bis zu diesem Zeitpunkt die Kaiser selbst die deutschen Bischöfe einsetzten.

Auch Speier ist ansehnlich, es ist volkreich und mit prächtigen Bauwerken geschmückt. Sein berühmter Dom, obwohl er im Jubeljahr verbrannte, ist doch nachher wieder so aufgebaut worden daß jener Brand als ein Glück angesehen werden kann. In diesem Dom sind viele Kaiser begraben, darunter Rudolf der als Gründer des österreichischen Kaiserhauses gilt.

Und gar Straßburg, Silberne genannt, ist so voll Glanz und Zier daß man ihm nicht ohne Grund diesen Namen gegeben hat. Es weist Ähnlichkeit mit Venedig auf, ist von vielen Kanälen durchzogen die die Schiffe nach fast allen Straßen hintragen; aber es ist um so gesunder und angenehmen, als durch Venedig salziges und stinkendes, durch Straßburg süßes und klares Wasser fließt.

Die bischöfliche Kirche, die den Namen Münster trägt, ist köstlich aus Haustein errichtet und erhebt sich zu einem gewaltigen Gebäude; sie ist mit zwei Türmen geschmückt, von denen der eine vollendete, ein Wunderwerk, sein Haupt in den Wolken verbirgt.

Wir haben Aachen ausgelassen, den Sitz des deutschen Königtums, wo jene in ganz Deutschland berühmte Pfalz der Kaiser steht. Sie weist vortreffliche Steinfiguren auf. In der Kirche, wo die Könige gesalbt werden, wird alle zehn Jahre das Unterkleid der seligen Jungfrau Maria, das man Hemd nennt, dem Volk als verehrungswürdiges Heiligtum ausgestellt; unter den Reliquien wird auch das Haupt Karls des Großen aufbewahrt.

Erwähnenswert ist auch Trier, Residenz eines Erzbischofs. Man behauptet, es sei von Atreba dem Sohn des Ninus und der Semiramis gegründet, und sei um dreizehnhundert Jahre älter als Rom. Schon unter dem Pontifikat des heiligen Petrus habe es die Heilslehre Christi angenommen.

Nicht zu vergessen sind auch die berühmten Plätze Kempten und Memmingen und das am Lech gelegene Augsburg, dessen Schutzpatron der heilige Ulrich ist der den Papst wegen seiner Konkubinen anklagte. Es ist

schwerlich eine andere Stadt zu finden die diese übertrifft, ob man nun den Glanz der Gebäude oder den Wohlstand von Bürgerschaft und Geistlichkeit oder die Form der Selbstverwaltung betrachtet.

In Bayern wird man kaum einen Ort finden, dessen Nettigkeit nicht hohe Bewunderung verdiente. Salzburg, das seinen Namen von dem Fluß hat, an dem es liegt, hieß ehedem Arvinia, ist Sitz eines Erzbischofs und berühmt durch die uralte Kirche des heiligen Robert. Nichts bleibt zum Glanz dieser Stadt zu wünschen übrig, ob man nun die öffentlichen oder die privaten Bauten betrachtet.

Noch größer ist Regensburg, bemerkenswert durch eine Kirche des heiligen Apostels Petrus und durch die steinerne Donau-Brücke, vor allem aber durch die St. Emeranskirche. Dort soll nach Versicherung des Papstes Leo der heilige Dionysius begraben liegen, der aus Paris durch Diebstahl dorthin entführt wurde. Ferner hielten in dieser Stadt die deutschen Kaiser oft Reichstage ab. Als Kaiser Konrad ins Heilige Land aufbrach, stand München in höchstem Glanz. Nicht minder sind Straubing, Landshut und Burghausen zu erwähnen wegen der Zierlichkeit der Straßen und der Pracht der Gebäude.

Schön und herrlich gelegen ist Passau, hier vom Inn und dort von der Donau durchflossen. Denn hier vereinigen sich diese beiden gewaltigen Ströme miteinander, so gleich an Größe daß nicht leicht zu entscheiden wäre welcher der Sieger ist und deshalb dem Inn seinen Namen raubt.

In Österreich gibt es mehrere der Erwähnung würdige Städte, unter ihnen ist nicht die geringste Neustadt, berühmt durch Aufenthalt des hochseligen Kaisers Friedrich. Aber die weitaus berühmteste ist Wien das die Alten Flavianum nannten, denn hier, glaubt man, standen die Flavianischen Altäre deren Ptolemäus Erwähnung tut. Dies ist der alte Stammsitz der Herzöge von Österreich, mit Palästen würdig von Königen bewohnt zu werden, und mit Kirchen die Italien bewundern könnte. Unter diesen ist der Stefansdom bewunderungswürdiger als ich mit Worten ausdrücken kann. Als einmal bosnische Gesandte seinen Turm besichtigt hatten und sowohl die Kunst als die Höhe bewunderten, brachen sie in die Worte aus, dieser Turm sei mehr wert als das ganze Königreich Bosnien. Wir schweigen von dem Glanz und der Geräumigkeit der Privatbauten; man kann deren nicht wenige finden die sich bis zur Vortrefflichkeit steigern. Übrigens liegt diese Stadt und die anderen, die wir er-

wähnen werden, außerhalb des alten Deutschland, im neuen Deutschland.

Denn nicht nur das eigentliche alte Deutschland ist durch hervorragende Städte und Orte berühmt. Gegen Osten liegt jenseits der Oder Breslau, eine Stadt aus Ziegelsteinen, nicht minder schmuck als mächtig, deren Bistum man einst das goldene nannte.

Obwohl Böhmen die slawische Sprache gebraucht gehört es doch zum deutschen Reich und lebt nach deutschen Sitten; es gibt unter den Böhmen, wenigstens unter dem Adel, nur wenige die nicht beide Sprachen beherrschen. Von allen Seiten ist das Land von deutschen Völkern umschlossen. Daß Böhmen deutsch ist beweist auch klar der Umstand, daß die Priester in den Kirchen das Volk nur in deutscher Sprache lehren dürfen und bloß auf den Friedhöfen in slawischer.

In dieser Provinz ist die Hauptstadt Prag, eine sehr große und schöne Stadt und nicht geringer und unansehnlicher als das etruskische Florenz. Es ist von einem Fluß durchschnitten der Moldau heißt und wesentlich größer ist als der Arno; seine Königsburg ragt durchaus unter den Bauten Deutschlands hervor. Außerdem sind noch namhafte Städte in Böhmen: Kolin Brod Leitmeritz Pilsen Leitomischl Gitschin und Budweis. Wir übergehen Tabor, diese stark befestigte Ketzerburg, und sonstige zahlreiche und bedeutende Städte dieses Volkes.

Am Ozean findet man nicht wenige erwähnenswerte Städte. Aber alle übertrifft Lübeck mit seinen hohen und reichgeschmückten Kirchen und Häusern, eine Stadt so mächtig und so reich, daß auf ihren Wink drei große Königreiche, Dänemark Schweden und Norwegen, ihre Könige zu wählen oder abzulehnen pflegten.

Rostock und Mecklenburg, im Binnenland die Gemeinde Hildesheim, sind ansehnliche Städte. Verden und Braunschweig sind berühmte Sachsenstädte, einst die Heimat der ottonischen Kaiser. Der alte Bischofssitz zu Bremen, des dänischen Volkes Mutter in Christo, hat einen sehr ruhmvollen Namen. Magdeburg gilt als groß und ansehnlich und ist zugleich Sitz des Erzbischofs von Sachsen.

Nicht wenige Plätze wären in Hessen zu nennen, aber noch mehr in Thüringen, dessen größter und berühmtester das volkreiche und wohlhabende Erfurt ist.

In Franken liegt am Main Frankfurt, ein gemeinsamer Handelsplatz der Nieder- und Oberdeutschen, und wenn auch großenteils aus Holz, so doch mit mehreren steiner-

nen Palästen geschmückt in denen selbst Könige nicht unwürdig aufgehoben wären. Sehr stolze Kirchen aus Haustein stehen daselbst zu Gottes Ehre. Eine Steinbrücke von erstaunlicher Länge verbindet den kleineren Teil der Stadt diesseits des Mains mit dem größeren jenseitigen. Hier liegt auch das berühmte Rathaus, in dem häufig die Kurfürsten zusammenkommen um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten, und hier wählen sie, wenn das Reich erledigt ist, den Kaiser. Erwähnenswert ist auch Aschaffenburg, die Sommerresidenz von Mainz, wo man alles Lästige abschüttelt.

Am Ufer desselben Flusses liegt Würzburg, ein Herzogs- und Bischofssitz, durch herrliche Kirchen bemerkenswert und durch eine Burg stark befestigt. Dann ist Bamberg ein durch seinen herrlichen uralten Dom berühmter Ort; im Dom liegt Kaiser Heinrich der Heilige, dieses Namens der zweite, begraben. Ich übergehe Forchheim, berühmt durch seine schneeweißen Semmeln, und Ansbach und Rothenburg und die beinahe zahllosen anderen Orte Frankens, deren Befestigungen und Bauten sehr bedeutend sind.

Die Stadt Nürnberg, von der Pegnitz durchschnitten, darf ich nicht übergehen. Welch einen Anblick bietet diese Stadt! Welcher Glanz welche Anmut welcher Reiz welcher Gottesdienst welche Verfassung! Was kann man an dieser in allen Stücken vollkommenen Stadt alles zu sehen bekommen! Was für ein Anblick für den, der aus Unterfranken kommt und diese Stadt von ferne sieht! Von außen gesehen welche Majestät und Pracht, von innen welcher Glanz der Straßen, welche Zierlichkeit der Häuser! Was ist großartiger als die Sebalduskirche, was glänzender als die Lorenzkirche, was stolzer und fester als die kaiserliche Burg, was berühmter als der Wallgraben und die Mauern! Wieviel Bürgerhäuser findet man dort von höchstem Komfort! Die Könige der Schotten würden wünschen so herrlich zu wohnen wie mittlere Bürger von Nürnberg.

Wenn man die Wahrheit sagen soll, so gibt es kein Volk in Europa dessen Städte so schmuck oder von so gefälligem Anblick sind als die der Deutschen. Vielleicht könnte man von den italienischen Städten einige vorziehen, wie Venedig Genua Florenz Neapel, die voller Glanz und Prunk sind. Aber wenn man Volk mit Volk vergleicht, so gibt es keinen Grund die Städte Italiens den deutschen vorzuziehen. Deutschlands Ansehen ist gleichsam jungfräulich und die Städte selbst scheinen

gleichsam erst gestern angelegt und errichtet zu sein. Daraus geht hervor daß dieses Volk nicht mittellos ist; denn arme Leute können nicht so prächtig bauen. Und wenn der Spruch wahr spricht, daß dort Geld ist wo Gewerbefleiß zu Hause, so muß man bekennen daß die Deutschen notwendigerweise sehr wohlhabend sein müssen, von denen ein sehr großer Teil auf Gewinn und Geschäfte ausgeht und weit und breit die Provinzen durchschweift. Denn wie Flaccus sagt: „Wer vor der Armut flieht durch Meer Gebirg und Feuer, wird unbedingt reich nach Hause zurückkehren.

*

Von Quellen-Angaben und Literatur-Nachweis glaubte ich absehen zu dürfen. Bei der unendlichen Fülle von Stoff und Beziehungen, die einem betrachtsamen Italienfahrer entgegentreten, muß die Kenntnis dessen was Generationen von Gelehrten gesammelt geforscht geschrieben haben notwendig äußerst lückenhaft sein, und ich wünsche weder den Eindruck einer Belesenheit zu erwecken die ich nicht besitze, noch durch sorgfältige Sichtung die fremden und die eigenen Federn zu unterscheiden. Ich habe nicht den Ehrgeiz neue Erkenntnisse gewonnen zu haben: wahrscheinlich ist Alles was in diesem Buch gesagt wird schon von Irgendjemandem Irgendwo gesagt worden. Aber Erkenntnisse werden neu wenn sie Erlebnisse werden. Es sind die Augen die die Dinge verändern, sagt John Gabriel Borkmann. Und da meine Augen mein Hirn mein Herz erstmalig und einmalig sind, so wird vielleicht auch Das, was sie gemeinschaftlich gesehen gedacht gefühlt haben, als ein Gesamt-Erlebnis erstmalig und einmalig sein.

Die Übertragung der schönen Esel-Hymne des Francis Jammes stammt von Ernst Stadler, sie ist den „Gebeten der Demut" entnommen (Kurt Wolff, Verlag). Die des Gedichtes Ulrich von Huttens steht in der Monographie des David Friedrich Strauß (Insel-Verlag). Für die sachkundige Hilfeleistung bei der Übertragung aus dem mörderlichen Kirchenlatein des Aeneas Silvius habe ich Dr. Hans Bogner zu danken.

*

Das diesem Buch zugrunde liegende Reise-Erlebnis stammt aus dem Jahre 1924, es wurde auch zu großem Teil damals niedergeschrieben. Wenn ich mich auch nicht streng an den horazischen Ratschlag zu halten pflege,

man solle ein Buch erst im neunten Jahr nach seiner Entstehung drucken lassen: so schien es mir doch immer richtig einige Jahre darüber ins Land gehen zu lassen. Erst wenn einem dann ein Buch noch wichtig erscheint mag es vielleicht nicht ganz unwichtig sein. Aus diesem Umstand erklären sich einige Aktualitäten die heute nicht mehr aktuell sind. Aber in zehn Jahren wird es deren noch mehr geben: und so habe ich von Änderungen und Ergänzungen abgesehen, mag auch Manches aus dem damaligen deutschen Seelenzustand heraus schärfer gefühlt oder auch undeutlicher gesehen sein als heute gemäß wäre.

*

Die Abbildungen stammen, wie unter den Bildern vermerkt, von folgenden Kunstanstalten: Fratelli Alinari, Florenz; Anderson, Rom; Staatliche Bildstelle, Berlin; Bissinger, Erfurt; Brogi, Rom; F. Bruckmann A.-G., München; Karl Dornach, Innsbruck; EPC, Rom; Ferrari, Bozen; Dr. Gröber, München; Kröner, Bamberg; Largajolli, Brixen; Manelli & Co., Rom; Gebr. Metzger, Überlingen; Rudolfi, Garmisch; Kunsthist. Seminar, Marburg; Dr. Schmitt, Straßburg; Städel-Museum, Frankfurt; Dr. Franz Stödtner, Berlin. Die Herkunft einer Anzahl Photos war nicht festzustellen.

Ich möchte bei diesem Anlaß nicht verfehlen auf das im Kurt Wolff-Verlag erschienene Monumentalwerk „Deutsche Plastik" hinzuweisen, das mit seinen schönen Bildtafeln und seinen gedrängten ungemein übersichtlichen Einführungen durch Panofsky Pinder Feulner Sauerlandt eine würdige Gesamt-Darstellung der deutschen Plastik in fünf Jahrhunderten gibt.

INHALT

ALPEN-ÜBERGANG

Alpenbarre 9
Trentino 29
Verona 45

APENNIN

Ebene und Gebirg 61
Ligurisches Meer 81
Pisa 99
Nach Florenz 123

FLORENZ

Stadtbild 135
Der Duce 149
Fresken 159
Bilder 177
Michelangelo 189

SIENA

Tote Städte 205
Gotische Stadt 215
Via Cassia 241

DIE ZWEI IMPERIEN

S. P. Q. R. 271
Kaiserreich 283
Romkirche 297

PAPALES ROM
Papal-Stil 309
Basiliken 325
Papst-Könige 337
HISTORISCHER EXKURS
Rom deutsches Schicksal 359
ANTIKES ROM
Trümmer 377
Bildwerke 391
Pantheon und Hadriansgrab 411
BESUCH BEI GROSZEN
Giordano Bruno 427
Michelangelo 437
Raffael 449
KUNSTHISTORISCHER EXKURS
Raffael und Grünewald 461
Absolutismus 487
Das klassische Ideal 505
Goethes Romfahrt 525
RÖMISCHER ABGESANG
Campagna-Streife 539
UMBRIEN
Tiberland 559
Perugia 577
Assisi 591
HEIMFAHRT
Arnothal 607
Po-Ebene 617
Wälder 625
NACHWORT 645

ROBERT PRECHTL

ALKESTIS
DIE TRAGÖDIE VOM LEBEN
5. Tausend

TRILOGIE DER LEIDENSCHAFT
YSOT, MARKE, TRISTAN
DREI DRAMEN

DIE NACHT DER JENNY LIND
EIN FRÖHLICH-ERNSTES SPIEL

TIMON
VON SHAKESPEARE
ÜBERSETZT UND BEARBEITET

SPIEL UND ZWISCHENSPIEL
VERSUCHE ZU MENSCHLICHER
UND KÜNSTLERISCHER ERZIEHUNG

PANKRAZIUS PFAUENBLAU
DER WEIBERSTAAT
NACH ARISTOPHANES

MAR 1976